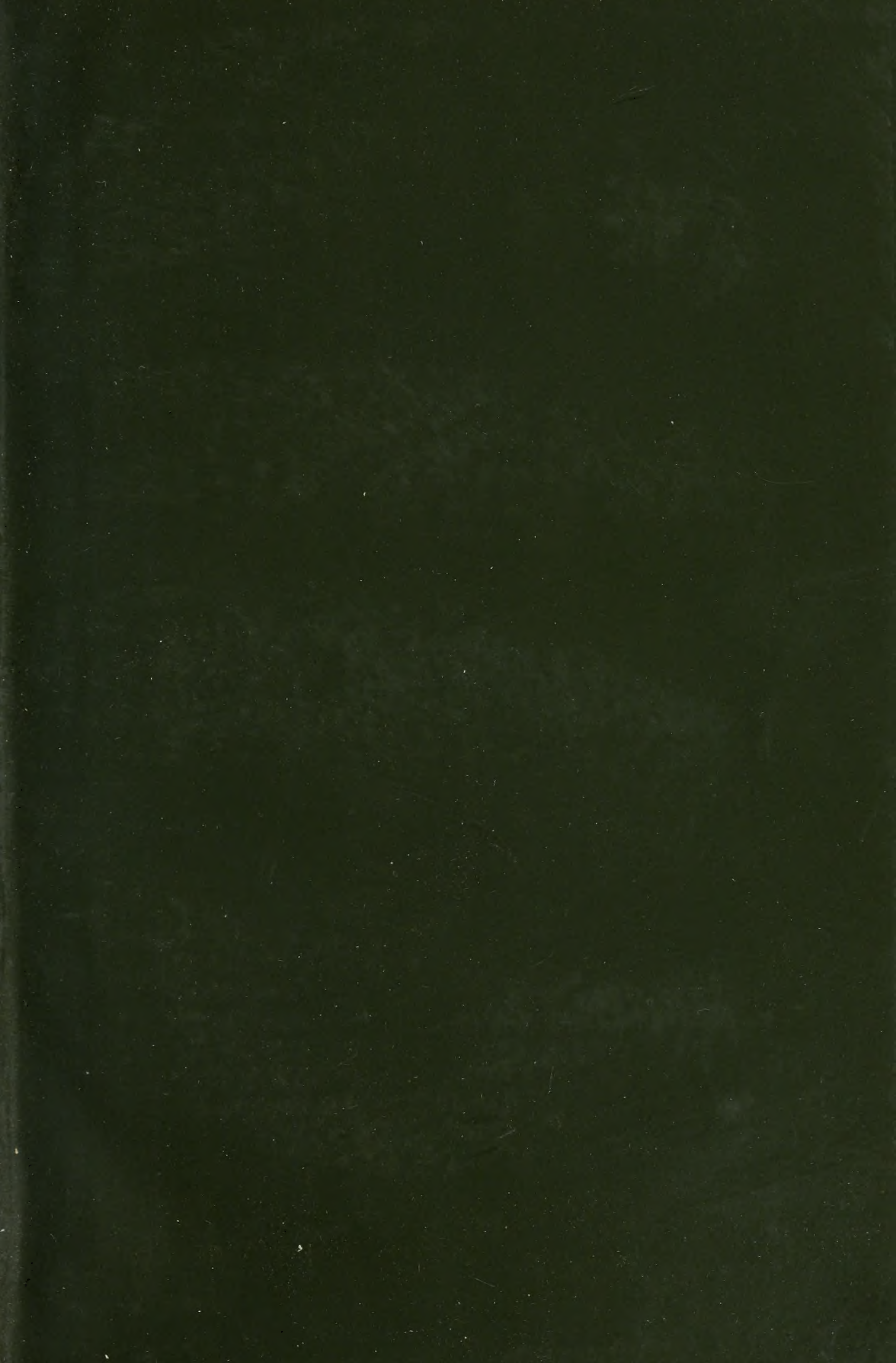


Marbacher Schillerbuch



Veröffentlichungen

des

Schwäbischen Schillervereins

Im Auftrag des Vorstands

herausgegeben von

Otto Güntter

Zweiter Band

Marbacher Schillerbuch II



Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



F Schiller

Marbacher Schillerbuch

II

Herausgegeben von

Otto Güntter



Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort.

Dem ersten Band der „Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins", der als Festschrift zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag erschien, folgt hier als zweite Gabe für unsere Mitglieder wiederum ein Marbacher Schillerbuch. Es trägt diesen Namen mit umsomehr Recht, als der größte Teil seines Inhalts auf den Sammlungen in Marbach beruht. Der Rückblick auf die Schillerfeier des Jahres 1905, mit dem es billig eröffnet wird, ist im Schillermuseum erwachsen aus der mehrere Tausende von Nummern umfassenden Sammlung der aus Anlaß der großen Gedenkfeier erschienenen Schriften, Reden und Aufsätze und legt beredtes Zeugnis dafür ab, welche Bedeutung der Vereinigung aller dieser Erscheinungen an Einer Stelle zukommt. Zeigt diese zusammenfassende Darstellung, ebenso wie der Aufsatz aus der Feder von Schillers Urenkel, wie diese Feier zu einem Spiegelbild aller unser Volk bewegenden Fragen und Kräfte geworden ist, so sind die zwei folgenden Abhandlungen der Verkörperung des Schillerschen Dramas auf der Bühne der Gegenwart gewidmet. Die weiteren Aufsätze und Mitteilungen gelten dem Leben und Schaffen Schillers und geben eine Reihe von Beiträgen zu dem Bild seines Lebens und seiner vielfachen Beziehungen.

Auch diesmal ist es möglich gewesen, eine Anzahl unveröffentlichter oder wenig bekannter Bildnisse beizugeben, teils aus den rasch anwachsenden Sammlungen des Schillermuseums, teils aus Privatbesitz. Allen denen, die mich durch Ermöglichung der Wiedergabe bisher unbekannter Bildnisse oder in anderer Weise bei der Herausgabe dieses Bandes verpflichtet haben, möchte ich auch an dieser Stelle wärmsten Dank aussprechen.

Otto Güntter.

Inhalt.

Die Schillerfeier 1905.

Ihre Stellung in den geistigen Bewegungen der deutschen Gegenwart.

Von

Adolf Dörrfuß.

In der Geschichte des Völkerlebens treffen wir von Zeit zu Zeit auf Bewegungen, die fast über Nacht scheinbar aus dem Nichts zu riesenhafter Größe emporwachsen. Untersuchen wir dann den Boden, dem sie entsproßt sind, so finden wir wohl regelmäßig ein Doppeltes. Wir finden, daß ihnen vorausging ein allgemein empfundener Druck, der zur Folge hatte ein ebenso allgemeines Sehnen und Suchen. Plötzlich tritt dann ein einzelnes Ereignis ein, das die Lage blitzartig beleuchtet, es fällt das lösende Wort, das dem allgemeinen Empfinden Ausdruck verleiht, und alles, was bis dahin oft nur halb bewußt geschlummert hatte, wird nun wach und lenkt in die einmal geöffnete Bahn ein, rasch zum unaufhaltsamen Strome anschwellend.

Wie ein Schulbeispiel für diese allgemeine geschichtliche Wahrheit bietet sich die Schillerfeier des Jahres 1859 dar. Glühend sehnen sich die Besten unseres Volks nach dem starken deutschen Einheitsstaat und nach bürgerlicher Freiheit, und, durch äußeren Zwang zurückgedrängt, sucht ihr Sehnen nur um so stürmischer nach einem Weg, sich kund zu tun. Da kommt der Schillertag: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern." „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren." Die lösenden Worte sind gefunden; sie fliegen von Mund zu Mund, von Stadt zu Stadt, und der brausende Zuruf eines

ganzen Volkes erhebt den Mann auf den Schild, der ihm den Ausdruck für das heißeste Verlangen seines Herzens gegeben hat.

Nachdem die Ziele des Jahres 1859 in weitem Umfang erreicht sind, nachdem sich seither überhaupt eine ganz andersartige äußere und innere Gesamtlage herausgebildet hat, haben wir nun im Jahre 1905 wieder dasselbe Volk demselben Mann seine Huldigung darbringen sehen. Ja, wir können sagen: Die Schillerfeier des Jahres 1905 ist noch allgemeiner gewesen als diejenige des Jahres 1859. Damals ist sie doch im wesentlichen eine Feier des städtischen Bürgertums gewesen. Diesmal ist innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs kaum die entlegenste Ortschaft ganz unberührt geblieben, denn auch das kleinste Winkelblättchen brachte seinen Schillerartikel; in weit höherem Maße ist ferner durch die Schule die Jugend hereingezogen worden; vor allem aber: eine Bevölkerungsgruppe, der im Jahre 1859 überhaupt noch keine selbständige Bedeutung zukam, die Arbeiterklasse, hat so kräftig eingegriffen, daß ihre Beteiligung der Schillerfeier auf einer weiten Strecke geradezu ein besonderes Gepräge gab. Und so allgemein wie im Deutschen Reiche hat sich die Verehrung Schillers bei den Deutschen Österreich-Ungarns Bahn gebrochen. Wenn möglich noch umfangreicher als in der deutschen Heimat waren die Feiern, welche die Deutschen der Vereinigten Staaten veranstalteten. Die deutschen Balten fanden inmitten der beginnenden Wirren Zeit und Kraft zum Gedenken an den nationalen Dichter, und die Deutschschweizer ehrten den Sänger des Tell. Nahezu von überall her, wo geschlossene Massen, ja auch nur kleinere Gruppen von Deutschen vereinigt sind, drangen Klänge der Feier zu uns herüber.

Angesichts dieser beispiellosen, schlechthin noch von keiner andern „nationalen" Feier erreichten Allgemeinheit versagen ja wohl von vornherein so äußerliche Erklärungsgründe wie „künstliche Mache" oder der „allgemeine festfreudige Zug

unserer Zeit". Es erhebt sich vielmehr die Frage, ob selbst die höchstgedachte uninteressierte Liebe für den Dichter Schiller sie genügend verständlich machen kann, oder ob es sich nicht von Anfang an nahe legt, wie im Jahre 1859 sich zugleich nach einem außerhalb der Persönlichkeit des Gefeierten liegenden Erklärungsgrunde umzusehen, einer allgemeinen Stimmung der Zeit, die nach einem Ausdruck gesucht und hier ihren Anknüpfungspunkt gefunden hätte.

Von solchen Gedanken aus soll im folgenden die Stellung der Schillerfeier 1905 in den geistigen Strömungen unserer Zeit untersucht werden. Ich bin mir dabei wohl bewußt, aus der ungeheuren Masse des Stoffs — es handelt sich um mehrere Tausende von Nummern, die im Schillermuseum zu Marbach gesammelt sind — nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl von Beispielen bieten zu können. Dadurch droht die Untersuchung den Charakter des Zufälligen, zum mindesten des Subjektiven, zu erhalten. Ich habe dieser Gefahr zu begegnen gesucht durch das doppelte Bestreben, möglichst alle Richtungen zum Worte kommen zu lassen und die einzelnen ausgewählten Stimmen möglichst aus allen Gebieten des Deutschtums zu nehmen. Daneben habe ich mir allerdings das Recht vorbehalten, eine Anzahl von Namen häufiger zu nennen, von deren Trägern ich den Eindruck habe, daß in ihnen die Strömungen der Zeit ihre Kristallisationspunkte gefunden haben.

1.

Als eines der unterscheidendsten Merkmale, das die Schillerfeier 1905 gegenüber derjenigen des Jahres 1859 aufzuweisen hat, haben wir schon die überaus starke Beteiligung des seit jenen Tagen überhaupt erst zu eigener Bedeutung herangewachsenen Arbeiterstandes genannt. Die Presse und die Redner der sozialdemokratischen **Arbeiterbewegung** haben nicht selten Schiller so ausschließlich für sich in Anspruch genommen, daß sie jegliche andere Feier als

„Leichenpredigten", „Heuchelei", „Firlefanz", „eitle Selbstbespiegelung", „Zweckesserei", „Schillerrummel" und dergleichen abtun zu dürfen glaubten. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Ausfälle und auf den Widerspruch dagegen näher einzugehen. Für unseren Zweck hat lediglich die Frage Interesse, auf Grund welcher Gedankengänge sich die Arbeiterklasse so mächtig zu Schiller hingezogen fühlte.

Um des „Kampfes", der „rasch fortschreitenden Handlung" willen, die in ihnen herrscht, bleiben Schillers Dramen „lebendig für das Proletariat, das auch heute nach Kampf und Handlung begehrt" (Kautsky, „Die Rebellionen in Schillers Dramen". Neue Zeit 1905, 31, S. 135). In dem Bürgertum von Kabale und Liebe „sieht sich das Proletariat von heute porträtiert und wird so unmittelbar ergriffen, als handle es sich um die sozialen Probleme unserer Tage" (Pernerstorfer, „Friedrich Schiller". Gedenkrede, Wien, S. 9). Ja, Schiller hat diese kommenden Probleme mit der „intuitiven Einsicht des Genius" zum voraus gezeichnet (Derselbe, Wiener Arbeiter-Zeitung 1905, 127): „Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und innern Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte. Das ganze Maß seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Notwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfnis. ... Daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. ... Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll." ... „Zu essen gebt

ihm, zu wohnen! Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

In diesen oft wiederholten Worten aus den Briefen an den Herzog von Augustenburg und aus dem Epigramm „Würde des Menschen" sieht der Arbeiterstand gerade seine besondere Notlage von Schiller gemalt. Auch in nichtsozialdemokratischen Äußerungen aus Arbeiterkreisen klingt uns ihre Stimmung entgegen, so, wenn gelegentlich der Schillerfeier eines ländlichen Handwerker- und Arbeitervereins die Worte fallen: „Wir können nicht viel teilnehmen, wir Armen aus dem Volk, an den Schönheiten und erhabenen Werken, die Schiller geschaffen. Unsere mangelhafte Schulbildung, die wie Blei durch unser ganzes Leben an den Füßen hängt, der Kampf um das tägliche Brot, die Not, sie lassen uns nicht Zeit zu höheren Genüssen, sie verderben den Geschmack und machen uns unfähig, wirklich Schönes und Edles in uns aufzunehmen. Wer von Tagesanbruch bis zur Nacht schwer arbeitet, wie es auf dem Lande Sitte ist und wie es die Umstände erfordern, der hat nicht Zeit, seine ‚Seele in den Poesien großer Dichter zu baden'. Arbeiten, Essen, Schlaf wechseln eintönig miteinander ab, bis der Körper abgearbeitet ist und man ihn hinausträgt, dorthin, wo noch so viele ruhen, mit dem gleichen Lebenslauf, mit der gleichen Entsagung. . . . Und doch feiern wir ein Schillerfest! Er hat auch für uns gelebt und gewirkt. . . . Als die Welt noch in schweren Banden lag, als finstere Nacht den Geist bedeckte, als große und kleine, geistige und weltliche Herrscher das Volk unterdrückten, da überkam die ahnungsvolle Dichterseele Schillers ein Hauch von zukünftigen besseren Tagen, von Freiheit, Liebe und Licht. . . . Darum laßt uns Schiller feiern als den Dichter der Freiheit, den Bahnbrecher für die Menschlichkeit und den Herold einer neuen Zeit. Wir wollen Schillerfeste feiern mit der Hoffnung, daß es fortwährend vorwärts geht, daß einmal die Zeit kommen möge, wo auch die aus dem Stande des arbeitenden Volkes teilnehmen können an

den Schönheiten der Kunst, an den Errungenschaften unserer Kultur und Zivilisation" (Fest-Zeitung zur Schillerfeier und I. Stiftungsfest des Handwerker- und Arbeitervereins Affaltrach in Württemberg).

So erscheint Schiller zugleich als ein Bundesgenosse des arbeitenden Volkes in seinem Ringen um eine bessere Zukunft, und dieser Gedanke ist es nun, der ausgesprochenermaßen im Mittelpunkt der sozialdemokratischen Schillerfeier steht. In der Art, wie diese Inanspruchnahme Schillers für die Parteibestrebungen begründet wird, lassen sich aber deutlich zwei Richtungen unterscheiden.

Die eine Richtung beruft sich hauptsächlich auf den „revolutionären" Zug in Schillers Jugenddramen und glaubt um seinetwillen sagen zu können: „In Schiller lebte ein revolutionäres Sehnen über das Bestehende hinaus" und durch dies „sein revolutionäres Temperament bleibt er der Dichter jeder revolutionär aufstrebenden Klasse" (Kautsky a. a. O. S. 148, 153). In der Abkehr des späteren Schiller von der französischen Revolution und seiner Hinwendung zu den Kulturgedanken der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" kann diese Richtung dann natürlich nur einen beklagenswerten Rückschritt erblicken: Schillers „ästhetisch-philosophischer Idealismus" ist „ein Spiel, womit auserlesene Geister sich die traurigen Wände ihres Kerkers vergoldeten, und es wäre heute ein Hohn auf die hungernden Massen, wenn man ihnen zumuten wollte, sich ihrer Fesseln nur in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit zu entledigen" (Mehring, „Schiller. Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter" S. 78). Seine „Welt des Ideals" hat „als Weltanschauung für die moderne Arbeiterklasse nur den Wert einer blinkenden Glasperle, denn diese Klasse braucht sich kein Reich in die Wolken zu bauen, da sie ihr Reich auf der festen Erde gründen kann und gründet" („Schiller und die Gegenwart". Neue Zeit 1905, 31, S. 132).

Die andere Richtung sucht sich dagegen gerade den Staats-

gedanken der ästhetischen Briefe anzueignen und knüpft daran Äußerungen wie die folgenden: Schiller „glaubte und verkündete in schroffer Verneinung des Gewaltstaates der Gegenwart einen Vernunftstaat der Zukunft, in dem eine Gesellschaft von Freien und Gleichen, unabhängig von Zwang und erhaben über die ewige Sorge um die ekle Notdurft des bürgerlichen Daseins endlich es vermöchte, Menschen zu bilden" (Vorwärts 1905, 107: „Die Allerweltsfeier eines Utopisten"). „Er sann einer ästhetischen Erziehung des Menschen nach, und die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit sind derart, daß sie Ausblicke geben auf die Zeit, wo die Vorbedingungen sozial-ökonomischer Art so weit erfüllt sein werden, daß der äußere Druck von den Menschen schwinden und die Arbeit der inneren Befreiung des Menschen von Zwangsqual und gesellschaftsschädlicher Engherzigkeit die letzten Reste einer dunklen Vergangenheit überwinden kann." „Er ist ein großer Verkünder kommender Herrlichkeiten menschheitlicher Kultur" (Diederich, „Schillers Volkstümlichkeit". Neue Welt 1905, 19). Nun folgt freilich auch hier zunächst eine starke Einschränkung: Schiller sah wohl „mit prophetischem Auge das Ziel", aber „den Weg konnte er nicht sehen" (Pernerstorfer, Wiener Arbeiter-Zeitung 1905, 127). „Das Geheimnis der wirkenden Kräfte des Klassengegensatzes, das erst durch die fortschreitende Entwickelung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung enthüllt wurde und sich erst vierzig Jahre nach seinem Tode fortgeschrittenen Geistern mählich zu entschleiern begann, muß ihm noch verborgen bleiben" (Stampfer, „Der klassische Idealismus und der historische Materialismus". Vorwärts 1905, 107). Es „war und konnte ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein, daß alle Wurzeln der Entwicklung in den ökonomischen Zuständen gelegen seien", wenn er auch in Aussprüchen wie den genannten „dieser Einsicht nahe gekommen" ist (Pernerstorfer, „Friedrich Schiller" S. 15). Als „idealistischer Utopist" hat er mit dem „Gedanken, daß

die ästhetische Erziehung den Weg zur Freiheit ebnen müsse", die Dinge „auf den Kopf gestellt" (Chemnitzer Volksstimme 1905, 105: Diederich, „Schiller und Wir"), beziehungsweise „eine Staffel geschichtlichen Ringens und Werdens übersprungen" (Derselbe, Neue Welt 1905, 19). Der von ihm „gezeichnete ästhetische Mensch als eine Kollektiverscheinung ist schlechthin unmöglich in einer Gesellschaftsordnung, wie sie zur Zeit Schillers herrschte und wie sie heute noch herrscht". Er wird erst möglich sein in der „organisierten sozialistischen Gesellschaft" der Zukunft, die ihm „durch die Schaffung gleicher Entwicklungsmöglichkeiten allererst Gelegenheit gibt, aus sich alles zu machen, was immer seine Fähigkeiten, seine Kräfte, sein Wille erlauben" (Pernerstorfer, „Friedrich Schiller". S. 17, 19). Aber — und damit wird zu Schiller zurückgelenkt — wir werden „den Punkt einmal erreichen", „wo der Kampf die Sicherheit der sozialen Grundlage für den einzelnen bereits sichergestellt hat", „und dann werden die Erlebenden erfahren, was Schiller erfuhr, dem es gelang, sich die äußere Freiheit für die innerlich bestimmte Art seiner Lebensbetätigung zu sichern: sie werden den Kampf um die innere Befreiung ihrer Individualitäten mit gesteigerter Kraft aufnehmen müssen, weil es die Bestimmung des Menschen ist, das Leben, das er lebt, zum Kunstwerk zu gestalten" (Diederich, „Schiller und Wir". Chemnitzer Volksstimme 1905, 105).

Hier schimmert zugleich noch ein weiterer Grund durch, um dessenwillen sich die Arbeiterklasse — und zwar nun wieder in allen ihren Richtungen — zu Schiller hingezogen fühlt. Sie findet eine Parallele zwischen Schillers Lebensschicksal und ihrem eigenen Geschick. Seine Geburt als ein „Kind des Volkes", das „nie Überfluß gekannt" hat, sein „harter Lebensweg", der ein „ununterbrochener Kampf gegen ein schweres Schicksal" war, machen ihn zu einem „Wortführer des Volkes" (Pernerstorfer, „Friedrich Schiller". S. 6 f.). Sein „heldenhaftes Arbeiten und Kämpfen und

Leiden muß ihn immer einer Klasse teuer machen, deren Leben auch aus Arbeiten und Kämpfen und Leiden besteht" (Neue Zeit 1905, 31, S. 131, „Schiller und die Gegenwart"). Sein persönlicher Kampf ist ferner für ihre eigene Zukunft von höchster Bedeutung deshalb, weil in ihm „ein geschichtlich Allgemeines lebendig ist: das Aufsteigen zu höchster Kultur von unten auf, aus Bedrängnis zur Freiheit" (Diederich, Chemnitzer Volksstimme a. a. O.).

Vor allem aber glaubt sie, die treibende Kraft in Schillers Leben auch ihr eigen nennen zu dürfen: „Jene Beherrschtheit von der Idee, jener gewaltige, lebensvolle, die Seele Schillers mit ausschließender Macht durchwaltende Idealismus, der in seinen Gedichten Gedanke und tönendes Wort geworden, er erfüllt auch die Seele des Arbeiters, wirkt aus ihm in Handlungen, die gegen eine Welt von Hemmnissen und in tausendfältiger Not und Gefahr in dieser harten, zähen Wirklichkeit das Bild des innerlich mit Begeisterung Erschauten gestalten sollen. Die Grundstellung zum Leben, zu den Dingen der Welt, die ungeheure Spannung, die alles Tun und Reden aus dem innersten Zwang und aus der unverrückbaren Hoheit beherrschender Vorstellungen geschehen läßt, ist in dem Proletariat als Gesamtheit betrachtet und in dem großen Dichter des Ideals dieselbe. Mag den Inhalt der Ideen ein Jahrhundert voll Umwälzungen trennen, im Lebenspunkt trifft das Denken des Arbeiters mit dem Schillerschen Denken zusammen" (Wiener Arbeiter-Zeitung 1905, 125. „Schiller-Feste"). Mag Schiller der Arbeiterklasse darum auch für ihr politisches Denken nur wenig geben können, so ist dafür „sein Einfluß für die Bildung des politischen Charakters unschätzbar". Denn sie kann sich „aus seinem Schwung, seinem Trotz, seiner Kühnheit Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit holen" (Kautsky a. a. O. S. 152 f.). Und immer wird sie deshalb „in bewundernder Dankbarkeit auf dies Leben der Arbeit, des Kampfes und des Leidens blicken, das ein stolzer Wille

aufrecht erhielt, bis der letzte Funke von körperlicher Kraft erloschen war" (Mehring a. a. O. S. 119).

Damit tritt in den Kreis ihrer Feier auch ausgesprochenermaßen des Dichters Persönlichkeit und häufig wiederholen sich die Hinweise auf das Vorbildliche von Schillers „Selbsterziehung zu bewußter sittlicher Persönlichkeit". So kann ihn Pernerstorfer „einen der allervortrefflichsten Charaktere", „unser größtes moralisches Genie", „unseren mächtigsten Erzieher", den „Fahnenträger alles Guten in seinem Volke" nennen und schließlich zusammenfassend von ihm sagen: „Wir lieben zuletzt in ihm nicht mehr bloß den Dichter, wir lieben ihn um seiner Liebe willen, wir lieben ihn um seiner Werke willen, wir lieben ihn um seines Lebens willen."

Fassen wir die bisherige Untersuchung kurz zusammen, so erhalten wir folgendes Ergebnis: Die sozialistische Arbeiterbewegung feierte in Schiller in erster Linie den Propheten ihres ökonomisch-politischen Befreiungskampfes. Dahinter taucht aber deutlich eine zweite Wertung Schillers auf, die als Erziehers zu vollem Menschentum. Diese zweite Bedeutung wird überwiegend als erst in der Zukunft zu voller Geltung kommend betrachtet, teilweise jedoch auch, mitunter im Umweg über die politische Erziehung, schon in die Gegenwart verlegt. Die Aussagen suchen sich endlich überwiegend nicht bloß auf einzelne Aussprüche des Dichters zu gründen, sondern auf seine ganze Lebensanschauung und auf die hinter ihr stehende Persönlichkeit.

2.

Wir haben bis jetzt eine Äußerung Schillers nicht berührt, in der die Arbeiterbewegung ebenfalls häufig eine Vorausahnung der besonderen Notlage des Lohnarbeiters gefunden hat. Es ist der Satz aus den „Briefen über die

ästhetische Erziehung des Menschen": „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." Dieser Satz führt uns einen Schritt weiter zur Schillerfeier des **Bürgertums**, ja er führt uns unmittelbar in ihren Mittelpunkt. Denn, sei es in wörtlicher Anführung, sei es in mehr oder weniger deutlichen Anspielungen, er taucht in ihr überall auf. Greifen wir einige Beispiele heraus: „Es ist, als wenn Schiller in seinen ästhetischen Briefen unsere Zeit gezeichnet hätte. ... Er sieht die Zersplitterung der gegenwärtigen Zeit, den einseitigen Gelehrten, den abgehetzten Geschäftsmann, den überscharfen Denker, überall Einseitigkeit, nirgends Harmonie und Ganzheit" (Lippelt, „Schiller als Erzieher". Festrede zu Jever, Oldenburg. S. 21). Wenn Schiller von der Idee der ästhetischen Erziehung aus „das Bild der Epoche entwirft, ist es, als spräche er über den heutigen Tag. ... Das Bild ist mit jedem Jahre wahrer geworden, und wirkt gerade heute mit schreckhafter Überzeugungskraft. ... Wenn du in der ungeheuren Entwickelung der modernen Lebenszustände und -forderungen irgendwo einen kleinen Platz gefunden und dich in völlig einseitiger Weise für die eintönig immer gleiche Arbeit abgerichtet hast, geht dir nicht vielleicht deine freie Menschlichkeit in demselben Grade verloren, in dem du als Facharbeiter tüchtiger und tüchtiger wirst? Wenn du die Tage hinbringen mußt in übermäßiger Anspannung des Verstandes und Willens, willst du dich am Abend erholen, und deine Erholung wird dann ein betäubender Genuß und Rausch der Sinne sein. Wieder bei andern erstickt die Menschheit in leeren Formen. Wenn du deine Achtung vor dir selber gründest auf die mehr oder minder hohe Stellung in der Gesellschaft, die du einnimmst, dann

machst du ja von dem Abstraktum der gesellschaftlichen Einrichtung dein Urteil über dich abhängig und findest deinen Wert nicht in dir selbst" (Kühnemann, „Schiller und die Deutschen der Gegenwart". Festrede bei der Posener Schillerfeier. S. 16). „Gerade der moderne Mensch, der durch seine siegreich fortschreitende Kultur die äußeren Naturkräfte zu beherrschen strebt, sieht sich um so peinlicher in inneren Zwiespalt hineingezogen: denn eben diese uns zum unabweisbaren Bedürfnis gewordene Kultur zersplittert mit ihren immer mannigfaltigeren Aufgaben, mit ihren immer verwickelteren Lebensverhältnissen unsere Seelenkräfte; sie sucht uns immer selbständiger zu machen, aber damit entfremdet sie uns auch immer mehr der mütterlichen Leitung der Natur, die die Menschen einer kindlicheren Lebensstufe in engeren, aber zufriedeneren Verhältnissen sicher dahinführte, auf deren fester Grundlage auch noch die heitere Kultur des Griechenvolkes ruhte. Jene glückliche Harmonie ist uns entschwunden, nur aus unendlicher Zukunftsferne winkt sie als schimmerndes Ideal; während die Menschheit in ihrer Gesamtheit rastlos vorwärts strebt, empfindet der einzelne Kulturmensch nur um so schmerzlicher den Verlust seiner Einheit und Reinheit" (Kannengießer, „Gedächtnisworte bei der Schillerfeier des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg i. E." Zeitschrift für den deutschen Unterricht 19, 7, S. 402). „Der heutigen Zeit fehlt es an Totalität, an Ganzheit des Charakters mindestens ebenso wie zu Schillers Zeiten. Das Maschinenzeitalter und der Aufschwung des Handels haben bei der gesellschaftlichen Oberschicht weltliche Güter angehäuft, die zu viel dem Genuß und zu wenig den Kulturzwecken dienen, so daß die geistige Regsamkeit und Teilnahme und Begeisterung für hohe Ziele leicht erschlaffen; in den Unterklassen gärt und regt es sich gewaltig, aber wilde Triebe und blinder Instinkt regieren noch die Massen. Millionen werden von der Maschine zur wenig befriedigenden Teilarbeit verdammt, und die fortschreitende, sich immer mehr ver-

zweigende Wissenschaft zieht Gelehrte, die nicht immer zugleich ganze Menschen sind, auf; der Wissensstoff will schon die Jugend erdrücken und droht mit einseitiger Verstandesbildung durch das Bücherstudium. Gewiß, Roheit und Schlaffheit, Materialismus und Egoismus, einseitige Ausbildung einzelner Kräfte bei Gelehrten, Beamten, Arbeitern und Schülern entfernen auch uns von dem Ideale reiner Menschlichkeit, das fühlt das deutsche Volk, sonst hätte die Kunstbewegung nicht so große Kreise und die Besten ergriffen" (Barthmes, „Die Bedeutung der Briefe Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen für die moderne Kunsterziehung". Ansprache, gehalten bei der Luther-Schillerfeier des evang. Landeskirchenseminars für Siebenbürgen am 10. Nov. 1904. Akademische Blätter IX, 4). „Die meisten Beschäftigungen des modernen Kulturmenschen setzen nur einen Teil seiner Kräfte in Bewegung. Die Arbeit der großen Masse ist im wesentlichen mechanische Muskeltätigkeit; bei Tausenden und Abertausenden besteht die geistige Beschäftigung fast ausschließlich in gedächtnismäßiger Wiederholung einiger weniger Berechnungen; selbst bei den über der Masse Stehenden ist die Teilung der Arbeit so weit geschritten, daß jeder einzelne immer nur einen verschwindend kleinen Teil des Ganzen übersieht. Und was die Vergnügungen betrifft, die dieser Unsumme von Arbeit gegenüberstehen, so richten diese sich, bei der großen Masse wenigstens, fast ausschließlich an die Sinne, ohne den geistigen Organen neue Nahrung zuzuführen. Hier ist es nun, nach Schiller, die erhabene Mission des Schönen, erlösend, befreiend, versöhnend einzugreifen" (Kuno Francke, „Schiller als Held". Deutsche Festrede, gehalten am 9. Mai in der Academy of Music in Philadelphia. German-American Annals. Schiller Number S. 212 f.).

So hallen aus allen Gebieten des Deutschtums die Klagen wider über eine große Not, in welcher sich die Menschen der Gegenwart befinden. Sie geht zusammen in dem

einen, daß sie in der erhöhten Anspannung des Berufs, in der gesteigerten Teilung der Arbeit, in den vermehrten Bedürfnissen des Kulturlebens, in dem gewachsenen Gewicht der umgebenden Gesellschaft, Gefahr laufen „innerlich zu verarmen", zu „traurigen Menschheitsfragmenten zu verkümmern", die „eigene Menschlichkeit zu verlieren" (Kühnemann a. a. O.). Und so erhebt sich der Ruf nach einer „seelischen Befreiung" (Kammerer, „Schillers Bedeutung für das Maschinenzeitalter". Festrede an der Technischen Hochschule in Berlin. S. 9), nach Befreiung zu vollem persönlichem Leben: „Die tiefste Sehnsucht gerade unserer Zeit" ist „die Sehnsucht nach Persönlichkeit" (Rödiger, Festrede bei der öffentlichen Feier in Plauen. „Von der Schillerfeier 1905 in Plauen". S. 11).

Den ersten der Orte, wo die Menschen der Gegenwart die Hilfe dazu suchen, haben uns einzelne der angeführten Auszüge schon genannt: es ist die Kunst. „Wir bedürfen der Kunst zur Beseelung unseres Daseins gegenüber wachsender Mechanisierung, zur Behauptung eines lebendigen Fürsichseins gegenüber der unablässig wachsenden Inanspruchnahme durch die Außenwelt, zur Individualisierung unseres Daseins gegenüber drohender Gleichförmigkeit, zur Freude, Frische, Leichtigkeit gegenüber der Schwere und Arbeitslast des modernen Kulturlebens; es ist ein Stück geistiger Selbsterhaltung, wenn wir der Kunst wieder einen hervorragenderen Platz in unserem Leben einräumen und zugleich sie bei sich selbst anders — seelischer, lyrischer, stimmungsvoller — zu gestalten suchen," in diesen Worten faßt Rudolf Eucken („Was können wir heute aus Schiller gewinnen?" Festgabe der Kantstudien S. 9) die treibenden Kräfte zusammen, welche den Ruf nach Kunsterziehung in unseren Tagen so gewaltig haben anschwellen lassen. Und diese zuvor schon hochgewachsene **ästhetische Bewegung** der Gegenwart findet nun auf ihrem Wege Schiller und sie findet in ihm einen Propheten, wie sie ihn nicht besser wünschen könnte. Denn „niemand

vor Schiller hat Wert und Bedeutung der Kunst für das Leben des einzelnen, wie für das der Gesamtheit sicherer und klarer, zugleich schwärmerischer und begeisterter entwickelt als Schiller. Die Kunst ist nicht ein bloßer, entbehrlicher Schmuck des Daseins, kein überflüssiger Luxus, sie ist nicht bloß Blüte und Frucht des Lebens; die Kunst gehört zu den unentbehrlichen Lebensbedingungen der Menschheit, sie ist die eigentliche Grundlage der höheren Menschheit" (Sauer, „Rede auf Schiller". Gehalten bei der Gedenkfeier der deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag. Deutsche Arbeit IV, 8, S. 466). Es ist das Programm der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, das damit von der ästhetischen Bewegung in den Mittelpunkt der Schillerfeier gestellt wird, nachdem es schon bei der Feier der sozialen Bewegung stark angeklungen hat: die Kunst als Befreierin von der Notwendigkeit und Kleinlichkeit des Lebens, als Führerin aus der Zersplitterung zur Einheit, weil sie den Menschen in freier Betrachtung der Gegenständlichkeit gegenüberstellt, weil das Schöne, das sie zeigt, selber das „Freie in der Erscheinung" ist.

So ist Schiller Befreier als Erzieher zur Kunst. Und seine eigene Kunst ist auch eine Befreierin. Es ist „Schillers höchste Kraft, den Menschen aus all den Wirrnissen, die er mit der Leidenschaft des echten Dramatikers zeichnet, hinauszuführen, aus den Tiefen menschlichen Ringens und Kämpfens zu den Höhen reiner kampfloser Harmonie, wenn nicht hinaufzugeleiten so doch einen beseligenden Ausblick zu gewähren" (O. Walzel, „Friedrich Schiller". Rede in Bern. S. 22). „Der Alltag mit seiner grauen Wirklichkeit versinkt hinter uns und ein religiös durchwehter Feiertag der Kunst steigt vor uns auf" (P. E. Schmidt, „Schiller und seine Gemeinde". Literarische Warte 1905, 8, S. 455). Seine Kunst „ist ein mächtiges Sursum corda, das uns über die Nichtigkeit des Alltäglichen emporhebt" (A. Baumgartner, S. J. „Friedrich von Schiller". Stimmen aus

Maria Laach 1905, 4, S. 372). Sie „schafft einen Sonntag des Lebens und macht das Herz frei und groß" (Th. Ziegler, Rede bei der Schillerfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg. S. 19). Wir finden bei ihr eine „Art Erhebung und Erbauung" (Unterrichtsminister v. Hartel. Deutsche Zeitung, Wien, 11 980). Fragt man aber weiter, wodurch Schillers Kunst diese befreiende Wirkung erzielt, so erhält man eine Stufenfolge von Antworten. Sie gibt sie schon durch ihre Sprache, jene „wundervollen Verse, die alle Schwere im Staube zurücklassen und auf den Wellen unendlichen rhetorischen Wohllauts aufwärts fließend und schwebend uns hinanführen und emporleiten in das Reich der Freiheit und des Ideals". Sie stößt uns ferner „nicht in des Lebens flache Alltäglichkeit, in den Kleinkram und die Misère des Daseins zurück", sondern „läßt uns das große gigantische Schicksal sehen, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, und führt uns wirklich heran an der Menschheit große Gegenstände" (Th. Ziegler a. a. O. S. 11, 19). Sie gibt „Wirklichkeit", aber von den „verwirrenden Zufälligkeiten", von all den kleinen „Einzelheiten", welche den „freien Blick ins Große und Ganze" hemmen, „geläuterte" Wirklichkeit (Kannengießer a. a. O.). „Aus allem weht uns ein Hauch moralischer Kraft entgegen und eine unser ganzes Wesen ergreifende Großheit der Gedanken und der sittlichen Ideale" (v. Hartel a. a. O.). „Vor allem aber trägt uns die Persönlichkeit, die in diesen Werken waltet, zu Höhen empor, die sterblicher Kraft kaum erreichbar erscheinen" (Witkowski, Festrede bei der Schillerfeier des Leipziger Buchhandels. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1905, 108). Und endlich wirkt auf uns der ganze große „Geist der Weltüberwindung", aus dem seine Werke kamen (Kräger, „Zu Schillers Gedächtnis". Rede auf der öffentlichen Feier in der Aula der Königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf. S. 9).

In dieser Wertung der Schillerschen Kunst kündet sich

deutlich eine doppelte Antithese an. Die ästhetische Bewegung der Gegenwart, soweit sie sich an Schiller anschließt, nimmt eine entschieden abwehrende Wendung gegen zwei Kunstrichtungen der Zeit. Sie wendet sich gegen die „naturalistische Kunst", die nur „den Alltag schildert und sein Elend", wenn sie auch bereitwillig die neuen Ausdrucksformen annimmt, welche diese Kunst geschaffen, jedem neuen Geschlecht das Recht neuer Wege wahrt und betont, daß „gewiß auch Schiller dem dichterischen Schaffen unserer Tage das Recht zugebilligt hätte, in neuen Formen dem Ausdruck zu geben, was die Geister bewegt und in das Leben hinaustreten möchte" (Otto Güntter, Festrede bei der Jahrhundertfeier der Stadt Stuttgart. IX. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins S. 45). Sie wendet sich ferner gegen „die schwächliche Kunst des Ästheten, der — l'art pour l'art! — in schönseligen Gefühlen und in armseligem Egoismus über sich und seine uninteressante Person nicht hinauskommt und in erkünstelt symbolistischen Tändeleien doch nur der Menschheit Schnitzel kräuselt" (Th. Ziegler a. a. O. S. 19). „Das moderne, qualvoll suchende Ästhetentum ist nicht viel anderes als ein Versuch, die Augen zu schließen und nichts zu sehen von dem Staub, der in dichten Wolken dem Boden entwirbelt. Wenn wir aber mehr verlangen von einem Schönheitskultus als künstliches Verbergen der Zweifel, Sorgen und Häßlichkeiten, dann müssen wir anknüpfen an Schillers Lehren. . . . Mit Recht schrieb am Eingang dieses Schillerjahres Ludwig Speidel: ‚Es liegt einmal in unserer Art, von der Poesie etwas wie Erbauung zu verlangen, und wenn ein moderner Deutscher hinter dem Rücken der Kirche beten will, so nimmt er Schillers Gedichte aus der Tasche.' Die idealistische Auffassung der Welt und ihres Widerscheins in der Kunst gibt gerade uns Modernen etwas Entbehrtes, immer unbewußt Ersehntes. Das ist der leitende Gedanke, der den Feiern dieses Frühlings zu Grunde liegt. Es geht Wärme, es geht

Hoffnung von ihnen aus. Leise zittert durch die Maienluft eine Ahnung blühender Rosen. Ein müdes Jahrhundert wußte nichts mit dem Dichter anzufangen, dessen Helden erleben und wirken wollen, dessen Pläne vor keinem Vorurteil, vor keiner ängstlich gehüteten Torheit endigten; eine kraftvolle gesunde Jugend aber, die Schönheit sucht und leben will, ermutigt sich an jener starken Poesie, die heute — nach hundert Jahren — ein Jungbrunnen für ein durch Wissen und Sorge gealtertes Geschlecht geworden ist" (Alexander v. Gleichen-Rußwurm, „Was ist uns Schiller heute?" Norddeutsche Allgemeine Zeitung 1905, 108. Unterhaltungsbeilage).

So wird den herrschenden Kunstströmungen der jüngsten Vergangenheit zum Trotz von allen Seiten her das Recht einer idealistischen Höhenkunst betont: die Notwendigkeit „einer völligen Wiedergeburt des Wirklichen durch die lebendige Kraft einer bedeutenden Persönlichkeit" (O. Güntter a. a. O. S. 46), die Notwendigkeit einer großen Gesamtanschauung vom Leben, von der diese Persönlichkeit selbst wieder getragen ist. Was aber zu dieser neuen Schätzung einer idealistischen Kunst und zu der engen Verflechtung der Kunst mit der Persönlichkeit und Weltanschauung des Dichters geführt hat, das ist deutlich eben die praktische, gerade auch an der Kunst Schillers gemachte Erfahrung, daß in der Notlage der Gegenwart allein eine solche Kunst befreiend wirken kann.

3.

Mit den letztgezogenen Gedankenkreisen sind wir schon über das Gebiet der rein ästhetischen Schillerfeier hinausgeschritten: Neben die Befreiung der Persönlichkeit durch die Kunst ist die Befreiung durch den Wert der Persönlichkeit getreten, die in ihrer Kunst zu uns spricht. Nur ein Schritt weiter ist es, daß man den Umweg über die Kunst über-

haupt fallen läßt, und unmittelbar bei der Persönlichkeit selbst einsetzt. Dahin drängt in der Tat alles: Ihr volles persönliches Leben wissen die Menschen der Gegenwart in Gefahr, so werden sie nach dem geradesten Wege suchen, ihre volle Menschlichkeit zu sichern. Und eine gerade Linie führt nun eben auch von der ästhetischen Bewegung zu diesem Punkte herüber. Der Gedanke, daß die Kunst das Leben aus der Notwendigkeit zur Freiheit führe, zieht mit zwingender Logik den anderen nach sich, daß am freiesten das Leben sein müsse, das sich selbst zum vollendeten Kunstwerk gestaltet habe. So hat denn auch tatsächlich die ästhetische Bewegung als Ziel ihres Kampfes überall auf ihr Banner geschrieben: „Die **Kultur der Persönlichkeit**". Auch bei diesem Streben weiß sie sich getragen von einer breiten Strömung: „Alle Zeitschriften, die eine höhere geistige Kultur pflegen wollen, hallen heute wider von dem Ruf nach Persönlichkeiten, Persönlichkeit ist geradezu das Schlagwort unserer Tage geworden" (Lippelt a. a. O. S. 20). Und auch hier findet sie nun Schiller auf ihrem Wege und auch hier erwächst ihr in ihm der große Führer. Er ist der „Begründer des modernen Persönlichkeitsideals . . . er hat es in reinster Form geschaffen" (Lippelt a. a. O.). „Die Idee der persönlichen Kultur als Vollendung des Menschentums hat Schiller entdeckt und gelebt, ja — man darf sagen — er ist für sie gestorben, denn er hat in dem unablässigen Ringen um sie seinen Körper verbraucht. Darum lebt er aber auch für die Deutschen als der Träger einer Heilsbotschaft, von der sie nicht lassen können" (Kühnemann a. a. O. S. 10).

Es ist freilich nur eine ganz bestimmte Richtung in der Bewegung auf die Kultur persönlichen Lebens, die an Schiller anknüpft, und sie tut es in ausgesprochenstem Gegensatze gegen eine zweite Strömung: „In unseren Tagen ist in wirren Tönen eine Sehnsucht wieder erklungen, die der seinen verwandt ist, die Sehnsucht nach dem Menschen, der selbst die Quelle seines Lebens ist, sein Gesetz in

sich selber trägt und von sich aus lebt. Aber bei keinem Neueren ist für diese Ideen die Größe und Weite des weltgeschichtlichen Bewußtseins, wie es Schiller besaß. Ja gerade die, welche die eifrigsten Prediger eines kleinen Bruchstücks seiner Lehren waren, haben ihn als vermeintlich weit hinter ihnen liegend verächtlich übersehen oder wohl gar geschmäht" (Kühnemann a. a. O. S. 19). Schiller ist „Erzieher zur Persönlichkeit in höherem Sinne als der heute gerade als Erzieher zur Persönlichkeit so viel gepriesene Nietzsche" (Seedorf, „Friedrich Schiller". Rede zur Gedenkfeier der hundertsten Wiederkehr seines Todestags im Stadtpark zu Göttingen. S. 19). „Die Anhänger Nietzsches werden dem Denkmal des von ihrem Meister so traurig geschmähten Dichters von selbst fern bleiben" (E. Schröder, „Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode". Rede in Göttingen. S. 22). Die Zurückweisung jener Höhnung Schillers als des „Moraltrompeters von Säckingen" gehört denn auch in der Tat zu den weitaus häufigsten Erscheinungen der Schillerfeier 1905. Auch wo darauf hingewiesen wird, daß von Nietzsche zu Schiller „eine Brücke führt" (Burdach, Schillerrede bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin. S. 14), findet sich doch stets dieser Protest. Er kleidet sich dann wohl in die Form: „Wir brauchen uns nur die leichte Mühe zu geben, zu dem Menschen Schiller aufzublicken, um zu erkennen, daß nicht rhetorischer Schwung, sondern die edle Herrennatur eines wirklichen ‚Übermenschen' aus Schillers Prosa und Versen aus tiefster Seele zu unserem Inneren spricht" (M. Koch, „Zu Ehren Friedrich Schillers". Rede in der Aula Leopoldina der Universität Breslau. S. 12). Oder noch allgemeiner: „Aus den Ketten der Not, des Leidens, der inneren Wirrnis sollen wir herauswachsen zu ganzen, freien Menschen, nicht mehr Sklaven der Verhältnisse und der eigenen Triebe, sondern Herren der Welt in uns und um uns" (G. Heine, „Schiller". Rede in Bernburg. S. 3).

Das heißt: Was an Schiller anknüpft, ist diejenige Rich-

tung in der Persönlichkeitsbewegung, die ihr Ziel nicht durch „schrankenloses Ausleben des Ich", sondern durch sittliche Selbstzucht zu erreichen glaubt. Es ist diejenige Seite der ästhetischen Bewegung, die sich zur **ethischen Bewegung** vertieft hat, weil sie das Ethos auch als eine wesentliche Seite des menschlichen Seins erkannt hat und darum den „harmonischen" Menschen nur finden kann in der selbstbewußten, freien, sittlichen Persönlichkeit. Auch diese ethische Bewegung weiß sich in der Gegenwart in einem kräftigen Vorwärtsschreiten begriffen: „Ein Verlangen nach Erstarken der Moral geht heute durch die Welt; in tausendfachen Erfahrungen empfinden wir viel zu schmerzlich den Mangel moralischer Kräfte, als daß wir uns nicht nach einer Wiederbelebung sehnen sollten" (R. Eucken a. a. O. S. 8). Und auch ihr wird nun Schiller zum Herold. Und er wird es wieder zunächst durch das in den ästhetischen Schriften niedergelegte Programm, das als „Kulturideal" zeichnet „die ästhetische Erziehung des Menschen als Mittel zu seiner sittlichen Erziehung" (R. Weltrich, „Schiller. Sein Vermächtnis an das deutsche Volk". Festrede zur Münchener Säkularfeier. S. 14). Denn es will ja den Menschen vom physischen Zustand, wo er die Natur erleidet, über den ästhetischen, wo er sich ihrer entledigt, hinführen zum moralischen, wo er sie beherrscht (24. Brief über die ästhetische Erziehung), und wenn als letztes Ziel für die Erziehung des einzelnen vor Augen steht die „schöne Seele", so nennt man es eben „eine schöne Seele, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen" („Über Anmut und Würde"). Schiller verdankt diese ethische Lebensanschauung „der wissenschaftlichen Begründung nach der kantischen Philosophie, aber er hat das Empfangene aus der Glut seiner künstlerischen Seele weitergebildet, er hat

dem Gerüst des ethischen Systems mehr Frische, Freude, Jugendlichkeit eingeflößt. So wirkt von ihm her mit besonderer Kraft eine Moral der inneren Befreiung und Erhöhung des ganzen Menschen, ein gewaltiger Antrieb zur Aufraffung und Vollendung des Selbst, in dem unmittelbar eine neue Welt gewonnen, der Mensch sicher über allen Druck der äußeren Verhältnisse, wie über die Kleinheit des gesellschaftlichen Getriebes hinausgehoben wird. In dieser Richtung wirkt aber zu uns nicht die bloße Lehre, es wirkt mehr noch das Lebenswerk und die gesamte Gestalt des Mannes, der aus hartem Ringen mit dem Geschick nie herauskam, der in unermüdlicher Arbeit seine hohen Ziele sicher verfolgte, in aller Bemühung vor allem sich selbst zu vollenden strebte, der in dem allem die Freiheit und Überlegenheit geistigen Lebens anschaulich vor Augen stellt" (Eucken a. a. O. S. 9).

Der letzte Satz bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt in der ganzen Schillergedenkfeier. Die bisher angezogenen Gedankengänge können doch zu einem großen Teile nur in einer verhältnismäßig dünnen, wenn auch der führenden, Oberschicht Widerhall finden. Überhaupt aber ist es noch immer nur wenigen leitenden Persönlichkeiten, die ihren Standort über dem Wogen der Zeit gefunden haben, vorbehalten gewesen, die Quellpunkte der Not, die Ziele, die zu erstreben, die Wege, die zu gehen sind, klar zu erkennen und das rechte Wort für sie zu finden. Die große Menge der anderen hat stets mehr nur ein allgemeines dumpfes Empfinden des Drucks, ein seiner Ziele und noch mehr seiner Wege kaum dunkel bewußtes Sehnen. Sie läßt für sich die Führer nach klaren Antworten ringen, dann aber überspringt sie sämtliche Mittelstationen und eignet sich die Ergebnisse an, eignet sie sich an in der einfachsten Form, die sie angenommen haben. An diesem Punkte der Entwicklung stehen wir nunmehr: Das tiefste Sehnen der Zeit geht nach Persönlichkeit, auch da, wo man sich dieses Inhalts

nicht völlig bewußt ist. Da tritt vor sie, von ihrem Schicksal gesandt, von ihren Führern ergriffen, die Persönlichkeit Schillers, eine Persönlichkeit von so selbstbewußter, in sich gefestigter sittlicher Kraft, von so vollkommener Überlegenheit über alle Hindernisse persönlichen Lebens, daß sie auf die Zeit wirkt wie eine Offenbarung: So sollst du sein und hier kannst du finden, was du brauchst. Und nun erhebt sich ein so allgemeines, in den überschwenglichsten Jubeltönen einhergehendes Hohelied auf diese Persönlichkeit, daß man schon rein aus seinem Anhören erschließen könnte, was das Übel der Zeit ist. Denn auch das ist noch immer so gewesen, daß man am meisten preist, was man am wenigsten besitzt.

Eine gegenüber dem Jahre 1859 unverhältnismäßig viel größere Anzahl der Reden und Aufsätze ist unmittelbar der „Persönlichkeit" Schillers, dem „Menschen" Schiller geweiht. In der Unzahl der Kundgebungen, in denen das Biographische die Hauptmasse des gebotenen Stoffes darstellt, erscheint es doch überwiegend nur als die Unterlage, auf der die Zeichnung der inneren Entwicklung, der Selbsterziehung, des Charakterbildes aufgetragen wird. Ja man kann schlechtweg sagen: von welcher Seite man immer sich Schiller nähert, stets fällt die sittliche Bedeutung seiner Persönlichkeit ins Auge. Wo von seiner künstlerischen Bedeutung die Rede ist, kehren immer Wendungen wieder wie: „Das letzte Geheimnis der bannenden Gewalt, die von Schillers Kunstwerken ausgeht, liegt nicht in ihrer wunderbaren Technik, noch in dem herrlichen Prachtgewebe ihrer Sprache, es liegt vielmehr in der Reinheit und Schöne der moralischen Grundsätze, in der sittlichen Persönlichkeit, die jedes Werk hervortreibt und durchdringt" (Otto Heller. Festrede bei der Schillerfeier im Odeon, St. Louis. Westliche Post 1905, 129. Sammlung von Berichten der deutsch-amerikanischen Presse. . . . Dem Schillermuseum in Marbach gestiftet vom Deutsch-

Amerikanischen Nationalbund. S. 115). „Wäre er nur als Dichter groß, so könnte er vielleicht überholt, überboten werden: da er aber auch als Mensch so groß dasteht, bleibt er unüberwindlich, einzigartig, eine unerschöpfliche Quelle des Segens für uns alle" (Lassel, „Schiller als Persönlichkeit". Kronstadt in Siebenbürgen. S. 3). Wo seine Volkstümlichkeit betont wird, kann man hören: „Es ist nicht Schillers dichterische Kraft allein, was seine Dichtung unserem Volk so ans Herz greifen ließ und jeden Tag noch läßt: es ist die große Gesamtpersönlichkeit dieses Mannes, es ist die Kraft, die in seiner Seele Tiefen lebte, die in uns überströmt, mit der er bis zu diesem Tage alle festhält, alle zu den Seinen macht, in denen ein ihm wesensverwandter Funke glüht. Es wäre auch gar nicht begreiflich, daß ein ganzes Volk einem Manne huldigte, wenn seine Bedeutung allein nach dem rein künstlerischen Wert seiner Dichtungen zu bemessen wäre" (Güntter a. a. O. S. 46). Und schließlich heißt es auch da, wo man die seine Person tragende Welt- und Lebensanschauung ins Auge faßt: „Über das Ganze seiner Welt- und Lebensanschauung hinaus geht an Wert und Bedeutung sein Leben selbst" (Kühnemann a. a. O. S. 9), denn: „Die entscheidende Probe für die Echtheit und praktische Tragfähigkeit seiner Philosophie hat er durch sein Leben, seine Persönlichkeit gegeben. Und auch das mit voller Bewußtheit" (Capesius, „Schiller als Philosoph". Schiller. Acht Vorträge in Hermannstadt, Siebenbürgen. S. 54). Ja: „Wir können über die Ausprägung des Idealismus, dem Schiller huldigte, im einzelnen verschiedener Meinung sein; wir können seine ästhetischen Theorien, ja seinen enthusiastischen Glauben an die Befreiung der modernen Welt durch die Kunst . . . verwerfen: Eins bleibt, vor dem alle Kritik stumpf wird und schwindet: die persönliche Lebensgröße des Mannes" (Karl Lamprecht, Festrede bei der Leipziger Schillerfeier. Leipziger Tageblatt 10. Mai 1905).

Und dieser Lobpreis der Persönlichkeit Schillers erschallt

ganz gleichermaßen aus allen Gebieten des Deutschtums, er geht vom Hochschulprofessor herunter bis zum Festartikel des kleinsten Provinzblättchens, er steht insbesondere auch im Mittelpunkt der so ausgedehnten und einflußreichen Feier der Schule. Wie die politischen Parteien nicht daran vorüberkommen, hat uns die Schillerfeier der Arbeiterbewegung gezeigt, und welche Rolle er in den Kundgebungen der religiösen Richtungen spielt, davon werden wir noch zu reden haben.

Es ist schlechterdings unmöglich, auf engem Raum auch nur eine kurze Zusammenstellung aller der Ruhmestitel zu geben, die dem Menschen Schiller zuerkannt werden. Als einziges Beispiel für die Art und Weise, in der Schillers Persönlichkeit der Ruhmeskranz geflochten wird, diene das Wesentliche aus den Ausführungen, mit denen einer der berufensten Redner zum Schillertage, Richard Weltrich, in seiner Münchener Festrede seine Schätzung des Menschen Schiller begründet (a. a. O. S. 1, 12 ff.): „Von seltenster Fülle des Inhalts, dramatisch bewegt, von großem Zuschnitt, ergreifend und rührend ist Schillers Lebensgeschichte, und sogleich tritt in ihr ein auszeichnender Zug hervor: ich meine sein Heldentum. Denn ein Kämpfer wie wenige ist er gewesen, ein Feuergeist, der in alles, was er ergriff, die Glut seiner Seele goß, ein rastloser Arbeiter und ein mutiger Dulder, ein in stets gespanntem Streben nach dem Höchsten ringender und sich aufzehrender Mensch, ein heroischer Willensmensch . . . Kampf mit dem Schicksal erwartet ihn schon am Eingang des Lebens . . . er opfert die Heimat, die Verbindung mit Eltern und Geschwistern, den Beruf, der ihm ein, wenn auch kärgliches, Brot gab; um zu sein und zu werden, wozu die innere Stimme ihn drängte, flüchtet er . . . aus Württemberg. Aber . . . die Endergebnisse seines pfälzischen Aufenthalts heißen Elend und Not und Enttäuschung. Aus verworrenen, düsteren und hoffnungslos gewordenen Verhältnissen rettet ihn der Zuruf des sächsischen Freundes. . . . Aber die Nötigung, sich den Lebensunterhalt durch ununter-

brochene schriftstellerische Tätigkeit zu erwerben, bleibt ihm doch nicht erspart, und das Ringen um eine gesicherte bürgerliche Existenz wird mit der Gründung eines eigenen Herdes zu doppelt ernster Pflicht. Schiller nimmt ein Amt in Jena an und wirft sich mit eisernem Fleiß auf das Studium der Geschichte. Sie war ihm mehr als Brotwissenschaft; sie sollte ihm mit der Realität der Gestalten, die sie bot, den Wirklichkeitssinn stärken, sollte ihm ein Magazin werden, aus dem sich seine Phantasie für künftige Dichtungen eine Bilderwelt schöpfte. Es war aber nicht nur das Studium der Geschichte und die Abfassung historischer Arbeiten, die ihn von der Poesie jetzt entfernten, sondern auch das eifrige Studium Kants und die damit verknüpfte Neugewinnung einer Ästhetik, die für sein künftiges dichterisches Schaffen die theoretische Grundlage abgeben sollte. . . . Er fühlte das Bedürfnis nach einer Läuterung seines Geschmacks, nach einer Klärung seiner Kunstansichten, nach einem Ausgleich seines Denktriebes und seiner Einbildungskraft. . . . Hier wiederum spielt sich in Schillers Leben ein Kampf ab, ein Kampf, der die geistige Wirksamkeit des Dichters zum Schauplatz hat und darum nicht weniger intensiv und großartig ist, weil er still war und weil es einigen gelehrten Wissens bedarf, um ihn zu verstehen. . . . Als der langsame Prozeß dieser durchgreifenden inneren Umbildung vollzogen war, . . . nimmt Schiller als Künstler die schaffende Tätigkeit wieder auf und neben einer Fülle lyrischer Gaben reift sein Wallenstein, das größte Drama der deutschen Bühne. Er hat den Gipfel seines Lebens jetzt erstiegen und mit Goethe herrscht er im Reiche der Literatur. Und doch ziehen schon lange dunkle Wolken am Himmel auf, doch lauert schon lange auf den Siegreichen ein tückischer Feind. Der kranke Körper ist es, der dem mutigen Geiste den Dienst kündigen möchte. Aber Schillers immer energische Schaffenskraft bleibt ungebrochen und nur die würdigste Ausfüllung der Zeit ist seine Sorge. Welch ein Held! Von eben diesem Jahrzehnt der Kränklichkeit gilt

ja, was Goethe von Schiller erzählt: ‚Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. . . . Er war ein prächtiger Mensch und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen.‘ . . . Aber dieser frühe Tod erhöht noch den Eindruck des unendlichen geistigen Strebens, den uns sein Leben macht. . . . Ein zweiter hervorstechender Charakterzug in Schillers geistiger Natur ist seine ethische Hoheit, die Wucht und der ungeheure Ernst seiner sittlichen Gesinnung. Auch diese war die Frucht eines unermüdlichen Ringens und einer bewußten Selbsterziehung, die freilich ihr Ziel so vollkommen erreichte, daß späterhin jede Spur einer Mühe getilgt war. . . . In den Fieberträumen seiner letzten Stunden . . . noch am 9. Mai, des Morgens, richtete er sich auf, sah in die Höhe, und sagte einigemal das lateinische Wort ‚Judex‘, Richter; dabei war sein Blick freundlich, als hätte er eine liebe Erscheinung. . . . Diese Äußerung ist für Schiller außerordentlich charakteristisch: Das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Führung seines Lebens, für die Verwendung der Kräfte, die ihm gegeben waren, beherrscht ihn bis in die letzten Augenblicke, aber sein Bewußtsein ist bei der Vorstellung einer ihm auferlegten Rechenschaftsabgabe nicht geängstigt, sondern die träumende, den Tod des Körpers vorempfindende Psyche sieht das Auge des Weltenrichters freundlich auf sich ruhen."

Weltrichs Ausführungen wurden deshalb so eingehend wiedergegeben, weil in ihnen in der Tat wohl alle wichtigen Töne vernehmlich sind, welche Schillers Persönlichkeit in Hunderten von Reden und Aufsätzen hat erklingen lassen, weil sie insbesondere das eine so deutlich hören lassen: die Achtung vor dem ungeheuren Ernst und der eisernen Energie der Selbsterziehung, mit der Schiller äußeren Widerwärtigkeiten und einem kranken Körper zum Trotz der Vollendung seiner Persönlichkeit und der Vollendung seiner Arbeit zugestrebt und beides erreicht hat. Auf diesem einen starken

Grundton baut sich schließlich die ganze Stufenleiter der Töne auf, in denen Schillers Persönlichkeit das Lob gesungen wird, so, wenn geredet wird von seiner „festen, klaren, starken Männlichkeit", seinem Leben als dem „Heldentum eines siegreichen Kampfes der Selbstbefreiung und Selbstveredelung", wenn er genannt wird „ein starker, tapferer, adeliger Mensch", eine „wahre Heldennatur", der „wahre deutsche Herrenmensch", „einer der vornehmsten Charaktere, die Deutschland besaß", „ein Charakter ohnegleichen", „einer der Großmenschen, die ihr Leben wie ein planvolles Kunstwerk erfinden und daran schöpferisch fortbauen bis zu voller urbildlich persönlicher Harmonie". Ihren Gipfelpunkt erreichen aber sämtliche Aussagen in dem häufig wiederholten Worte Friedrich Hebbels vom „heiligen" Schiller und in Goethes Wort von der Schiller eingeborenen „Christustendenz".

Diese Persönlichkeit ist nun aber „eine zu dauernder Nachwirkung berufene sittliche Potenz" (Schröder a. a. O. S. 7), ein „geistiger Schatz des Volkes", eine „ideale Macht für alle Zeiten" (P. A. Pöllmann, „Was ist uns Schiller?" S. 34). Es liegt in ihr „ein gewaltiges emporreißendes Element" („Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts". O. Lyon. S. 54). Die „Großheit ihrer Gesinnung entzündet uns immer aufs neue" (ebendaselbst. L. Bellermann. S. 77). Schiller „verkörpert" die „erlösende Macht echter Männlichkeit" (K. Berger, „Schiller der Lebendige". S. 18). Oder nennen wir endlich das große Schlagwort der Schillerfeier 1905, das sich uns immer deutlicher aus dem Hintergrund hervorgedrängt hat: Schiller durch seine Persönlichkeit der Erzieher zu persönlichem Leben.

4.

Aber bei ihrem Streben nach dem Ziel persönlichen Lebens legt sich den Menschen der Gegenwart noch ein schweres

Hindernis in den Weg: „Wir beherrschen die Natur, wir zwingen ihre Kräfte in unseren Dienst und bringen unseren Willen auf dem ganzen Planeten zur Geltung. Aber wir sind an diesen Aufgaben auch matt und nüchtern geworden: unseres eigenen Innern sind wir nicht mehr gewiß, der freudige Glaube an das Vermögen des Menschengeistes, sich selbst zu bestimmen, ist vielfach geschwunden. Wir fühlen uns allzusehr in der Gewalt undurchsichtiger Naturmächte, im Banne materialistischer Theorien, als willenlose Geschöpfe eines Naturmechanismus" (K. Berger a. a. O. S. 19). Damit ist eine neue Not der Zeit aufgedeckt, oder vielmehr die alte von einem neuen, dem letzten, Gesichtspunkt aus beleuchtet: Die Zeit erschwert es nicht bloß dem Menschen der Gegenwart, sein persönliches Leben auszubilden, sie droht es ihm von vornherein unmöglich zu machen. Denn über den Erfolgen der äußeren Weltbeherrschung hat sie es weithin verlernt, im praktischen Leben überhaupt noch auf den Wert der geistigen Güter zu achten, und zu dieser praktischen Verkennung hat sich noch eine Weltanschauung gesellt, welche die Freiheit und Selbständigkeit persönlichen Lebens auch theoretisch schlechtweg leugnet. Jedoch „immer aufs neue sehnt sich die arme geduckte Seele nach Persönlichkeit, immer aufs neue erwacht die Angst des Kulturmenschen, zum bloßen Maschinenrade zu werden" (Berger a. a. O. S. 19). „Wir sind lange genug ‚sachlich', Sklaven der Sache gewesen, jetzt wollen wir wieder persönlich sein" (Lassel a. a. O. S. 3). Aber „für den Mut des Lebens bedürfen wir eines freudigen Glaubens an die Größe und Würde der Menschheit . . . wir bedürfen einer Denkweise und Überzeugung, welche die Verwicklungen des Lebens voll anzuerkennen gestattet und doch den ersehnten Mut zum Leben rechtfertigt" (Eucken a. a. O. S. 7, 11). Wir brauchen „eine Weltbetrachtung von innen heraus" (Cauer, „Schiller ein Befreier". Rede in Düsseldorf. S. 10), eine „Verlebendigung unserer innersten Natur im Gegensatz zu der drohenden, von außen zudringenden

‚Mechanisierung' des Daseins" (Br. Bauch, „Schiller und seine Kunst in ihrer erzieherischen Bedeutung für unsere Zeit". Festrede in Halle a. S. S. 12), die „Wiederbelebung des Glaubens an die Macht des Geistes, durch die sich der Mensch, der äußerlich bedingenden Ursächlichkeit überhoben, als ‚absolut letzte Ursache seiner Zustände' empfindet" (K. Muth, „Schiller im 20. Jahrhundert". Hochland 1905, 8, S. 130). „Was wir in der Ausbildung und Ausübung der praktischen Kräfte durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte gewonnen haben, das soll und darf nicht wieder verloren gehen; aber daneben muß es eine Kultur der idealen Güter des Lebens geben, durch die jene ergänzt wird" (B. Maydorn, „Schillers Bedeutung für das Leben der Gegenwart". Gedächtnisrede in Thorn. S. 27), eine „tiefere und allgemeinere sittliche und künstlerische Kultur, ein lebendiges Erfassen der idealen Güter, die allein das Leben lebenswert machen" (Güntter a. a. O. S. 51). „Zu unseren Aufgaben gehört es, den Bauschutt zu entfernen, der zurückblieb, nachdem von den gewaltigen Werken des 19. Jahrhunderts die Gerüste weggenommen waren. Das Leben selbst mit allem, was neu entstand, in Einklang zu bringen, gilt als Ziel einer Kultur, in deren Häusern die Menschen nicht nur schlafen und essen, sondern wirklich wohnen wollen" (Alexander v. Gleichen-Rußwurm, „Friedrich Schiller. Ästhetische Erziehung". S. 13). Ja, wir bedürfen geradezu „neuer Grundlagen" und eines „würdigen Inhalts" für das „hochgetriebene Gebäude unserer modernen Kultur" (K. Muth a. a. O. S. 133), wir bedürfen einer „Versöhnung zwischen dem geschichtlichen Geist des 18. und dem naturgeschichtlichen des 19. Jahrhunderts", zwischen „Idealismus und Realismus" (H. Stanger, Festrede. Programm der Staatsoberrealschule in Trautenau 1905 S. 11). „Gegenüber der Ideenlosigkeit, der materiellen Interessensucht, der skeptischen Blasiertheit des heutigen Tages muß die Macht der Idee uns in Schiller wieder verkörpert werden"

(Tröltsch, „Schiller, sein Werk und das deutsche Volk". Festrede zur Augsburger Schillerfeier. Augsburger Abendzeitung 1905, 128).

Diese Äußerungen haben uns schon mitten hinein in eine weitere Bewegung der Gegenwart geführt, die **Bewegung auf dem Gebiete der Weltanschauung**, und haben uns zugleich ihre Wurzel klar gelegt: In der Gefahr, sein persönliches Leben zu verlieren, aber gewillt, sein Recht darauf zu behaupten, schaut der moderne Mensch aus nach einer Weltanschauung, die ihm den besonderen Wert der geistigen Güter und damit auch den seines eigenen Innenlebens gewährleistet. Durch ihr Ziel wird diese Bewegung mit Naturgewalt auf die Linie des philosophischen Idealismus gelenkt. Wie stark der Trieb dorthin drängt, dafür ist vielleicht das lehrreichste Beispiel die den Grundlagen völlig widersprechende idealistische Verbrämung, in welcher der verbreiteteste Versuch der letzten Jahre, die Welträtsel zu lösen, an den Tag getreten ist. Und die Bewegung ist sich auch ihres siegreichen Vorwärtsschreitens deutlich bewußt: „Aufs neue geht ein tiefes philosophisches Sehnen durch unsere Zeit. Die Menschen suchen wieder nach den Ideen, die ihnen als Lebensziele leuchten können" (Kühnemann a. a. O. S. 15). „Es ist, als ob das deutsche Volk wieder einen Anlauf nähme, die materialistische und utilitaristische Lebensauffassung, der es sich hingegeben hatte, zu überwinden, es ist, als ob ihm die Erkenntnis zurückkehrte, daß der Mensch ohne das Himmelsbrot des Idealen nicht leben und gedeihen kann" (Weltrich a. a. O. S. 11). „Je mehr die Unseligkeit der Zeit sich offenbarte; je mehr man die Armseligkeit des Materialismus zu ahnen, dann zu erkennen begann, desto stärker machte sich die beginnende Hinwendung zu einem erneuten Streben über das Sinnliche bemerkbar. Sie verriet sich in der Philosophie, der Religion und Ethik und, was am meisten den Wandel der Meinungen zeigt, sogar in den Naturwissenschaften" („Schiller im Urteil des zwan-

zigsten Jahrhunderts". Otto v. Leixner. S. 33). Und wie zu einer Bestätigung der letzten Worte lautet bei der Festrede einer technischen Hochschule das Thema: „Schillers Ringen um eine Weltanschauung" (A. Matthaei, Danzig), bei einer zweiten wird von „Schillers Bedeutung für das Maschinenzeitalter" geredet und auf den Gedanken der „harmonischen Kultur" der Hauptnachdruck gelegt (O. Kammerer-Berlin a. a. O. S. 10), und in der technischen Hochschule zu Wien fallen die Worte: „Es will mir als ein frohes Vorzeichen erscheinen, daß auch die technischen Hochschulen, unbeschadet der Größe ihrer eigensten Aufgaben, den Zusammenhang mit den Geisteswissenschaften in steigendem Maße zu gewinnen suchen. Auf solcher Vereinigung der beiden großen Ströme, in denen unser Leben hinfließt, des naturwissenschaftlich-technischen und des humanistischen, der Theorie und der Praxis, dem Kultus des Geistes und der Beherrschung der Natur, beruht unsere Zukunft" (Friedrich Jodl, „Zwei Schillerreden": Festrede an der K. K. Technischen Hochschule in Wien. S. 32).

Und wieder findet nun diese Strömung der Zeit auf ihrem Wege Schiller und wieder findet sie in seinem Besitze, was ihr fehlt: „Die Geistesfreiheit des Menschen ist ihm ein Haupt- und Grundsatz seiner Weltanschauung. Kein Mensch muß müssen, mit diesem Wort des weisen Nathan beginnt er seine Abhandlung über das Erhabene. Der Wille ist der Geschlechtscharakter, d. h. das unterscheidende Merkmal des Menschen. . . . Alle anderen Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will" (Fielitz, Festrede im Allg. Deutschen Sprachverein zu Breslau. S. 5). In häufiger Wiederholung findet sich besonders das letztgenannte Wort Schillers und neben ihm die Kantische Maxime „Bestimme dich aus dir selbst" als Grundton von Schillers Lebensanschauung bezeichnet, schlechtweg überall aber kehrt in diesem Zusammenhange wieder Goethes Wort von der Idee der Freiheit, die durch alle Werke Schillers gehe, und

fast durchweg mit der näheren Bestimmung, daß diese Freiheit im tiefsten Sinne die Freiheit der sittlichen Willensentscheidung sei. Und an die Feststellung, daß „Willensfreiheit" und „Selbstbestimmung" die Grundpfeiler seines Daseins waren, schließt sich dann die Stufenfolge der weiteren Aussagen: „Bei allem Wachsen bleibt in Schillers Weltanschauung ein fester, ruhender Pol ... das feste Bewußtsein von der Selbstherrlichkeit, ja von dem Primat der menschlichen Seele" (Jessen, Rede im Fairmountpark zu Philadelphia. German-American Annals. Schiller Number S. 184). Der „Kernpunkt seiner Welt- und Lebensanschauung, seiner künstlerischen Auffassung, ja seiner eigensten Persönlichkeit" ist „das Bewußtsein unserer geistigen Überlegenheit über alle Natur" (Kannengießer a. a. O. S. 404, 405). „Er lebt dem unerschütterlichen Glauben, daß der Mensch und die Menschheit nicht den Zwangsgewalten der äußeren Notwendigkeit auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sei, sondern daß sie sich die Welt der Ideale frei zu gestalten fähig ist und nach ihnen das gemeine Leben umzuschaffen vermag" (Otto v. Leixner, „Schiller, der Mann und Kämpfer". Beilage der Täglichen Rundschau vom 8. Mai 1905). „Das für Schiller Gewisseste war wie für Kant die ewige Geisteswelt, die ihre Bilder uns sendet in den ‚Gestalten' des Guten, Heiligen, Schönen" (K. Sell, „Schiller, ein nationales Besitztum". Festrede in Bonn. S. 14). Er „verkündet den ewigen Sieg der Idee" (O. Netoliczka, „Was Schiller uns sein kann". Festrede in Kronstadt. S. 9). Das Leben ist ihm „mehr als ein buntes Spiel gleichgültiger Geschehnisse, es ist ihm ein Sinnbild von ewig Wertvollem. Diesen Idealismus hat Goethe in den wunderbaren Versen gefeiert:

„Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Wir blicken in das Allerheiligste des Schillerschen Geistes, wenn wir dieser Worte gedenken" (Heine a. a. O. S. 5 f.).

Dieser Idealismus Schillers ist nun aber „mit nichten der Jugendrausch eines gärenden Kopfes" (Sell a. a. O. S. 10). „Schiller hat nicht in jugendlichem Überschwange Ideale gepredigt und daraus jene oft bedenklich hohl klingende Phrase gemacht, die man in unserer Zeit nicht selten hören kann; sein Idealismus ist aus schweren inneren Kämpfen, aus einer langen und reichen geistigen Entwicklung hervorgewachsen, er ist das Endergebnis seiner Mannesarbeit, künstlerisch, sittlich und wissenschaftlich hart errungen und erstritten, aber um so dauerhafter und fester begründet für alle Zeiten" (Martinak, „Gedenkrede auf Friedrich Schiller" beim Jubiläumsfest und der Schillerfeier des deutschen Schulvereins in Graz. Tagespost 1905, 127). Er ist die Frucht eines lebenslangen „Ringens um eine Weltanschauung" (Matthaei a. a. O.), bei dem Schiller „seine Lebensgedanken in einer Weltanschauung sicher zu verankern" strebte (Windelband, „Schillers transzendentaler Idealismus". Kantstudien, Festgabe zur Schillerfeier S. 151). Schiller hat sich „der größten, fruchtbarsten und weittragendsten Philosophie, die seit den Tagen des Aristoteles aufgetreten war, der Philosophie Immanuel Kants, in ernster Arbeit bemächtigt" (Sell a. a. O. S. 11). Er „hat den gewaltigen Gedanken des Philosophen mit der ganzen Kongenialität seiner Persönlichkeit ergriffen: er fand darin den festen Ankergrund seines eigensten Wesens" (Windelband a. a. O. S. 152). Damit steht die Schillerfeier durch Schiller vor Kant, und wir möchten nicht anstehen, dies wieder als eine der bedeutungsvollsten Wendungen in ihr hervorzuheben. Kants kritischer Idealismus ist ja im philosophischen Suchen der Zeit von Jahr zu Jahr mächtiger als der rocher de bronce aller idealistischen Philosophie wieder in den

Vordergrund gerückt. Aber es dürfte schwerlich einen Zeitpunkt gegeben haben — die 100. Wiederkehr seines eigenen Todestages nicht ausgeschlossen —, wo sein Name so oft und in so weiter Öffentlichkeit genannt worden ist wie bei der Schillerfeier des Jahres 1905. Und es war nicht bloß sein Name, der genannt wurde. Es ist geradezu erstaunlich, welchen Raum in den Reden und Aufsätzen, auch den für ein weites Publikum bestimmten, die Versuche einnehmen, die Grundlinien von Kants und Schillers philosophischem Denken und ihr beiderseitiges Verhältnis zu zeichnen. Schon die bloße Tatsache, daß so weitgehende philosophische Erörterungen überhaupt möglich waren, ließe einen Rückschluß darauf ziehen, daß die Frage der Weltanschauung in der Gegenwart begonnen hat, wieder mehr Lebensfrage zu werden.

Und dieser praktische Charakter des philosophischen Interesses tritt denn auch noch einmal darin deutlich hervor, daß stets der unmittelbare Zusammenhang hervorgehoben wird, den Schillers Philosophie nach ihrem Ursprung und nach ihren Wirkungen mit des Dichters Leben hatte. Sie ist praktisch ihrem Ursprung nach: „Schillers Philosophie ist Lebensphilosophie. Nicht zurecht gemacht auf Grund irgendwelcher Konstruktionen, sondern entnommen aus dem Strom des Lebens selbst und darum für das Leben passend" (Lippelt a. a. O. S. 20). Die letzten Worte weisen zugleich schon auf ihre praktische Wirkung hin: „Die philosophische Schulung ist das starke Rückgrat des sicheren und hochgewachsenen Schillerschen Geistes geblieben" (Th. Birt, Ansprache bei der allgemeinen Schillerfeier in Marburg. S. 8). „Schiller hatte einen tiefen Glauben; der gab ihm seine Heldenkraft ... gibt ihm den mächtigen Hintergrund" (Heine a. a. O. S. 5 f.). Er „gibt in Theorie und Praxis der Persönlichkeit ihren Halt im Übersinnlichen. Darin wurzelt seine ganze künstlerische und menschliche Art" (Seedorf a. a. O. S. 20). „Die klugen Leute, die über die Philosophie, von der sie nichts

wissen, so gern die Nase rümpfen als über eine müßige Kunst, brauchte man eigentlich nur hinzuweisen auf die Tatsache Schiller. Die Philosophie ist ihm die wahre Quelle des Lebens geworden. Sie hat ihm Reife und Klarheit geschenkt und alles, was in ihm von schöpferischen Anlagen war, entwickelt. Er aber zählt zu ihren großen Gestalten. Er hat sich in ihr seine eigene Provinz geschaffen, hat zu der schweren kritischen Arbeit Kants die Bekennerfreudigkeit des Propheten gefügt und die neue Botschaft fürs Leben herausgearbeitet, die in ihr lag. Ja — es ist buchstäblich wahr — er ist an ihr erst zu der Gestalt ausgewachsen, als die wir Schiller verehren, zum Propheten des deutschen Idealismus" (Kühnemann a. a. O. S. 15).

Es ist nur ein Schritt weiter, wenn dann auch die Lebensführung des Dichters auf ihr Verhältnis zu seiner Weltanschauung untersucht und gefunden wird: „Sein eigener Lebenskampf war ihm die Bewährung seiner Gedanken" (O. v. Leixner. Tägl. Rundschau, Beilage zum 8. Mai), „er selbst hat in den Jahren des Leidens bewiesen, daß die Seele wachsen kann, wenn der Leib verfällt, daß, wie sein stolzes Wort lautet, der Geist es ist, der sich den Körper baut" (Heine a. a. O. S. 3). „Als Mensch wie als Dichter stellte er den größten Sieg, den höchsten Triumph des Geistes über die Materie dar" (Neue Züricher Zeitung 1905, 128). Und in diesem Weitergang vom Leben auf die Werke heißt es dann wohl: „In heroischem Wollen hatte sein Geist sich gewöhnt, über das körperliche Gefühl zu siegen, hat er sein Leben selbst zu einem Hohelied des lebens- und schaffensfreudigen Idealismus gestaltet, dessen Ausgang uns ergreift wie eine gewaltige Tragödie, in der der Held sich opfert, damit die Idee gerettet werde. Nicht mit einem Hauch aber verraten die gewaltigen Weltbilder seiner großen Dramen, daß ihr Schöpfer die letzten Lebenskräfte an sie gewendet hat" (Günther a. a. O. S. 48). Vielmehr „indem Schillers

tragische Muse den Grund unserer Seele aufwühlt, beschenkt sie uns mit dem Glauben an die Macht der Persönlichkeit, die in die äußere Kette der Verhältnisse und Zustände . . . nicht ohnmächtig verstrickt ist, sondern im Untergang selbstherrlich siegt" (Netoliczka a. a. O. S. 9).

Liegt in dem allem schon eine deutliche stille Zurückweisung des Vorwurfs vom „unpraktischen Idealismus", so wird es nicht wundernehmen, wenn sie auch häufig mit ausdrücklichen Worten erfolgt: „Nichts wäre verkehrter denn die Annahme, Schiller habe nicht vermocht, mit den platten Notwendigkeiten des Lebens fertig zu werden, sein Idealismus und seine Erhebung über das Alltägliche seien nur die Konsequenz der Unfähigkeit, sich mit dem gemeinem Leben abzufinden. Schiller hat im Gegenteil mit den Nöten des Lebens wacker, männlich, klug und erfolgreich gerungen" (Jessen a. a. O. S. 183). „Der Idealist war ein siegreich wirkender, weltkluger, durch nichts beirrbarer Mann" (Erich Schmidt, Rede bei der Schillerfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. S. 20). Er war „Realist und Realpolitiker" (Wolfgang Kirchbach, „Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker"). „Wie jeder echte Idealismus ist auch der Schillers eminent praktisch . . . Weltüberwindung durch die bezwingende Macht der Idee" (Kronstädter Zeitung, Siebenbürgen, 1905, 105). Denn Idealismus ist überhaupt „nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung, nicht selbstverlorenes Träumen, nicht weltvergessenes Hoffen, sondern rastloses, nimmermüdes Schaffen, ein Arbeiten und Schaffen, das in festem Anschluß an das Gegebene langsam und sicher weiter baut" (Rödiger a. a. O. S. 26).

Und wie an der Person Schillers, so wird die praktische Bedeutung des Idealismus dann auch häufig an der Wirkung der von ihm vertretenen Geistesart in der Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert anschaulich gemacht: „Die ästhetische Kultur, die Schiller und Goethe uns schenkten, hat sich in den Napoleonischen Zeiten als ein sehr

realer politischer Machtfaktor erwiesen" (Koch a. a. O. S. 15). „Denn immer ist es im Kriege das unsichtbare Heer des Geistes, das entscheidend zwischen den blutenden Reihen mitficht, das den blanken Stahl führt, des Geschützes Rohr richtet, das in die Brust des Streiters das Kommando ruft: sei tapfer; und einer der obersten Feldherrn in jenem Geistesheer, das unserem Volk im Befreiungskampf 1813 zum Sieg verhalf, war unser Schiller" (Meyer, „Schiller ein deutscher Mann". Rede in Zwickau. Zwickauer Zeitung 1905, 110). „Der unbesiegliche Feind, dem Napoleon I. gegenüber trat, war nicht der russische Winter, sondern der Geist der Freiheit, der moralische Enthusiasmus, das zündende Ideal eines hohen nationalen Lebens, welche Schiller mehr als irgend ein anderer in ganz Deutschland durch seine Werke verbreitet hat. Wilhelm Tell, dieses große Drama der nationalen Freiheit . . . hat gleichsam eine stehende Armee für die Verteidigung der unveräußerlichen Rechte und die Erringung der Freiheit geschaffen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß der Schillertag vor 46 Jahren ein Festtag war, wie ihn die deutsche Nation nie vorher gefeiert hatte. Durch ihn fühlten die Deutschen sich vereinigt, in ihm sahen sie den Herold eines neuen Zeitalters, in welchem das Sehnen nach einem einigen Reiche erfüllt werden würde. Binnen weniger als 15 Jahren von diesem Tage an war das Deutsche Reich durch Bismarck zur Wirklichkeit geworden, aber Schiller hatte ein großes Verdienst um die Verwirklichung dieses Traumes" (Alexis F. Lange, Englische Festrede bei der Schillerfeier in der Staats-Universität zu Berkeley, California. Sammlung von Berichten der deutsch-amerikanischen Presse. . . . Dem Schillermuseum in Marbach gestiftet vom Deutsch-Amerikanischen Nationalbund. S. 46). „Auf Schiller, der für uns die Welt mit seinem Dichten umspannte, folgte Bismarck, der uns mit seinen Taten Ruhm schuf und Raum, aber . . . das eine war die Voraussetzung und Vorahnung des anderen; bei uns Deutschen

hat der Geist am Körper gebaut" (Kräger a. a. O. S. 15).

Und so wird den Deutschen der Gegenwart als das frohe Ergebnis von dem allem entgegengehalten: „Schiller weist uns und allen kommenden Geschlechtern den Weg aus unseren Nöten, indem er in seinem Leben und in seiner Kunst den Menschen als Schöpfer und Herrn seiner selbst bei aller Verehrung des Unerforschlichen zeigt" (K. Berger a. a. O. S. 19). „Er ist der Prophet einer Neugestaltung der Welt aus der geistigen Macht der Persönlichkeit" (W. Windelband, „Schiller und die Gegenwart". Rede an der Universität Heidelberg. S. 14). „Die Macht des Geistes über die Natur und die äußere Welt, die Macht des Willens über den Leib, die Erhebung aus einer engen Wirklichkeit in ein Reich höherer geistiger Wahrheit — das sind die großen Trost- und Rettungsmittel, welche Schillers Lebensphilosophie, welche Schillers Religion der Menschheit verkündet hat" (Jodl, „Zwei Schillerreden": Festrede bei der volkstümlichen Schillerfeier des Wiener Volksbildungsvereins. S. 12). Fassen wir's zusammen: Durch seine Weltanschauung mit ihrem Ausgangspunkt in der primären Gewißheit des geistigen Lebens, mit ihren Postulaten der sittlichen Freiheit und einer sittlichen Weltordnung kann Schiller auch dem Geschlecht der Gegenwart Befreier und Erzieher zu einer Weltanschauung werden, die befriedigt, weil sie das Recht und den Wert persönlichen Lebens sichert, und er kann es werden nicht allein durch seine philosophische Lehre, sondern ebenso durch seine vom Geist dieser Weltanschauung getragene machtvolle Kunst und starke Persönlichkeit.

5.

Die zuletzt genannten Worte Jodls haben in unsere Untersuchung einen neuen Begriff hereingeworfen. Sie haben mit

Schillers Philosophie unmittelbar zusammen Schillers Religion genannt. Es ist aber, genauer betrachtet, doch nur das Wort „Religion", das hier neu auftaucht. Religiöse Anklänge und Gedanken sind uns auch im bisherigen schon mannigfach begegnet: Schillers Dichtung erschien als ein sursum corda, das über die Nichtigkeit des Alltäglichen erhebt, einen religiös durchwehten Feiertag der Kunst, einen Sonntag des Lebens schafft, Erhebung und Erbauung gewährt. Seine Werke kamen aus einem Geist der Weltüberwindung. Er selbst ist ein heiliger Mann, hat eine eingeborene Christustendenz. Von seiner Persönlichkeit geht eine erlösende Macht aus. Das Gewisseste ist ihm die ewige Geisteswelt. Er gibt der Persönlichkeit ihren Halt im Übersinnlichen. Er hat einen tiefen, unerschütterlichen Glauben, der gibt ihm seine Heldenkraft, und er bewährt ihn wieder im Lebenskampf. Seine Philosophie bringt große Trost- und Rettungsmittel. Er ist der Träger einer Heilsbotschaft, ist ein Prophet. Namentlich dieser letzte Gedanke wird besonders häufig ausgesprochen und nicht selten gesellt sich dabei zum Ehrentitel des Propheten auch noch der des Priesters, z. B.: „Was er werden wollte, ist er doch geworden: ein gewaltiger Prediger, ein großer Prophet und Hohepriester im Dienste alles Höchsten und Heiligen" (Th. Ziegler a. a. O. S. 50).

Schon diese Stimmen stellen außer Zweifel, daß die Schillergedenkfeier 1905 auch einen deutlichen religiösen Einschlag aufweist. Und von dem Punkt der Untersuchung aus, auf dem wir angelangt sind, können wir auch sagen, daß diese Tatsache kein Zufall ist. Nach vollem persönlichem Leben sehnen sich die Menschen der Gegenwart, und das Recht und den Wert der Persönlichkeit sicher zu stellen, ist das geistige Bemühen ihrer Besten. Der letzte Zweck aller religiösen Betätigung ist aber eben: der Persönlichkeit des einzelnen einen sicheren Halt zu geben durch ihre Verankerung im ewigen Grund aller Dinge. So drängt die Lage

der Gegenwart dem Gebiet der Religion zu, ja man könnte sich versucht fühlen zu sagen: die Strömung, die auf eine Kultur persönlichen Lebens hinzielt, ist schließlich schon in ihrer eigenen reinen Natur eine religiöse Strömung. Damit haben wir zunächst einmal eine Erklärung der genannten religiösen Anklänge bei der Schillergedenkfeier, zugleich aber liegen klar aufgedeckt vor uns die Wurzeln der **religiösen Bewegung** unserer Tage. Denn von einer solchen darf ja doch wohl auch mit Sicherheit gesprochen werden. Wir erinnern nur an die Versuche neuer Religionsgründungen, welche wir in den letzten Jahren erlebt haben, an den großen Anklang, welchen die Bemühungen erfahren haben, die Ergebnisse der protestantischen wissenschaftlichen Theologie einem größeren Publikum zu unterbreiten, an den riesigen Absatz, den Romane fanden, welche die religiöse Frage behandelten, an den vor wenigen Jahren noch ungeahnten Raum, der heute in Tageszeitungen und Zeitschriften religiösen Angelegenheiten und Problemen geöffnet wird.

Diesem Zuge der Zeit entsprechend ist bei der Schillerfeier häufig auch die Frage nach Schillers Religion und ihrer Bedeutung für die Gegenwart angeschnitten worden. Wie aber das Suchen der Zeit eben auf dem Gebiet der Religion noch am wenigsten zu klaren, einheitlichen Ergebnissen gelangt ist, so bietet nun auch die religiöse Seite der Schillerfeier das am wenigsten einheitliche Bild. Ja beim ersten Anblick könnte man geradezu den Eindruck einer rettungslosen Zersplitterung erhalten.

Hier heißt es: „Schiller selbst war ein durchaus sittlicher Mensch . . . persönlich aber hat Schiller diese Sittlichkeit aus keiner Religion geschöpft, zum mindesten aus keiner, die durch eine bestimmte Konfession begrenzt gewesen wäre" (Schönbach, Rede auf Schiller an der Universität Graz. S. 29). Dort: „Bei ihm bleibt die Religiosität ein Grundton, eine fortlaufende Unterströmung seines Lebens. . . . Alle Schritte, alle Experimente seines Geistes zielen dahin, zu einem klaren

Verhältnis zu dieser Kraft außer uns, zur Gottheit zu gelangen" (Matthaei a. a. O. S. 12). Hier wird Schillers Verhältnis zum Christentum dahin bestimmt: „Für Schiller, ebenso wie für Goethe, ist auch das Christentum keineswegs die einzig wahre, die allein seligmachende Religion, sondern eine Religion unter vielen" (Pastor A. Kalthoff-Bremen, „Schiller und die Religion". Europa 1905, 16, S. 767). Dort wird dem entgegengehalten: „Es ist Zeit, daß die Ignoranz in diesem Punkte endlich mal aufhöre, ihren Unfug zu treiben mit dem Worte: ‚Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst.' Schiller war in der ganzen Richtung seines Lebens und Denkens ein Christ. Was er hier ablehnt, ist zunächst das kirchlich-dogmatische Lehrgebäude. . . . Zugleich aber, das ist allerdings unbestreitbar, spricht er darin seine Entfremdung gegen das empirische kirchliche Christentum überhaupt aus" (Pastor J. Burggraf-Bremen, „Die Christustendenz in Schillers Natur". Protestantenblatt 1905, 19, S. 224). Wird im Gedankenkreis der letzten Aussagen weiter geschlossen: „Jedenfalls ist er für alle konfessionellen und dogmatischen Probleme völlig auszuschalten" (Matthaei a. a. O. S. 13), so erscheint dafür an anderer Stelle als Thema: „Schiller als protestantischer Dichter" (L. Bellermann, Vortrag im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes). Wird der Nachweis versucht, daß wenigstens zwischen Schiller und dem kirchlichen Rom ein „unausgleichbarer" Gegensatz bestehe, der „Gegensatz zwischen dem unbedingtesten Freidenker und dem unbedingtesten geistigen Gehorsam, zwischen Geistesfreiheit und Geistesknechtschaft" (Böhtlingk, „Schiller und das kirchliche Rom" S. 5), so wird dafür an anderer Stelle die vorzugsweise Wahl katholischer Stoffe durch Schiller und die „besonders prachtvolle Entfaltung seiner Phantasie und seines Gemüts" auf deren Gebiet damit erklärt, daß Schiller hier seine „natürliche Heimat wieder gefunden" habe, denn „die Poesie selbst, von Phantasie und Gemüt erzeugt, ist, wie die Kunst über-

haupt, ihrem Wesen nach mehr katholisch als protestantisch und verleugnet ihren Charakter auch dann nicht ganz, wenn sie von Protestanten oder Freigeistern ausgeübt wird" (A. v. Berger, Rede bei der Schillerfeier im Wiener Rathaus. Deutsche Zeitung, Wien, 11979). Und das Bild, das sich innerhalb der einzelnen Konfessionen selbst bietet, ist kaum viel anders: Hier verstümmelt ein Schulrektor die Schillerausgabe des Schwäbischen Schillervereins, um seine Schüler wenigstens vor den schlimmsten Ansteckungsstoffen zu bewahren, und dort fallen die Worte: „Wer weiß, ob nicht im weiteren Verlauf seines Lebens der edle Idealismus und die hohe sittliche Lebensauffassung, die ihn beseelten, den Dichter noch weiter geführt hätten als an die Schwelle des katholischen Domes" (Schlesische Volkszeitung 6. Mai 1905, Märkische Volkszeitung 6. Mai 1905). Hier bringt ein evangelischer Geistlicher Schillers Dichtungen in einer langen Reihenfolge von Predigten auf die Kanzel (Burggraf in Bremen, „Schillerpredigten"), dort glaubt man bei aller Liebe zu dem Dichter Schiller und aller Achtung vor seiner sittlichen Persönlichkeit doch mit Schmerz feststellen zu müssen, daß „ihm das eigentlich religiöse Zentrum des Christentums verschlossen" geblieben sei (Späth, „Friedrich v. Schiller". Kirchenbote für deutsche evangelisch-lutherische Gemeinden. Philadelphia 1905, 4).

Aber mitten in all diesem Gegensatz fallen auch einmal — von katholischer Seite — die Worte: „Ein gut Teil allen Widerspruchs, der bis heute im Namen des Christentums gegen das Erziehungsprogramm unserer Klassiker laut geworden ist, beruht jedenfalls auf dem Mißverständnis der Sprechweise, wie sie auf beiden Seiten, jede in ihrer Art, ausgebildet worden ist. Wer in dieser Hinsicht einmal ehrlichen und friedliebenden Sinnes sich die Aufgabe stellte, hinter den verschiedenartigen und nicht selten auch befremdenden Einkleidungen der Sprache die Konkordanz der Ideen ans Licht zu stellen und hier mit so viel Vorurteilen nach

beiden Seiten hin aufzuräumen, als die Sache ohne unwürdige und gefährliche Kompromisse nur immer zuläßt, der würde sich ein großes Verdienst um die deutsche Kultureinheit erwerben" (K. Muth a. a. O. S. 137).

Und eine solche „Konkordanz der Ideen" ist nun in der Tat auch bei den verschiedensten religiösen Richtungen trotz allen ausgesprochenen Gegensatzes in weitem Umfang vorhanden.

Der Vorsitzende des Monistenbundes, Pastor Kalthoff, redet davon, daß für Schiller die „Kunst selbst Religion" gewesen sei, weil er als den „Mittelpunkt seines ganzen Kunstschaffens" „das uralte menschlichste Problem, den Kampf zwischen Notwendigkeit und Freiheit" erfasse, weil er „die Unergründlichkeiten des Lebens" aufdecke, den Menschen „vor die großen Rätselfragen des Lebens" stelle, „vor das ewige Geheimnis, das auf dem Grunde alles Lebendigen beschlossen liegt" (a. a. O. S. 767 f.). In der Zeitschrift „Das freie Wort" (1905, 3, S. 95) schreibt Friedrich Jodl: „Es ist kein Mißbrauch eines ehrwürdigen Namens, wenn man die Lebensanschauung Schillers eine religiöse nennt. Manchem wird das verwunderlich klingen. Bei keinem Vertreter unserer klassischen Literatur ist von Religion so wenig die Rede wie bei Schiller. Keiner ist über alle traditionellen Formen der historischen Religion so weit hinausgewachsen wie er. Keiner steht dem konfessionellen Christenglauben so ferne. Schärfstens hat er selbst die Eigenart seiner Stellung bezeichnet in dem bekannten Distichon ‚Mein Glaube'. . . . Dem Mißbrauch der Religion zu Staatszwecken, der Religion als Mittel zur Knechtung der Geister, der Religion der Glaubensverfolgungen und der Religionskriege, der Religion als einer Gegnerin freier Menschlichkeit stand er mit leidenschaftlicher Abwehr, als ein unversöhnlicher Gegner gegenüber. . . . Aber ist denn wirklich Dogma und Dogmenzwang, ist denn wirklich schlecht begründeter Geschichtsglaube und Wunderdienst, ist denn wirklich feindliche Abschließung gegen andere Formen und

Bekenntnisse das Wesen aller Religion? Wird darüber nicht das Eigentlichste vergessen, was immer wieder durstige Seelen zu ihr hinzieht, der Glaube an eine höhere Welt jenseits der gemeinen Wirklichkeit, an eine Zuflucht der Seele inmitten des lärmenden, unruhig bewegten Lebens? Ist nicht Religion im tiefsten Grunde die Gewißheit, daß das Geschehen in der Welt außer seinem äußeren mechanischen Zusammenhang noch eine innere Bedeutung hat, und daß insbesondere die Sittlichkeit nicht die Erfüllung einer bloßen Etikette, einer äußerlichen Vorschrift, einer sozialen Konvention, sondern das eigentlichste Geschäft des Menschen ist, in welchem ihm der tiefste Sinn des Lebens offenbar wird?" Auf der anderen Seite bedauert es der Jesuit Alexander Baumgartner zwar als einen „verhängnisvollen Irrtum", daß Schiller die Kunst an die Stelle der Religion setze, indem er ihr allein die Erreichung jener höchsten Ziele zuschreibe, „welche sie in Wirklichkeit nur im Bunde mit der Religion und in ihrem Dienst erreichen kann". Aber „Schillers Gefühl strömt immer aus Ideen hervor und erhebt sich wieder zu Idealen . . . ja, über alles Sinnliche und Sichtbare emporringend sucht er die Seele der Poesie im Übersinnlichen, Geistigen, Ewigen und Göttlichen. Ohne es sich zu gestehen und ohne in christlicher Lehre festen Boden zu fassen, hat seine Poesie nicht bloß einen platonischen, sondern einen geradezu christlichen Zug." Und wenn Schiller in seinem letzten Festspiel, der Huldigung der Künste, deren gemeinsames höheres Ziel in das Wort zusammenfasse: „Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen", so meine er das zwar schwerlich im Sinne des heiligen Augustinus, der es beklagte, so spät die ewige Schönheit erkannt und geliebt zu haben: seine philosophische Abstraktion schließe jedoch das wirkliche höchste Schöne, das in Gott lebt, keineswegs aus („Friedrich v. Schiller". Stimmen aus Maria Laach 1905, 4, S. 371, 372, 380. Schillergedenkblatt der Kölnischen Volkszeitung S. 5). Und ein anderer Katholik kommt zu dem Urteil: „In Schiller lebte

der Grundzug der Religion: alles Edle, Reine verknüpft den Menschen Gott." Man „sieht ihn Schritt für Schritt emporsteigen zum höchsten Kulturtum auf dem Wege, den das ganze germanische Volk zurückgelegt hat: über Hellas zum Christentum. Wenn auch nicht nahe dem Altare, so steht Schiller doch im Vorhofe der Kirche" (Maximilian Pfeiffer, „Schiller". Die Kultur. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft 1905, 2, S. 171). Vom rechten Flügel des Protestantismus her stammen endlich die Worte: „Schiller ist, wie Gustav Pfizer sagt, ganz ein Priester des Unsichtbaren. Er ist der größte Feind jeder Art von Materialismus. ... Seine Poesie trägt das unverkennbare Gepräge eines reinen, alle Erdenfessel abstreifenden, zur Vollkommenheit emporringenden, geläuterten Geistes. Ein derartiger Tatbeweis ist oft mehr wert als einzelne zerstreute Bemerkungen über das Christentum. Wollen wir dem dürren und herzlosen Rationalismus seiner Zeit das Wort reden oder dem ihm verwandten starren, allen Inhalts baren Orthodoxismus, wollen wir vielleicht in diesen, Gott sei Dank, überwundenen Erscheinungen einer vergangenen Zeit das Wesen des wahren Christentums erkennen, so war er nicht gläubig. ... Versteht man aber unter dem Glauben wenigstens in seinen ersten keimenden Anfängen die Sehnsucht nach dem Frieden, dem die Wirklichkeit nimmer entspricht, das Streben nach Wahrheit und das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, den offenen und empfänglichen Sinn für die Kräfte der Ewigkeit, das Ausschauen nach dem Ziel, ‚dem schönen Wunderland', so war er gläubig. ... Sein Leben gibt davon Zeugnis. Es war ein fortwährendes Ringen und Kämpfen zu immer hellerer Erkenntnis auch durch vielerlei Zweifel, ein unablässiger Läuterungsprozeß auch in seinem sittlichen Streben" („Schiller und Christentum". Der Reichsbote. 27. April 1905).

So kann dann der evangelische Theologieprofessor Sell in seinem tiefdringenden Buche über „Die Religion unserer

Klassiker"*) das Ergebnis ziehen: „Schillers Religion ist das positive gläubige Verhältnis zu den ewigen Ideen des Heiligen, Guten und Schönen, seine Anbetung ist die Andacht zum Ideal. Das Ideal erscheint verkörpert im Kunstwerk. Dieses aber verkündet, was ‚der Mensch' sittlich zu leisten vermag. So ist für Schiller die schaffende Kunst ein Gottesdienst. Er selbst ist als tätiger Künstler ein Priester, der dem Volke das Göttliche verkündigt und deutet. Die Kunst wird zum tröstenden Evangelium. Diesem hohen Berufe entspricht Schillers Lebensgang, der das merkwürdigste Beispiel einer vor unseren Augen sich vollziehenden geistigen Wiedergeburt ist, einer Läuterung und Reinigung zur Aufnahme des Höchsten. Das bezeugt uns gerade Goethe. Mit diesen wenigen Worten ist die merkwürdige Analogie angedeutet, die zwischen Schillers Leben und Schaffen und dem christlichen Heilsweg besteht, ohne daß doch Schiller direkt von dem Christentum sich beeinflußt gezeigt hätte. Mir scheint: Keiner unserer Klassiker steht in der Weltanschauung dem überlieferten Christentum ferner wie Schiller. Es ist ihm nur noch eine — großartige — Erscheinung der Geschichte! Und kein Klassiker steht dem sittlichen Sinn sowohl, wie der symbolischen Hülle des Christentums, dem Kern und Herzen des Christentums, dem Christentum der Gesinnung näher wie Schiller. So hat Goethe es wohl gemeint, wenn er sagt, es sei etwas Christusähnliches in Schiller gewesen" (S. 118 f.).

Und Baumgartner formuliert in seinem abschließenden Urteil das Verhältnis von Schillers „warmem, edlem Idealismus" zur katholischen Glaubensanschauung dahin: „Gott ist nicht sichtbar in die Menschheit herniedergestiegen, um

*) Ich erlaube mir, Sells Ausführungen hier beizuziehen, obwohl sie nicht unmittelbar durch das Schillergedenkjahr veranlaßt sind. Aber das im Jahre 1904 erschienene Buch hat weithin die Leitgedanken für die protestantischen religiösen Äußerungen zur Schillerfeier abgegeben.

das wahrhaft Schöne zu zerstören oder zu entwerten, sondern um es der Gefahr und dem Bereich der Sünde zu entziehen, es einer höheren Ordnung einzugliedern und mit einer höhern Anteilnahme an seinem Leben zu verklären. In diesem Sinne sind die natürlichen Ideale eine Grundlage, eine Vorstufe und ein wesentlicher Teil der christlichen. In diesem Sinne können auch wir Schiller den Unsern nennen, ihn lieben und schätzen, ihn verehren und ihm nacheifern. . . . Über die Welt der Schillerschen Ideale hinaus aber liegen jene des positiven Christentums, nicht im Geiste und Gefühle eines Dichters, sondern im Ankergrunde göttlichen Glaubens gefestigt. Diese können wir uns um keiner Poesie willen, sei sie noch so erhaben, noch so national, jemals verkümmern lassen" (Stimmen aus Maria Laach 1905,4, S. 380 f.).

Von dieser Grundstellung aus aber gelangt er zu der Folgerung: „Wie die Werke all jener — zuvor von ihm aufgezählten — Dichter und Künstler schon lange ein friedliches neutrales Gebiet geworden sind, auf welchem Anhänger der verschiedensten religiösen Anschauungen sich freundlich begegnen, erfreuen, erbauen und stärken, so ist es auch mit Schillers eigentlichen Meisterwerken der Fall. Die Katholiken sind hierin so weit gegangen, als sie eben konnten. Sie werden mit Freuden stets allen aufrichtig dem Ideal Zustrebenden, aufwärts Ringenden die Hand reichen" (a. a. O. S. 380). Wie als Antwort darauf erscheinen in Sells Bonner Festrede die Worte: „Wir müssen es dankbar preisen, daß uns in den Werken der klassischen Kunst sozusagen ein neutrales Gebiet geöffnet ist, auf dem die Angehörigen aller Bekenntnisse in der gemeinsamen Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Heiligen und in der Liebe zu den Menschen sich begegnen können. . . . Dieser einigenden Kraft, die in dem Geiste Schillers liegt, dann wenn er sich zum Höchsten emporschwingt, wollen wir uns neu bewußt werden! Es tut uns so bitter Not. Und wenn dem Verklärten das immer wieder gelingt, dann ist er uns wahrlich auch ein Priester nationalen

Glaubens" (a. a. O. S. 16). Und diese Wertung von Schillers religiösem Idealismus in seiner einigenden Bedeutung für das deutsche Geistesleben der Gegenwart ist auch ein Gedanke, der immer wiederkehrt. Darum erscheint er vor allem als „unser Erzieher zur geistigen Einheit der deutschen Nation" (E. Bassenge, Rede bei der städtischen Schillerfeier der Dresdner Bürgerschaft).

Fassen wir wieder das Ergebnis der Untersuchung zusammen: Hinter einem Spiel scheinbar nach allen Seiten wirkender zentrifugaler Kräfte zeigt sich eine starke zentripetale Bewegung. Sie besteht einmal in dem wachsenden Zugeständnis von der einen Seite: das Bestreben, den Menschen über die letzten Gründe seines Seins ins klare zu bringen, führt mit Notwendigkeit zur Religion, wenn auch nicht zur konfessionell bestimmten, und in dem wachsenden Zugeständnis von der andern Seite: die Sehnsucht nach einem höheren Sinn des Lebens, nach Verbindung des einzelnen mit dem Unendlichen ist Religion, auch wo sie noch nicht zu den Formen konfessioneller Religiosität gelangt ist. Dazu gesellt sich auf beiden Seiten eine gewisse Erweichung des allgemeinen intellektualistischen Gerüstes der Weltanschauung und eine erhöhte Wertschätzung der Verwirklichung des religiösen Gedankens im persönlichen Leben. Um dieser doppelten Annäherung willen kann Schiller nahezu von allen religiösen Richtungen, bei allem Vorbehalt bewußten Sonderguts, als religiöse Persönlichkeit gefeiert und kann in seiner Weltanschauung ein gemeinsamer religiöser Boden gefunden werden. Fragt man aber nach den Gründen, welche die Annäherung herbeigeführt und dadurch die Allgemeinheit auch der religiösen Feierung Schillers ermöglicht haben, so steht man wieder vor jener allgemeinen Lage der Zeit, die wir gezeichnet haben: der Gefährdung eben des persönlichen Lebens in ihr und dem Bestreben, auch in der Welt-

anschauung vor allem der Persönlichkeit des einzelnen einen festen Boden unter die Füße zu geben*).

6.

Mit nationalen Tönen stärksten Klanges haben die religiösen Äußerungen zur Schillerfeier geschlossen: Schiller ein Priester nationalen Glaubens, unser Erzieher zur geistigen Einheit der deutschen Nation. Damit tritt als letztes hochbedeutsames Moment die **nationale Seite** in der Schillerfeier des Jahres 1905 vor uns und die angezogenen Worte geben uns zugleich schon deren Programm in seinem Unterschied von den nationalen Gedanken des Jahres 1859. Diese haben eigentlich nur noch an zwei Stellen einen Ort des Fortlebens. Der erste ist dort, wo man die „freiheitlichen" Ideale des Jahres 1859 oder vielmehr 1848 noch nicht in genügendem Umfang verwirklicht sieht, der zweite bei den Deutschen, welche außerhalb der Grenzen des Reiches von 1871 leben. Allein bei diesen drängt nun doch schon die ganze Lage der Dinge auf eine andere Klangfarbe hin als im Jahre 1859. Bei der Schillerfeier in St. Louis sprach Emil Preetorius davon, daß mit Schiller der tiefe deutsche Gedanke auftauche, dem er wie kein zweiter den vollberedten Ausdruck verliehen habe, und er begründete dies damit, daß Schiller eben selbst die herrlichste Personifikation des deutschen Gedankens, die sympathischste Verkörperung deutscher Eigenart darstelle (Westliche Post 9. Mai 1905, S. 6). Und der alte Vorkämpfer deutschen Wesens in den Vereinigten Staaten, Karl Schurz, glaubte in seiner New Yorker Festrede den Grund für Schillers gewaltiges Fortleben in der Tatsache erblicken zu müssen, daß kein anderer Dichter die edelsten Instinkte und

*) Das in diesem Abschnitt niedergelegte Ergebnis habe ich wenigstens nach einer Seite noch eingehender zu begründen gesucht in meiner Untersuchung „Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905" (Christliche Welt 1906, 28—31).

Triebe der Volksseele stärker als er in sich selber gefühlt, edler und erhebender zum Ausdruck gebracht habe und mit größerer Wärme und Beständigkeit anzuregen vermöge (New Yorker Staatszeitung 10. Mai 1905). Am anderen Pol des Deutschtums aber schrieb der „Deutsch-ungarische Volksfreund" (1905, 19): „Aus Schiller spricht das ganze deutsche Gemüt in seiner reichsten Offenbarung, der tiefe sittliche Zug, wie er einzig und allein nur unserem Volk zu teil ward, aber so klar und rein wie bei keinem zweiten Dichter. . . . Und darin beruht die Bedeutung Schillers für das deutsche Volk." Und, wieder das Weltmeer überspringend, finden wir in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre in Brasilien (1905, 54) die Worte: „Für die Deutschen und Deutschgeborenen außerhalb der Stammesheimat ist Schillers Persönlichkeit so recht geeignet, ein Symbol deutscher Eigenart zu bilden, da in seinem Wesen, wie kaum in dem eines anderen großen Deutschen, das Streben nach Freiheit und edler harmonischer Menschlichkeit zum allgemeinverständlichen typischen Ausdruck kommt."

Das heißt: Der Einheitsgedanke im eigentlich politischen Sinn des Worts fällt weg und Schiller wird zu einem Symbol, um das sich das Deutschtum der ganzen Welt sammeln kann, weil seine Dichtung als der tiefste Ausdruck deutscher Sinnesart, seine Persönlichkeit als die reinste Verkörperung deutschen Wesens erscheint.

Und ganz dieselbe Weise klingt uns nun auch aus allen Gauen des Deutschen Reiches selbst entgegen: Er „lebt im Herzen seines Volkes fort, weil er dieses Herz, das Innerste und Beste der deutschen Volksseele in sich verkörpert und es in seinen Dichtungen zu machtvoll schönem Ausdruck gebracht hat" (Th. Ziegler-Straßburg a. a. O. S. 20). Er ist „der Deutsche, den wir lieben, der Prophet des deutschen Geistes und Gemütes, der Prophet der deutschen Sehnsucht, der deutschen Treue" (Zwei Schillerreden in

Hamburg: Pastor v. Ruckteschell, „Schiller der Prophet des deutschen Geistes und deutschen Ideals". S. 35). „Schillers Persönlichkeit ist deutsche Heldenart im Hochflug der Gedanken, in der Klarheit der Anschauung und Sicherheit des Zieles, in der rastlosen Arbeit bis zum letzten Atemzug" (W. Golther, „Zu Schillers Gedächtnis". Rostocker Zeitung 1905, 126). „Mit dem Drang nach intellektueller und sittlicher Vollendung, dem ständigen Höherstreben hat Schiller eine Grundsaite des deutschen Gemüts berührt; darum ist seine Volkstümlichkeit so unvergänglich" (A. Stein, „Dem Dichter aller Deutschen". Der Deutsche, Berlin 1905, 5, S. 134). „In seiner Mannheit ist Schiller ein leuchtendes Vorbild bester deutscher Art; er ist es in seinem unablässigen Trieb, sich aus der Welt der Erscheinungen zu den Gedanken hinaufzuringen und diese wieder als leuchtende Fackeln ins Leben hinunterzutragen" (O. v. Leixner. Tägliche Rundschau, Beilage zum 8. Mai 1905). Er „war ein echter Sohn des deutschen Volkes, der die tiefste Eigenart der deutschen Volksseele, die idealistische Richtung, die in ihrer Lebensbejahung zugleich die tatkräftige, willensstarke ist, zur vollendeten Erscheinung gebracht hat" (Maydorn-Thorn a. a. O. S. 26). Er ist „ein Typus für jene spezifisch germanische Kraft, die Materie unbedingt einem geistigen Prinzip unterzuordnen, das in uns selber seinen Sitz hat" („Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts". Fritz Lienhard. S. 161). „Was immer an dem deutschen Wesen groß und schön ist, der innere Freiheitsdrang, die Stärke des sittlichen Empfindens, der Wahrheits- und Gerechtigkeitsmut, das titanenhafte Ringen nach Lösung der Welt- und Menschheitsrätsel, das stille, tiefe Hinaussehnen über Erdenstaub und Erdenschwere, der lichte Sonnenflug des Idealismus — das alles hat in Friedrich Schiller seine Verkörperung gefunden" (Albbote, Ebingen in Württemberg 1905, 106). „Zwischen Schiller und dem Genius des deutschen Volkes ist ein prädisponierter, harmonischer und unvergänglicher Zusammenhang

vorhanden" (Glock, „Ist Schiller noch lebendig?" Wolfenweiler in Baden. S. 6). So kann Schiller nicht nur durch seine Weltanschauung, sondern zugleich durch seine Person auch für die Deutschen innerhalb des Reichs der geistige Einheitspunkt werden, dessen sie auch nach den Ereignissen von 1870 noch dringend bedürfen: „Gegenüber der Zerklüftung der deutschen Kultur, ihrer Ermattung und Zerteilung muß die kraftvolle Persönlichkeit Schillers uns ein Zentrum und eine Einheit zeigen" (Tröltsch a. a. O. S. 2).

Fassen wir noch einmal ins Auge, um welcher Eigenschaften willen Schiller als eine Verkörperung deutschen Wesens geehrt wurde. Es war das Streben nach Freiheit und edler harmonischer Menschlichkeit, die Mannheit, die Heldenart, die rastlose Arbeit, das ständige Höherstreben, der tiefe sittliche Zug, der Drang nach sittlicher und intellektueller Vollendung, die Klarheit der Anschauung und Sicherheit des Ziels, der Hochflug der Gedanken, der Trieb, sich aus der Welt der Erscheinungen zu dem Gedanken hinaufzuringen, die Kraft, die Materie unbedingt einem geistigen Prinzip unterzuordnen, die idealistische Richtung. Wenn diese Eigenschaften sämtlich als besondere Merkmale deutscher Stammesart gepriesen werden, so hat dies natürlich zugleich den Sinn, daß der Deutsche sie als in fortschreitendem Maße zu verwirklichende Ziele betrachten lernen soll. Die damit der geistigen Entwicklung des Volksganzen vorgezeichneten Ziele ergeben aber eine genaue Parallelle zu allem, was uns in der bisherigen Untersuchung als erstrebenswertes Ziel der Einzelpersönlichkeit begegnet ist, eine Parallele, die schließlich auch noch dadurch vervollständigt wird, daß jene Zersplitterung, die im Einzelleben als das erste schmerzliche Übel empfunden wurde, als das große zu bekämpfende Übel des Volkslebens wiederkehrt. Verwunderlich ist diese Parallele nun freilich keineswegs. Denn der einzelne, der feierte, feierte mit als Glied eines Volkes, das er liebte; als seines Volkes Not empfand er darum die eigenen Nöte, und was

er für sich erstrebte, setzte er auch dem Ganzen als Ziel. So führt uns auch die nationale Seite der Schillerfeier wieder vor das große Problem, das sich uns bis jetzt von allen Seiten der Betrachtung her in den Mittelpunkt gedrängt hat: Das Problem der Kultur der Persönlichkeit und der idealistischen Weltanschauung, das sich uns bis jetzt von der individualistischen Seite dargestellt hat, erscheint zugleich als das große nationale Problem.

Als solches ist es denn auch oft genug in aller Deutlichkeit ausgesprochen worden und zwar gewöhnlich im Anschlusse an Schillers unvollendetes Gedicht „Deutsche Größe", das dadurch überhaupt eine der bei der Schillerfeier 1905 am häufigsten genannten Dichtungen Schillers geworden ist. Um das Verhältnis der angeknüpften Gedanken zu ihrer Grundlage anschaulicher zu machen, sei es gestattet, kurz den Gedankengang des nicht allgemein zugänglichen Bruchstücks zu geben: In dem politischen Zusammenbruch des alten Reiches sucht Schiller nach einem Rechtsgrund, der den Deutschen „sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl in der Völker Reihe auftreten" lasse, und er findet ihn darin, daß der Deutsche „abgesondert von dem politischen sich einen eigenen Wert gegründet" habe und daß deshalb, „wenn auch das Imperium unterginge, die deutsche Würde unangefochten" bliebe. Denn „sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation".

„Das ist nicht des Deutschen Größe
Obzusiegen mit dem Schwert.
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert."

„Nach dem Höchsten soll er streben," „die Menschheit, die allgemeine in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen." „Nicht

im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen" ist seine Aufgabe: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft der Welt werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen."

„Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt."

Was der Deutsche unserer Tage gegenüber der hier niedergelegten Anschauung empfindet, ist zunächst ein Gefühl lebhaften Widerspruchs: „Unsere politischen Anschauungen haben sich in der Schule einer neuen Geschichte und eines neuen Lehrmeisters mit den kulturellen Zuständen und den gesellschaftlichen Schichtungen völlig verändert. . . . Im natürlichen Rückschlag gegen jene Perioden, die in dem reinen Aufbau einer inneren, idealen Welt ihre Aufgabe hatten, hat sich das deutsche Volk längst der Eroberung und Nützung der sichtbaren, wirklichen Welt zugewandt. . . . Deutsche Staatskunst und deutscher Volkswille sind längst darin einig geworden, daß auch dem einst bei der Verteilung dieses Planeten leer ausgegangenen Volke der Dichter und Denker ein Platz an der Sonnenseite gebühre. Diese Teilnahme am politischen und wirtschaftlichen Wettstreit der Völker war an sich kein Abfall des deutschen Volkes von seiner besseren Natur, wie weltflüchtige Träumer gemeint haben: sie war eine naturnotwendige Folge der allgemeinen Entwicklung und der besonderen Gestaltung unserer Verhältnisse, der Selbstbesinnung auf jene dem Deutschen ein- und angeborene tatfreudige, siegesfrohe Art, die in Handel und Wandel, in Krieg und Frieden,

in bürgerlichen Gewerben und technischen Erfindungen so gut wie in Kunst und Wissenschaft von alters her sich bewährt hatte" (K. Berger a. a. O. S. 9 f.). „Wir wissen, daß wir in dem Kampf um den Erdball stehen, und daß es die erste aller Pflichten ist, unser Volk und Volkstum in diesem Kampf durchzusetzen und zu behaupten als Herrscher auf seinem Boden, dieser Boden mag über Weltteile sich erstrecken. Aber über die wahre Bedeutung, die ein Volk für die Welt und die Geschichte gewinnt, entscheidet zuletzt dies allein, was für Menschen es hervorbringt als den Ausdruck seiner ganzen geschichtlichen Arbeit. ... Im Gebiete der bloßen Macht- und Kraftentfaltung wetteifern viele mit uns. Nach den Vorfragen muß doch aber einmal wieder die Frage kommen. Dann wird alles daran liegen, ob die Lebenskraft unserer sittlich-künstlerischen Kultur im Sinne des deutschen Idealismus noch in uns lebendig ist. Schiller hat unsere beste nationale Anlage und die in ihr liegende Pflicht erkannt. Die deutsche Kultur wird eine Kultur reicher Persönlichkeiten sein, oder es ist um ihre Wichtigkeit für die Welt getan" (Kühnemann a. a. O. S. 10, 26). „Wir haben erfahren, daß es anderer Kräfte bedarf, um das politische Ideal zu verwirklichen. Aber hinter Schillers Formeln steckt dennoch eine große historische Wahrheit, der prophetische Ausdruck der unvergleichlichen Geschichte der deutschen Nationalität: Aus dem Reiche der Bildung, aus Dichtung und Philosophie stammten die seelischen Mächte, die uns den Siegeszug des politischen Gedankens ermöglicht haben. Und noch eine andere, eine dauernde Wahrheit spricht aus jenen Formeln, daß die lebendigen Kräfte, die in der Gestaltung des Wirklichen tätig gewesen sind, auch die Gewähr seiner Dauer und seines Wertes in sich tragen. Einheit und Macht gehören zum ‚physischen Staat', zur sinnlichen Notwendigkeit des nationalen Egoismus, sobald sie nicht getragen und durchdrungen sind von einem Leben, das in den höchsten Gütern der Menschheit wurzelt. Dieses Leben uns zu er-

halten, in ihm unser tägliches Tun zu befestigen, das ist der Segen, der unvergänglich aus Schillers Geist in alle Verworrenheit und alle geschäftige Leidenschaft der Gegenwart herüberquillt" (Windelband, „Schiller und die deutsche Nationalität". Neue Freie Presse 14620).

Nachdem also der Gegenwart und ihrer Realpolitik auch einem Schiller gegenüber ihr Recht gewahrt ist, hat sofort wieder eine Rücklenkung eingesetzt, und sie geht sogleich noch einen Schritt weiter. Denn, wie wir es beim einzelnen gefunden haben, so erschwert auch beim Volksganzen der „Realismus" der Zeit eine von einer idealistischen Weltanschauung getragene Kultur der Persönlichkeit: „Auf den großen Krieg folgte ein Aufschwung unseres Wohlstandes, unseres Handels, unserer Industrie, eine gesteigerte Freude an Besitz und Erwerb, eine vermehrte Wertschätzung aller realen Güter. Sie entartete in eine Überschätzung des Praktischen, eine einseitige Ausbildung des Wirklichkeitssinnes, eine materialistische Lebensauffassung, die im Genießen das Ziel des Strebens sah, in eine Jagd nach dem Glück und einen Tanz um das goldene Kalb" (Weltrich a. a. O. S. 9). So stellt sich denn unserer Zeit die Aufgabe, „es fertig zu bringen, die zum Leben unumgänglich nötige ... äußere Vormachtstellung von innen heraus durch eine edelste Kultur der Seele und des Willens zu speisen. In solch einziger Verbindung von Kraft und Herz, die zu schaffen unserer Rasse bei ihren reichen inneren Anlagen und bei ihrer Tapferkeit am ehesten möglich ist, da werden wir nicht nur vor uns selber geadelt, sondern auch zugleich vor den andern unüberwindlich sein" (Kräger a. a. O. S. 15).

Damit gewinnt der Gedanke der persönlichen Kultur, der sich eben noch gegen die „realistische" Lebensauffassung der Zeit gekehrt hatte, wieder, wie seinerzeit bei der individualistischen Betrachtung, in rascher Wendung selbst Bedeutung für die realen Aufgaben des Volkstums, und er wird denn auch nicht selten zusammen mit der ihm entsprechenden

idealistischen Lebensanschauung gerade vom praktischen Gesichtspunkt aus den Volksgenossen ans Herz gelegt: „Große und schwere Aufgaben harren des deutschen Volkes. Mit dem bloßen Wissen und Können allein wird es nicht getan sein, wenn wir tätig frei unseren Platz behaupten wollen in dem ungeheuren Wettkampf der Nationen. Die lebendige Kraft jenes sittlichen Idealismus, der in unseres Volkes Geschichte so oft Wunder getan, sie vor allem muß wirksam sein in Deutschlands Söhnen, soll unser Volk die hohe Aufgabe erfüllen, die ihm als besondere zugewiesen scheint im Kreise der Völker. Mit dieser Kraft allein werden wir bewahren, was für alle zu bewahren uns anvertraut ist, der Menschheit Würde: aus dieser Kraft wird das Reich des deutschen Geistes, an dem wir bauen, zu einem Reich des Segens für den ganzen Erdkreis werden" (Güntter a. a. O. S. 50).

Und schließlich erhält von dieser Betrachtungsweise aus selbst der am meisten von „nationaler" Seite angefochtene Punkt im Programm Schillers, der weltbürgerliche Gedanke, eine neue Beleuchtung: „Ich bekenne heute, wo wir hinter uns haben ein Jahrhundert tiefster nationaler Erniedrigung zuerst, dann stolzester Erhöhung unserer nationalen Geltung, und wo wir nun will's Gott unsern Platz an der Sonne behaupten können gegen jedermann, daß gerade jene weitherzige edle Humanität, wie unsere Klassiker sie übten, die jedes andere Volk nicht bloß neidlos gelten läßt, sondern es auch in seinem Innersten zu verstehen sucht, jene Humanität, die uns vielleicht sogar dazu verführt haben kann, hie und da in die Antike oder in eine andere Kulturwelt mehr Größe noch hineinzutragen, als ursprünglich darin lag, — daß sie gerade das Beste, daß sie der eigentliche Adel des deutschen Wesens ist! Nicht nur das, sie ist ja auch praktisch der Schlüssel zu unserer Geschäftsüberlegenheit über die nationale Beschränktheit unserer Nachbarn" (Zell, Festrede in Bonn. S. 12). „In Wahrheit

entspricht der universelle Zug Schillers ... dem nationalen Wesen und der Eigenart des deutschen Volkes vollkommen. Es ist gerade die hervorstechendste nationale Eigentümlichkeit der Deutschen, das charakteristische Merkmal ihres Wesens, daß sie nach einer universellen Bildung, nach einer Erfassung und Erkenntnis auch fremder Eigenart streben und von der Arbeit anderer Völker zu lernen suchen und deren Leistungen auch zu schätzen wissen. Seine Universalität ist recht eigentlich die Qualität, die dem deutschen Geist sein nationales Kennzeichen aufprägt, und unter den Kulturvölkern der Erde würde das deutsche Volk heute wohl nicht an erster Stelle marschieren, wenn ein engherziger Nationalismus ... ihm seine Entdeckungsfahrten in fremde Geisteswelten verwehrt hätte" (Tagesbote aus Mähren und Schlesien 1905, 213. „Schiller").

So tritt neben die Ehrung Schillers als einer Verkörperung deutscher Eigenart seine Ehrung „als Verkörperung der Hochziele des deutschen Volkes" (Bojunga, Thema der „Ansprache ... auf der Morgenfeier der Stadt Magdeburg") und neben dem Erzieher zur geistigen Einheit der deutschen Nation wird er der Erzieher zur wahren Deutschheit, in der allein die Bürgschaft für die Erreichung jener Ziele gesehen wird. Überall aber steht Schillers Persönlichkeit und seine Weltanschauung im Mittelpunkt und wird eine von idealistischer Lebensanschauung getragene Kultur der Persönlichkeit auch für das Volksganze erstrebt, und überall springt deutlich ins Auge, wie diese Gestaltung praktisch bedingt ist durch die allgemeine Lage der Gegenwart, die auf die Kultur persönlichen Lebens und die Höherschätzung idealistischen Denkens hindrängt.

7.

Zu Anfang unserer Untersuchung wurde die **Frage** aufgeworfen, ob die schlechthin beispiellose Allgemeinheit der Schillerfeier des Jahres 1905 ihren genügenden Erklärungsgrund finden könne in der reinen uninteressierten Liebe zu dem Dichter Schiller, oder ob es sich nicht von vornherein nahe lege, auch **nach einem außerhalb der Persönlichkeit des Gefeierten liegenden Erklärungsgrund** sich umzusehen, einer allgemeinen Stimmung der Zeit, die nach einem Ausdruck gesucht und hier den Anknüpfungspunkt dafür gefunden hätte.

Der Gang der Untersuchung hat die Antwort schon gegeben. Von allen Seiten her ist uns die Klage begegnet über eine große Not, in der sich die Menschen der Gegenwart befinden: Der Kampf um die Erringung der notwendigen Bedürfnisse des äußeren Lebens verzehrt ihre Kraft so völlig, daß sie darüber hinaus an nichts mehr zu denken vermögen, die Anspannung des Berufslebens läßt ihnen keinen Raum mehr übrig, für ihre innere Weiterbildung zu sorgen, die fortgeschrittene Arbeitsteilung engt sie auf einen immer kleineren Kreis ein, die gesteigerten Bedürfnisse des Kulturlebens und die erhöhten Ansprüche der Gesellschaft drohen ihnen mit Zersplitterung, die Herrschaft der Maschine macht sie selber zur Maschine, der Kapitalismus behandelt ihre persönliche Kraft als käufliche Sache, der auf äußere Weltbeherrschung gerichtete realistische Sinn der Zeit übersieht ihre inneren Werte und dazu kommt schließlich noch eine durch Übertragung der mechanistischen Gesetze des Naturgeschehens auf das geistige Gebiet entstandene Weltanschauung, die das selbständige Recht geistigen Lebens auch theoretisch leugnet. Alles aber geht in dem einen zusammen: Der Mensch der Gegenwart steht in Gefahr, sein Menschentum verkümmert, ja vernichtet zu sehen. Eine Zeitlang hatte es scheinen können, als ob er in dem stolzen Gefühl äußeren Fortschreitens die drohende innere

Verarmung übersehe. Aber nun ist ihm die Erkenntnis gekommen, daß er mit all dem Fortschritt Gefahr laufe, sein Bestes zu verlieren, und er hat sich aufgemacht, zu retten, was noch zu retten ist, das Verlorene wieder zu suchen und das Gewonnene durch eine tragfähige Grundlage zu sichern.

Am ersten hat das Suchen der Zeit dort eingesetzt, wo der Druck am härtesten war und die errungenen Fortschritte sich am wenigsten geltend machten, wo im Dampf der Fabriken und im Sausen der Räder die unpersönliche Gewalt dem Menschen am brutalsten entgegentrat. Und wie es der äußere Druck war, der am stärksten gefühlt wurde, so war es denn auch ein Rufen nach äußerer Umgestaltung, das sich zuerst erhob, so ungestüm, so leidenschaftlich, daß es lange für kein anderes Gefühl mehr Platz zu lassen schien. Aber es begann doch das Empfinden, daß mit der Umgestaltung der äußeren Lage nicht alles getan sei, daß vielmehr die große entscheidende Frage dann erst nahe. Und hier berührte sich das Sehnen mit dem Suchen der anderen, die nicht mehr um die ersten Bedingungen des äußeren Lebens zu ringen hatten und die dennoch litten, weil sie die Unrast, die Zersplitterung, die Bruchstückhaftigkeit, die Leere ihres Daseins schmerzlich fühlten. Menschen mit vollem persönlichem Leben wollten sie werden, und sie kamen zur Kunst. Die sollte ihnen Freiheit von dem Zwang, Erhebung aus der Kleinlichkeit, Einheit über dem endlosen Vielerlei des Alltags bringen. Aber sie fanden bald, daß wahre Befreiung noch tiefer einsetzen müsse, einsetzen im tiefsten Innern des eigenen Lebens und der Ruf nach der Kunst im Leben wuchs sich aus zum Ruf nach dem Leben, das selbst frei und geschlossen dastehe als ein Kunstwerk. Im Gegenstoß gegen die gefühlte Bedrückung persönlichen Lebens äußerte sich die Bewegung weithin als der rücksichtslose Wille zu einer Gestaltung des Daseins, die kein anderes Gebot kennt als den dunklen Drang des eigenen Ich. Die anderen aber empfanden, daß das Ende hier nicht wahres persönliches Leben,

sondern Zerstörung der Persönlichkeit sei, daß nur das Leben ein Kunstwerk sei, das auch die Welt der Triebe beherrsche, und so wurde ihr Losungswort: die freie, selbstbewußte, sittliche Persönlichkeit. Und dies Losungswort zog sein Verkündiger ganz von selbst noch in ein weiteres Suchen herein. Die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit hat nur dann einen Zweck, wenn das persönliche Leben überhaupt selbständiges Recht und selbständigen Wert besitzt. So erhob sich ein neues Ausschauen nach einer Weltanschauung, die jene Gewißheit zu geben vermöchte, und weil dies Suchen dem im letzten Grund religiösen Trieb entsproßt war, der Persönlichkeit einen Halt im Unendlichen zu geben, führte es schließlich auch zu einer neuen Regsamkeit auf dem Gebiet der Religion.

Es ist selbstverständlich nur ein stilisiertes Bild der geistigen Strömungen unserer Zeit, das mit der gezeichneten Stufenfolge gegeben ist. Nur in den allgemeinsten Umrissen entspricht der logischen Ordnung auch der geschichtliche Verlauf, und gerade bei der Schillerfeier 1905 ist das Durcheinanderwogen der verschiedensten Regungen oft in einer und derselben Persönlichkeit deutlich genug zum Ausdruck gekommen. Worauf es ankam, war aber auch nur, noch einmal zusammenfassend anschaulich zu machen, wie all das vielgestaltige Suchen unserer Zeit schließlich nur eine einheitliche Wurzel hat, die man am Ende ganz allgemein die große soziale Not unserer Tage nennen könnte. Je nach der Seite, von welcher aus der Druck am stärksten empfunden wurde, nach der gesellschaftlichen Stellung und der persönlichen Entwicklung des einzelnen äußerte es sich dann in der Teilnahme an der sozialen Bewegung im engeren Sinne, an der ästhetischen, ethischen, philosophischen und religiösen Bewegung, und schließlich erstrebt der einzelne alles, was er für sich begehrt, auch noch für die Gesamtheit seines Volkes.

Es mögen hier noch die Worte Platz finden, mit denen

Karl Lamprecht in seiner Rede bei der Leipziger Schillerfeier von der Höhe seiner kulturgeschichtlichen Überschau aus die Lage der Gegenwart und ihre Wurzeln zeichnete: „Die Grunderscheinung unserer jüngsten nationalen Geschichte ist die, daß wir seit den Siebziger- und Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Zeiten von 1750—1780 und 1790 gleichsam wiederholt haben: nur daß es in einer weiteren Stufe der allgemeinen Entwicklung geschehen ist. Wie einst um 1740 und 1750 die Empfindsamkeit, so erhob sich um 1860—1880, geboren aus der ungeheuren Summe neuer Eindrücke vornehmlich des modernen Wirtschaftslebens, eine nervöse Reizsamkeit als Kennzeichen einer neuen seelischen Entwicklung. Und wiederum, wie im 18. Jahrhundert, gebar diese neue seelische Stimmung aus sich einen neuen Naturalismus: die impressionistischen Zeiten jüngster bildender Kunst, jüngster Dichtung zogen herauf. Und wie der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts die Sturmes- und Drangeszeit insbesondere der literarischen Entwicklung folgte, so sahen in unseren Tagen die Achtziger- und teilweise auch die Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts die Gärungszustände einer literarischen und einer geistigen und sittlichen Revolution überhaupt; alle Werte wurden angezweifelt, alle überlieferten Autoritäten, nicht zum geringsten die des früheren Klassizismus, über Bord geworfen, alle Götter gestürzt: nur die Alltagsgötzen fanden, gleich den Originalgenies von ehedem, den Kult hypnotisierter Enthusiasten: und spärlich sproßten zwischen der Schlackenwelt der Tageserscheinungen Keime einer neuen idealistischen Zukunft auf, religiöse Sehnsucht und ruhiger Glaube an die Unverwüstlichkeit der nationalen Entwickelung. — Dieser Glaube aber und diese Sehnsucht sind inzwischen gewachsen; zurückgetreten ist der extreme Naturalismus, ohne daß seine Errungenschaften einer tieferen Anschauung der Natur und Menschenwelt verloren gegangen wären: und ein neues Geschlecht versucht, ihnen, wie dem Verlauf der jüngsten Kultur überhaupt, neue

Werte von Dauer abzuringen: Werte sowohl sittlicher wie künstlerischer Art: ein neuer Idealismus der bildenden Kunst und der Dichtung, eine neue öffentliche und persönliche Sittlichkeit, ja neue Formen eines höheren Staatslebens scheinen im Anzug. . . . Nahe rücken uns wieder große geistige Fragen. Die durch die Waffen der europäischen Zivilisation und Naturbeherrschung gebändigten Völker der fremden Weltteile eignen sich diese höchst übertragungsfähigen Gewaltmittel an und wenden sie gegen deren erste Erzeuger; eine ständige Herrschaft Europas in der Welt wird nur mit geistigen Waffen, nur mit den Mitteln einer hohen und immer höheren Kultur des Herzens und der Gesinnung zu sichern sein. Im Innern des Volkes aber drängen sich die alten großen Anliegen des Menschenherzens ebenfalls wieder mehr hervor aus ihrer Überschattung durch die rasch gewonnenen Daseinsformen eines neuen, an sich unendlich reichen Wirtschaftslebens: stark wird die religiöse Sehnsucht, stark der Zug zur Wahrhaftigkeit, und die Frage nach der Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaften an sich und gegeneinander, die Frage nach der Freiheit der Forschung und Wissenschaft werden zu Problemen des Tages. Das Leben beginnt einen höheren Zug anzunehmen; die Zahl der geistig Tapferen wächst; und voll unendlicher Hoffnungen sehen wir auf die Entfaltungsfähigkeit einer zu reichem Wissen und scharfer Tatkraft erzogenen Jugend" (a. a. O.).

Und diese Zeit findet nun auf ihrem Wege Schiller. Sie ist eine Zeit, die den Druck äußerer Verhältnisse auf ihr inneres Leben hart empfindet; er aber hat zeitlebens mit äußeren Widerwärtigkeiten zu ringen gehabt und ist innerlich Herr darüber geblieben. Sie ist eine suchende Zeit. Schiller aber „kann einem ringenden und suchenden . . . Geschlecht immer wieder ein Befreier werden. Denn er war selbst ein Ringender und Suchender; aber er fand in seiner Seele den festen Ankergrund, den die Stürme des Lebens nicht mehr berührten" (Michels, „Zu Schillers Gedächtnis".

Rede bei der akademischen Feier zu Jena. S. 26). Sie sehnt sich nach Befreiung, und durch alle seine Werke geht die eine große Idee der Freiheit. Sie sehnt sich nach Befreiung durch eine völlig neue Gestaltung der Dinge. Solange es aber „eine dramatische Literatur gibt, hat es keine Werke gegeben, die dem Sehnen der Zeit nach einer neuen Welt einen gleich mächtigen Ausdruck verleihen wie die Dramen der Schillerschen Jugend" (Kühnemann a. a. O. S. 11), und auch in seinem späteren Denken steht am Ende der Entwicklung das glänzende Gebilde einer neuen vollendeten Gesellschaftsordnung. Sie hofft die Befreiung zu finden in der Kunst. Er aber verkündigt ein Evangelium von der erlösenden Macht des Schönen und bietet selbst eine Kunst, die Erhebung wirkt. Persönliches Leben möchte sie und er zeichnet ein Persönlichkeitsideal voll leuchtenden Glanzes und ist selbst eine Persönlichkeit von überwältigender Größe. Sie möchte eine Weltanschauung, welche die geistigen Werte sichert, und sie trifft auf eine Überzeugung, die mit der Kraft religiösen Glaubens die Macht des Geistes und den Sieg der Idee predigt und sich bewährt zeigt durch die Probe einer vollendeten Lebensführung.

So hat denn auch die Schillerfeier Äußerungen gebracht wie: „Prüfen wir wahrhaftigen Sinnes . . ., wie die Dinge der Zeit liegen in unserem Mangel und in unserer Sehnsucht, so kommen wir zu dem Gedanken, daß zu keiner gelegeneren, zweckmäßigeren Zeit dieser Gedenktag als mahnende, wegweisende Erinnerung hätte kommen können als gerade jetzt. Alles scheint bereit, wieder dem Geiste Schillers zu lauschen und von ihm Kraft zu gewinnen zur Erfüllung der Sehnsucht" (Kölnische Zeitung 1905, 475. „Nach hundert Jahren"). Ja, man hat gelegentlich von einem „wunderbaren Zusammentreffen zwischen der Strömung der Zeit und Schillers Gedächtnistage" geredet (Kühnemann a. a. O. S. 15). Und man kann sich in der Tat kaum des Gefühls erwehren, daß wir hier vor einer jener Erscheinungen der

Geschichte stehen, die das Gepräge des Inkommensurabeln, religiös gesprochen, der Fügung tragen. Denn all das vielgestaltige Suchen der Zeit kann bei ihm eine Anknüpfung, einen Ausdruck und zugleich eine Antwort finden. So fluten denn alle Geistesströmungen der deutschen Gegenwart in die Schillerfeier ein, auch der zuvor Gleichgültige, der Widerstrebende wird durch die Macht der allgemeinen Bewegung mitgerissen, und zum zweiten Male jubelt ein ganzes Volk mit stürmischem Zuruf als seinem Heros dem Dichter zu, der ihm wieder die lösenden Worte für all das Sehnen gegeben hat, das schon lange nach einem Ausdruck suchte. Weil es aber eine einzige große Not ist, aus der im Grunde alles Suchen hervorging, vereint sich schließlich alles Rufen bei der Schillerfeier in dem einen Zuruf: Schiller der Befreier. Und weil diese Not letzten Endes überall in der Gefährdung vollen persönlichen Lebens besteht, nimmt dieser Zuruf überall, auch dort, wo zunächst ganz andere Gedanken im Vordergrunde stehen, zuletzt doch die Form an: Schiller der Befreier als Erzieher zur Persönlichkeit, und als Mittel der befreienden Erziehung erscheint Schillers Gesamtpersönlichkeit in ihrer Einheit von Werk, Weltanschauung und Lebensführung.

8.

Schon die Fragestellung, von der ausgegangen wurde, und noch mehr die Antwort, die sich dafür gefunden hat, könnte den Verdacht erwecken, als sollte der Schwerpunkt der Schillerfeier von der Persönlichkeit des Gefeierten weg in die allgemeine Stimmung der Zeit verlegt und schließlich vielleicht das innere Recht der Feier selbst bestritten werden. Denn die Stimmung einer Zeit kann ja mächtig genug sein, daß sie ihre Gedanken in eine Persönlichkeit hineinträgt, auch wenn in derselben nur ganz äußerliche An-

knüpfungspunkte dafür vorhanden sind, und daß sie über dem einzelnen, was sie für sich begehrt, den eigentlichen Kern des Wesens auf der anderen Seite völlig übersieht.

Diesen Eindruck gewinnen wir in der Tat heute weithin, wenn wir auf die Schillerfeier des Jahres 1859 zurückblicken. Was für die Gedanken des Jahres 1859 in Schiller einen Anknüpfungspunkt darbot, das waren im allgemeinen doch nur verhältnismäßig wenige Stellen aus Schillers Dichtungen. Gewiß berührten sich die mit diesen Worten verbundenen Ziele der Zeit auch mit einer der Wurzeln von Schillers innerstem Wesen. Aber schon weil sie einzelne äußere Ziele einer bestimmten Zeit waren, konnten sie sich besten Falles nur mit einer einzelnen Seite seiner Persönlichkeit decken, wenn anders dieser überhaupt eine bleibende, allgemeine Bedeutung zukommen sollte.

So erhebt sich vor uns die entscheidende Frage, mit **welchem Recht im Jahre 1905 die Gedanken der Zeit an Schiller angeknüpft haben.**

Und hier wird man nun doch wohl sagen dürfen, daß die Schillerfeier des Jahres 1905 gegenüber derjenigen des Jahres 1859 eine wesentliche Vertiefung bedeutet. Gewiß, es hat auch im Jahre 1905 nicht an Versuchen gefehlt, äußere, namentlich politische Ziele durch die Berufung auf Schiller zu begründen. Hier herrscht dann auch, wie z. B. besonders in den volkstümlichen Reden der sozialdemokratischen Feiern, derselbe äußerliche Gebrauch einzelner Schillerworte. Aber diese Erscheinungen nehmen sich doch nur aus wie Altwasser neben dem lebendigen, breiten Strom der Zeit. Und der geht dahin, daß man bei Schiller nichts Äußerliches mehr sucht, sondern etwas für das innerste Wesen der Persönlichkeit, nichts einzelnes mehr, sondern Halt und Inhalt für die ganze Lebensführung. Das führt dann ganz von selbst zu dem Bemühen, auch die gesamte Persönlichkeit des Dichters in ihren tiefsten Wurzeln zu erfassen. Ganz unbegangen war dieser Weg

natürlich auch im Jahre 1859 nicht geblieben. Ein Friedrich Theodor Vischer in seiner Züricher Rede und mancher andere hatte ihn kräftig eingeschlagen. Aber was damals doch nur das Vorrecht vorauseilender Führer war, ist im Jahre 1905 Gemeingut geworden: „Eine neue Stellung zu Schiller hat sich herausgearbeitet in der letzten Zeit. . . . Wir wollen ein Verhältnis gewinnen zu der Ganzheit seines Wesens. Durch alle Erörterungen dieser Tage klingt die Frage hindurch: Friedrich Schiller, wer warst du in der Totalität deines Seins — ein Wort, das er liebte — und wer bist du mir? . . . So sind es nicht mehr die einzelnen Werke oder Sprüche und nicht einmal die einzelnen Seiten seines Wirkens, durch die er für uns Bedeutung besitzt. Der ganze große Mensch, der in gewaltiger Arbeit sich emporringt zur Klarheit und zweifellosen Werten, der tritt als einer, den wir nicht entbehren können, in unser Leben hinein" (Kühnemann a. a. O. S. 9). Er ist „in der Totalität von Mensch und Leistung zu erfassen" (Sell, Festrede in Bonn a. a. O. S. 3).

Es ist nun gewiß nicht die Meinung, als ob sich die Feiernden von 1905 um der Vertiefung willen, die sie erreichten, über die Feiernden des Jahres 1859 erheben dürften. Erst die Erreichung jener äußeren Ziele, die man damals so heißen Herzens ersehnte, hat den Boden geschaffen, auf dem die zweite verinnerlichte Feier erwachsen konnte, und mehr als dem Verdienst der Menschen ist sie dem Drang der Verhältnisse zu danken, die zur Einkehr trieben. Auch wird erst eine fernere Zukunft darüber zu urteilen vermögen, inwieweit es unserer Zeit gelungen ist, Schillers Wesen auszuschöpfen, und ein kommendes Geschlecht mag darin neue glänzende Seiten entdecken, die uns noch verborgen geblieben sind. Aber darüber dürfen wir uns doch wohl freuen, daß wir einem der Großen unseres Volkes näher gekommen sind als das Geschlecht vor uns. Und in der Tatsache, daß alle die vielgestaltigen Regungen unserer Zeit und gerade auch die besten es vermochten, an Schillers innerstes Wesen anzu-

knüpfen, liegt nun zugleich auch der beste Beweis für die überragende menschliche Größe der Persönlichkeit, der die Feier galt.

Nur eine Frage könnte sich noch erheben, die, ob nicht über der Wertung Schillers als Gesamtpersönlichkeit das Besondere zu kurz gekommen ist, das er schließlich doch selbst als das Höchste betrachtet hat, was ihm geschenkt war, ob nicht die Bedeutung des Menschen hervorgehoben wurde auf Kosten der Bedeutung des Dichters. Es hat in der Tat nicht an Ansätzen hierzu gefehlt. An mancher Stelle, wo man Schiller als Dichter mehr oder weniger überholt glaubte und sich trotzdem nicht völlig aus dem Kreise der Feiernden ausschließen wollte, hat die Achtung vor seiner menschlichen Größe doch einen ehrlichen Weg der Beteiligung geöffnet*).

Doch ist es eine in der Gesamtheit nur verschwindend kleine Anzahl von Fällen, in welchen diese Stellung durchscheint. Fast stets geschieht die Hervorhebung der Persönlichkeit mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch auch den Dichter noch höher zu heben, und mit dem klaren Bewußtsein, damit seiner eigenen Anschauung zu entsprechen, die er in der Rezension von Bürgers Gedichten in die Worte gefaßt habe: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist

*) Schillers Persönlichkeit anzutasten hat eigentlich nur ein einziger aufs neue unternommen. Karl Bleibtreu gesteht unumwunden, daß ihm Schiller nicht nur ästhetischen, sondern auch ethischen Widerwillen einflöße, und grenzenlos wäre sein Staunen, wenn das Leben eines solchen ästhetischen Idealisten oder vielmehr Pseudoidealisten auch nur einen Zug wahrer Größe und Menschlichkeit, selbstaufopfernder Ichverneinung enthielte. Er allein hat es auch offen gewagt, in mehreren ziemlich gleichförmigen Auslassungen noch einmal alle Vorwürfe zu wiederholen, die seit den Tagen der Romantiker gegen den Dichter Schiller erhoben worden sind. Um die „ganz gewaltige Fülle von persönlichem Mut", die ihm einer seiner Herausgeber wegen dieser Tat zuschreibt, werden ihn indessen wohl nur die wenigsten beneiden (Deutscher Kampf 1905, 5. 7. 8. Literarisches Echo 1905, 15. Schiller im Urteile des 20. Jahrhunderts S. 143 ff.).

seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes ist."

Ja man kann sagen, daß die Verknüpfung von Schillers Dichtung mit seiner Persönlichkeit geradezu die Grundlage für eine neue Wertung des Dichters geschaffen hat. Die Angriffe gegen Schillers Dichtung rühren ja zu einem wesentlichen Teile daher, daß man ihn eine Zeitlang schlechthin als „den" Nationaldichter, als das „klassische Muster" insbesondere der dramatischen Dichtung gefeiert hatte. Hiegegen mußte ein Rückschlag in doppelter Richtung eintreten. Einmal mußten die offenkundigen Schwächen der Nachahmer, die sich nun auf ihn beriefen, auch auf den „Meister" ein ungünstiges Licht zurückwerfen. Echte dichterische Persönlichkeiten aber mußten sich genötigt fühlen, auf die Schwächen des „Musters" aufmerksam zu machen, um sich das Recht ihrer besonderen Eigenart zu erringen. Dazu kam dann noch das immer gewaltigere Aufsteigen Goethes in den letzten Jahrzehnten und die lange nach einer ganz andersartigen dichterischen Betätigung drängende Zeitlage.

Allen von diesen verschiedenen Seiten her kommenden Angriffen wird aber die Spitze abgebrochen durch die Erkenntnis: „Es gibt keine alleinseligmachende klassische Kunst. ... Alle Menschen sind in den Wogen ihrer Zeit getauft. Selbst den Heroen bleibt daher eine angreifbare Stelle ... aber die Führer steigen zu individueller neuer Größe über das verrinnende Meer der Epochen" (Erich Schmidt a. a. O. S. 5, 7). So ist „uns auch Schiller längst nicht mehr die

Vergegenwärtigung der absoluten Poesie, sondern seine Dichtung ist nur eine höchst individuelle Ausstrahlung, deren Glanz sich verdunkelte, je mehr sie schulebildend ward, die aber wieder heller leuchten muß, wenn wir sie nicht als die Poesie an sich, sondern als die Poesie Schillers verstehen lernen" (Schröder a. a. O. S. 17).

Von solchen Gedanken aus wird ihm insbesondere Goethe gegenüber immer wieder „seine singuläre, seine besondere Größe" gewahrt (Weltrich a. a. O. S. 12). Schillers Dichtungen „sind auch nur große Bekenntnisse, freilich Bekenntnisse eines dem Goetheschen ganz entgegengesetzten Naturells. Auch Schiller hat kein Wort geschrieben, das er nicht, in seinem Sinne, erlebt hat" (Lassel a. a. O. S. 5). „Denen, die an ihm vermissen, was eben Goethes Art ist, möchten wir, bei aller Anerkennung der unvergleichlichen Weite und Fülle des Goetheschen Geistes und seiner wunderbaren Fähigkeit, die reale Welt dichterisch zu erhöhen, entgegenhalten, daß es uns geradezu als nationales Unglück erschiene, wenn Schiller nicht durchaus anders gewesen wäre als Goethe, wenn diesem auf beschauliches Erfassen und auf Veranschaulichung des Wirklichen angelegten Geiste als notwendige Ergänzung nicht ein gewaltiger Geist des sittlich freien Wollens zur Seite stünde, der in die Welt der Erscheinungen eine höhere Welt hineinschaut und dadurch eine unendliche Sehnsucht erregt, und den tatenwirkenden Drang eines unendlichen Fortschreitens erweckt" (Güntter a. a. O. S. 49). „Es ist natürlich und notwendig, daß die Menschen, je nach ihrer Artung und Anlage, sich zu dem einen oder dem anderen mehr hingezogen fühlen, ja daß selbst der einzelne dies an sich in verschiedenen Lebenslagen und Seelenzuständen erfährt. Denn auch die Seele bedarf einmal des Flußbades, einmal des Stahlbades: sie bedarf einmal des Freundes, der wie das Mondlicht lindernd und lösend seinen Blick über ihr Gefild breitet, und ein anderes Mal des Genossen, dessen Umgang sie festet und sich aufraffen, sich zu-

sammennehmen heißt. Und so stehen für uns die beiden da wie zwei herrliche Bäume, die Wurzeln und Wipfel ineinander verflochten haben" („Schiller und Goethe". Festvortrag von Bernhard Suphan in der 20. Generalversammlung der Goethegesellschaft in Weimar am 17. Juni 1905. Goethe-Jahrbuch, 26. Bd. S. 20).

Ebenso bieten sie die Grundlage, von der aus stets, etwa in der folgenden Form, die hauptsächlichsten Vorwürfe gegen Schillers Dichtung zurückgewiesen werden: „Am allerwenigsten darf man . . ., weil Schillers Kunst pathetisch ist, ihre innere Wahrhaftigkeit bezweifeln. Mag hie und da die Freude am Schwung der schönen Rede die Schlichtheit der Darstellung beeinträchtigt haben, — daß das Schillersche Pathos der naturnotwendige, ganz persönliche Ausdruck dieses allezeit mit den höchsten Ideen beschäftigten, von reinster Begeisterung für alles Große erfüllten Dichtergemütes ist, das sollte man nicht verkennen" (Alt, „Schiller". Rede beim akademischen Festakt zu Darmstadt. S. 15). Und wenn sich seine Poesie „mit der Rhetorik verschwistert zeigt", so wäre das doch nur dann ein Vorwurf, „wenn er in seiner Rede über der Form den Inhalt vernachlässigt, wenn er der Schönheit die Wahrheit und die Kraft geopfert hätte. Vielleicht ist Schiller nicht überall dieser Gefahr entronnen: wir können das bei dem Reichen und Wahrhaftigen ohne weiteres zugeben, ohne daß wir damit sein Bild im ganzen irgendwie schädigen: Schiller ist groß genug, um die Wahrheit ertragen zu können". Aber es ist doch nur „eine Ausnahme, eine ganz verschwindende Ausnahme. Vielmehr ist eben das das Große an diesem Dichter, der zugleich ein Redner war, daß hinter dem schönen Wort der Mensch, ein ganzer Mann, ein tiefer Gedanke, ein volles Herz steht. Darum klingt es nirgends hohl, braust, was er sagt, wie Orgelton und Glockenklang hinaus in alle Welt und ganz besonders hinein in das Herz seines Volkes und reißt uns mit im strömenden Fluß seiner Rede und mit der Wucht und Stärke seines machtvollen Inhalts" (Th. Ziegler

a. a. O. S. 8, 10). Und wenn Adolf Bartels auch den Vorwurf des „Theatralismus“ nicht völlig zurücknimmt, so gesteht doch auch er das Wesentliche zu: Schiller ist „Dichterpolitiker, der durchaus die Totalität des Lebens vor sich sieht und den unwiderstehlichen Drang hat, auf allen Gebieten zu wirken. . . . Er hat ein in der Ferne liegendes Kulturideal vor Augen, an dessen Heraufführung er sein Leben und Schaffen setzt, kurz, er ist Volks- und Menschheitsbildner in großem Stil, Politiker im höchsten Sinn, und will es sein. . . . Er kann keine psychologisch voll ausgebildeten, keine ganz individualisierten Gestalten geben, da diese nur die Aufmerksamkeit von den Ideen, um die es ihm zu tun ist, abziehen würden“. Aber „die Gesamtanlage seines Dramas ist immer groß und sicher . . . er hat die unmittelbare Wirkung, die er erstrebte und seiner Natur nach erstreben mußte, im weitesten und auch im höchsten Sinne erreicht. . . . Das Schillersche Drama ist bis jetzt unser klassisches. . . . In einem größeren Stil als er hat in Deutschland noch niemand für die Bühne geschrieben“ („Schillers Theatralismus“. Marbacher Schillerbuch S. 158—165). Erich Schmidt aber sagt im Blick auf die hier mit Schillers Kunstanschauung ringende dramatische Theorie: „Der Charakteristiker muß immer den Stilistiker gelten lassen, der scharf umreißende Detailzeichner die vollen Farben, die ein Purpurmantel großer sinnschwerer Rhetorik trägt“ (a. a. O. S. 8). Ins Allgemeine gewendet heißt das: „Wer Schiller zum Vorwurf macht, daß er auch in seinen Dramen Schiller war und nicht Sophokles oder Shakespeare oder gar Ibsen, der hat ihm gegenüber nicht den richtigen Standpunkt gefunden“ (Michels a. a. O. S. 26).

Auf den ersten Anblick mögen diese Äußerungen als ein wesentliches Zurückgehen hinter die frühere Schätzung Schillers als des „klassischen“ Dichters erscheinen, in Wahrheit stellen sie seine Wertung erst auf eine dauernd tragfähige Grundlage. Sie stellen sie auf die Grundlage, durch welche

sich Schiller selbst seine eigenartige Bedeutung im Reiche der Dichtung zu sichern gesucht hat. Als „sentimentalischen" Dichter fühlte er sich, und vom Wesen des sentimentalischen Dichters sagte er: „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hineinzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." In diesem Wesen des sentimentalischen Dichters liegt, daß er, je vollkommener er seinem eigenen Ideal entspricht, umsomehr sein ganzes künstlerisches Schaffen schließlich nach einer einzigen, allumfassenden, richtunggebenden Idee vollzieht: er wird durch seine Natur zum „Programmdichter". So ist es denn kein Wunder, daß nicht selten eine Parallele zwischen Schiller und Richard Wagner gezogen wird. Wird nun überhaupt einmal das Recht der sentimentalischen Eigenart zugegeben — und es muß zugegeben werden, wenn anders man nicht zu dem widersinnigen Gedanken weiterschreiten will, das Recht einer Naturanlage zu leugnen —, dann besteht nur noch eine dreifache Frage: Ist die leitende Idee eine wertvolle, hat sie eine ihrem Wesen entsprechende künstlerische Form gefunden, erreicht der Künstler die Wirkung, die er erstrebt? Und es ist nun außerordentlich bezeichnend, an Bartels zu sehen, wie er trotz seiner abweichenden künstlerischen Anschauung sich genötigt sieht, gerade diese drei entscheidenden Punkte völlig zuzugestehen. Das heißt: Die besondere Stellung, welche sich Schiller selbst in der Dichtung zugewiesen hat und deren Eigenart man wieder klarer erkannt hat, bewährt sich als eine sichere Deckung gegenüber den Angriffen aus dem entgegengesetzten Lager.

Auf der „sentimentalischen" Eigenart der Schillerschen Poesie in ihrem unzertrennbaren Zusammenhang mit der Weltanschauung und Persönlichkeit des Dichters baut sich ferner deutlich die Wertschätzung auf, die Schillers Dichtung für die besonderen Verhältnisse der Gegenwart zugemessen wird

und von der wir schon an früherer Stelle zu reden hatten. Aus ihr wird auch die besondere Vorliebe der Jugend für Schiller erklärt (Muth a. a. O. S. 132) und dabei wohl an seine eigenen Ausführungen über den sentimentalischen Dichter Klopstock als den „Abgott der Jugend" erinnert. Denn „die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu eng findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgetan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist." Und wenn andere davon zu erzählen wissen, daß sie tatsächlich nach der ersten jugendlichen Begeisterung eine „zeitweilige Trübung ihres Verhältnisses zu Schiller" erfahren haben, aber später wieder zu ihm zurückgekehrt sind, oder daß sie ihn überhaupt „erst im reiferen Alter würdigen und verstehen gelernt haben", wenn sie ihn ausdrücklich nicht bloß den Dichter der Jugend, sondern noch vielmehr den Dichter „für das reife Mannesalter" nennen, dann ist für sie der Grund dieser Schätzung neben der Persönlichkeit des Dichters überwiegend der Ideengehalt, also wieder das „Sentimentalische" seiner Dichtung (vgl. besonders Literarisches Echo 1905, 15, „Hundert Jahre nach Schillers Tode. Stimmen und Bekenntnisse"). Und endlich erscheinen auch noch jene „geflügelten Worte", mit denen Schiller allgemeine Wahrheiten dem Volksbewußtsein eingeprägt hat und der „volkstümlichste" deutsche Dichter geworden ist, als ein Ausfluß derselben Eigenart.

Fragen wir aber zuletzt nach den Ursachen, die zu dieser Wertung Schillers auf Grund seiner besonderen persönlichen Eigenart geführt haben, so

eröffnet sich uns wieder ein Zusammenhang mit den allgemeinen treibenden Gedanken der Schillerfeier 1905, zugleich noch eine Probe auf die Richtigkeit unserer Aufstellungen: die Zeit, die sich nach Persönlichkeit und Persönlichkeiten sehnt, hat auch wieder mehr gelernt, persönliche Eigenart zu sehen und ihr Recht anzuerkennen.

9.

Von dem gewonnenen Standorte aus können wir nun auch noch zuletzt an die **Frage nach der Bedeutung** herantreten, **welche der Schillerfeier 1905 im Rahmen unserer Zeit zukommt.** Ein abschließendes Urteil wird freilich auch hier erst in einem größeren zeitlichen Abstand möglich sein. Aber soviel läßt sich doch auch jetzt schon mit Gewißheit sagen: die Stimmen, welche sich von vornherein bedenklich gegen die Feier aussprachen und wenig oder nichts an bleibender Frucht von ihr erwarten zu dürfen glaubten, haben durch den Verlauf kein Recht erhalten. Es hat allerdings nicht an unschönen Begleiterscheinungen gefehlt. Hohle Phrasenhaftigkeit hat sich an mehr als einer Stelle breit gemacht, in widerwärtiger Weise ist der Gedenktag da und dort in den Dienst des Gelderwerbs gestellt worden, der Kampf der Parteien und Weltanschauungen um den Dichter hat bisweilen ebenso häßliche als törichte Formen angenommen und schließlich mag auch ein guter Teil der Mitjubelnden nur ein recht geringes Maß Kenntnis von der Person des Gefeierten und dem eigentlichen Inhalt der Feier gehabt haben. Aber das sind in Wahrheit doch alles nur eben Begleiterscheinungen. Schon in dem Wenigen, das wir, gewissermaßen als Querschnitt durch die Feier, zu geben vermochten, zeigt sich so viel echtes Empfinden, so viel eindringende Gedankenarbeit und scheint schließlich überall ein so großer einheitlicher Grundgedanke hindurch, daß wir schon dadurch zu einer tiefergehenden Wertung genötigt werden.

Ja, im Grunde zwingt schon die bloße Tatsache der Feier dazu. Nach ihrem äußeren Umfange gemessen stellt sich die Schillerfeier 1905 dar als eine große Kundgebung des gesamten Deutschtums auf der ganzen Welt. Und überall ist der Glaube an den Wert der nationalen Eigenart, der Stolz auf die nationalen geistigen Güter und der feste Wille, sie auch inmitten fremden Volkstums zu wahren, mächtig zu Tage getreten. Wenn die Schillerfeier auch nichts weiteres zu stande gebracht hätte, als diese Weckung und Stärkung des Volksbewußtseins und als den Eindruck, den eine solche große Einheitskundgebung seitens einer weltumspannenden Volksgruppe auf die anderen Nationen machen mußte, dürften wir doch schon darin eine bleibende Frucht von kaum hoch genug zu schätzendem Werte erblicken.

In der reinen Tatsache der Feier liegt aber noch ein zweites hochbedeutsames Moment. Was auch immer den einzelnen zum Mitfeiern bewogen haben mag, im Gesamtbild zeigt sich doch eine andere bewegende Kraft, als wir sie sonst bei den großen Erregungen und Bewegungen der Gegenwart zu sehen gewohnt sind. Hört man hier immer wieder die Klage, daß noch keine Zeit die rein materiellen Interessen so brutal als einzig beachtenswerte Gesichtspunkte für das Leben des einzelnen wie für die innere und äußere Politik der Völker in den Vordergrund gestellt habe, so stehen wir bei der Schillerfeier vor der Tatsache, daß ein rein ideeller Faktor es vermocht hat, ein ganzes Volk um sich zu scharen, ja eine Zeitlang geradezu sein Lebensmittelpunkt zu werden. Und wenn mancher die Verbeugung vor dem Ideellen nur der Mode halber mitgemacht hat, so kann auch das schließlich nur die Bedeutung der Tatsache selbst erhöhen. Denn die „Idee", von der man lange kaum mehr zu reden wagte, hat damit gezeigt, daß sie noch eine Macht ist, die auch den Widerwilligen zur Huldigung zwingt. „Wir werfen den grauen Mantel der Nüchternheit wieder von uns. Wir schämen uns nicht mehr, mit Schiller idealisch zu denken"

konnte Schillers Urenkel am 6. Mai 1905 in Marbach vor dem Standbilde seines Ahnherrn triumphierend ausrufen (IX. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins. S. 33). Freuen wir uns doch einmal einfach darüber, daß wir wieder so weit sind, und daß gerade unser Volk es war, das wieder seine Fähigkeit bewiesen hat, sich um eine Idee zu scharen! Denn — man hat gelegentlich auf diese Worte Treitschkes verwiesen — „nimmermehr könnte ein ganzes, ehrliches Volk einen Helden des Gedankens als einen Helden der Nation feiern, wenn nicht in diesem Volke noch der Glaube lebte an die weltbewegende Macht der Idee. Und er wird dauern, dieser vielgeschmähte Idealismus der Deutschen" (Historisch-politische Aufsätze Bd. 1, S. 140).

Sieht man nun freilich von der reinen Tatsache der Feier weg auf ihren Inhalt, so könnte es auf den ersten Anblick erscheinen, als ob der hervorgehobene idealistische Gesamtcharakter sofort wieder für eine, und zwar eine der größten Gruppen der Feiernden seine Geltung verlieren müßte: In der Schillerfeier der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ist der Gedanke an die Erreichung materieller, „ökonomischer" Ziele im Vordergrunde gestanden und der „ökonomische Geschichtsmaterialismus" wohl auch unmittelbar als die dem Schillerschen Idealismus hoch überlegene „wissenschaftliche" Weltanschauung gepriesen worden. Dazu ist der Schillergedenktag hier nicht selten zu einer so haßerfüllten Hetze gegen die anderen Volksgruppen benützt worden, daß es schon deshalb nicht leicht ist, an das Vorhandensein allgemeiner idealistischer Leitgedanken zu glauben. Trotzdem ist im bisherigen die sozialdemokratische Arbeiterbewegung stillschweigend in den Kreis der zu Recht Mitfeiernden eingereiht worden. Den dafür ausschlaggebenden Gesichtspunkt hat Wilhelm Bode besonders schön gefaßt. Er fragt, warum die Menge „instinktiv" Schiller liebe, und antwortet: „Schiller repräsentiert das arme, gedrückte deutsche Volk, wie es vor hundert Jahren war und wie es heute in seinem größten

Teile noch ist. Er repräsentiert diejenigen, die um das Notwendige ringen müssen, die Geldsorgen haben, die unfreiwillig arbeiten müssen, weil es sonst am Nötigen fehlen würde. Aber er ist nicht bloß einer von dem großen Heere der unbegüterten Arbeiter, sondern er repräsentiert ihr Allerbestes, ihre Sehnsucht nach Erhöhung und Befreiung, ihre Anspannung, um ein würdigeres Menschentum zu erringen. Jeder Kenner weiß, wie unrichtig es ist, in Goethe den Aristokraten, in Schiller den Demokraten zu sehen, aber alle Parteien der Aufstrebenden glauben an den Dichter, der in ihrer Lage war, der ihre Art Leiden erlitt und der sich ihren Nöten gegenüber als ein Held bewies; Schiller ist ihr idealisiertes Bild" („Schillers Lebensplan". Stunden mit Goethe 1905 S. 229 f.). Die hier gezogene Parallele ist uns auch deutlich genug in den sozialdemokratischen Äußerungen zur Schillerfeier selbst begegnet. Wir können sie vielleicht noch etwas schärfer ziehen: Die Arbeiterklasse befindet sich sozusagen in der Lage des jungen Schiller, der unter dem unmittelbarst empfundenen Druck der äußeren Verhältnisse in seinen Jugenddramen auch das Heil von einer äußeren Umgestaltung erwartet. Und so gewiß schon des jungen, nach äußerer Weltverbesserung strebenden Dichters treibende Kraft sein idealistisches Denken war, so gewiß können auch den Bestrebungen der Arbeiterklasse nach äußerer Besserstellung idealistische Motive zu Grunde liegen. Entscheidend wird dann allerdings sein, ob die Arbeiterbewegung bei fortschreitender Annäherung an die erstrebten wirtschaftlichen Ziele sich auch fortschreitend der Erkenntnis des älteren Schiller nähert, daß über dem Materiellen als das Wichtigere steht das Geistige, daß es zuletzt nicht die Verhältnisse sind, die den Menschen schaffen, sondern daß der Mensch es ist, der die Verhältnisse schafft, und daß es darum die höchste Aufgabe ist, bei der inneren Erziehung der einzelnen Persönlichkeit einzusetzen. Und gerade die Schillerfeier 1905 gibt nun starke Anhaltspunkte dafür, daß in der Tat in

der Arbeiterbewegung Kräfte vorhanden sind, die nach dieser Entwicklungslinie hindrängen. Bei einer Richtung erscheinen hinter den materiellen Zielen ausgesprochenermaßen die Werte der Persönlichkeitskultur als das Endziel, dem die Entwicklung zugehe. Überall aber tritt eine höchst merkwürdige Verkoppelung idealistischer Gedankengänge mit den materialistischen zu Tage, die auch einmal so weit gehen kann, daß die „innere Grundstellung Schillers zum Leben", der „die Seele Schillers mit ausschließender Macht durchwaltende Idealismus" dem Proletariat in seiner Gesamtheit als innerlichstes Wesensmerkmal zugesprochen und damit der ganze ökonomische Geschichtsmaterialismus auf den Kopf gestellt wird. Die letzte Ursache dieser eigenartigen Mischung könnte man aber darin finden, daß am Ende der „ökonomische Geschichtsmaterialismus" selbst nichts anderes ist als ein echter Ausläufer der deutschen idealistischen Philosophie. Denn er läßt die gesamte Entwicklung sich vollziehen nach einer Idee, die dazu noch in echtest deutscher Weise bei den Epigonen ihres Erfinders schon ein recht dogmatisch versteiftes Gewand angelegt hat.

Von dieser Betrachtung aus schwinden die Gegensätze und es bietet sich das Bild einer einzigen aufsteigenden Linie. Und hierin möchten wir nun das eigentliche große erfreuende Ereignis des Schillergedenktages sehen: Trotz aller Gegensätze, die sich kundgetan haben, *zeigt er unser Volk auf dem Wege zu seiner fortschreitenden geistigen Einheit.* Wie im Jahre 1859 die nationale Notlage ein einheitliches Sehnen erweckte, das der Vorbote der äußeren Einigung war, so beginnt nun wieder eine Not über allen Zwiespalt überzugreifen. Das große Suchen aber, das durch sie erweckt wurde, führt in den Herzpunkt alles idealistischen Strebens und es hat seinen *Anknüpfungspunkt* gefunden in einer der machtvollsten Ausprägungen idealistischen Denkens, welche die ganze Weltgeschichte kennt: In der Person Schillers hat es den *deutschen philosophischen Idealismus*

von der Wende des 18. Jahrhunderts ergriffen. Dieser große deutsche, von den tiefsten Gedanken des Christentums getragene Idealismus wird aber — davon sind wir fest überzeugt — noch dazu berufen sein, eine der wesentlichsten Grundlagen deutscher Wiedergeburt zu geben und damit der kommenden deutschen Geisteseinheit entgegenzuführen, die wir für unser Volk ersehnen.

Nach den bewegten Tagen der Gedenkfeier ist es ja nun freilich von Schiller und den damals an ihn angeknüpften Gedanken in einer Weise stille geworden, die manchem den Ernst und die Frucht der Feier wieder in Frage gestellt hat. Ist es aber richtig, daß eine allgemeine Stimmung der Zeit in ihr einen Ausdruck gesucht hat, dann verliert diese Ruhe alles Bedenkliche: Die Bestrebungen, die nach einer lauten Kundgebung verlangten und sie am Schillertage fanden, sind wieder zu dem stillen Wirken zurückgekehrt, das sie zuvor geübt hatten. Aber die Lage ist doch eine andere geworden, als sie zuvor war: Jene Tage haben von dem gesamten geistigen Leben des deutschen Volkes für einen Augenblick den Schleier weggezogen, und sie haben gezeigt, wie neben allen Entartungserscheinungen starke Kräfte am Werke sind, die auf eine innere Erneuerung unseres Volkslebens hinarbeiten, wie diese Kräfte in allen Lagern zu finden sind und wie sie trotz aller Verschiedenheiten und Gegensätze schließlich überall nach derselben Richtung hindrängen. Und jene Tage selbst haben auch mit ihrem starken Wellenschlag manchen in die geistige Bewegung gezogen, der bis dahin für sie unerreichbar war, sie haben manchen vor die entscheidenden Fragen des Lebens gestellt, der bis dahin vielleicht achtlos an ihnen vorüberging, sie haben endlich mit den Hunderttausenden von Werken des Dichters, welche sie hinaustrugen, eine reiche Saat ausgestreut, die in der Stille zu Früchten reifen kann. So durften jene Kräfte mit erhöhtem Mute und mit verstärkten Reihen an ihre ruhige Arbeit zurückkehren. Wir aber dürfen der kommenden Ent-

wicklung mit der zuversichtlicheren Hoffnung entgegensehen, daß aus der Bewegung der Geister, die sich am Schillertage kundgetan hat, schließlich doch erwachse, was vorauseilender Glaube (Österreichs Illustrierte Zeitung 1905, 32 S. 795) schon im 9. Mai 1905 gesehen hat: „eine Triumphfeier des Idealismus als richtunggebender, herrschender Geistesströmung auch für die Jetztzeit".

Ein Brief aus dem Greifensteiner Schillermuseum.

Von

Alexander v. Gleichen-Rußwurm.



Schloß Greifenstein.
Äußere Ansicht des Flügels, in dem sich das Schillermuseum befindet.

Auf einem Tisch im Schillermuseum des Schlosses Greifenstein liegen nebeneinander zwei Bände, seltsam und bedeutend als Kulturmerkmale aus der Zeit ihres Entstehens. Der eine Band ist die kostbare Jubiläumsausgabe der Gedichte Schillers, die von Cotta im Jahr 1859 herausgegeben und dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gewidmet, als Prachtband auf den Tischen reicher Schillerverehrer prangen sollte. Der andere ist die Ausgabe der Gedichte und Dramen, die der Schwäbische Schillerverein im Jahre 1905 veranstaltete und die in hundertzehntausend Exemplaren den Geist des Dichters in das Volk hinaustrug, freudig belebend als eine Jubiläumsgabe für alle. Ist es nicht ein Widerspruch, daß damals, als Deutschlands Einheitsbewegung in Schillers Namen einsetzte, ein schwerfälliges, teueres Buch entstand, nur für wenige zugänglich? Und daß heute, wo

Schillers ästhetisches Ideal in den Vordergrund der Bewegung getreten ist, ein prächtiger, billiger Band die Meisterwerke verbreitet? Der Widerspruch ist nur scheinbar und löst sich auf, sobald wir den Charakter der Zeiten und den Charakter von Schillers Dichtung gegeneinander abwägen.

Wie mir zwei von Grund aus verschiedene Ausgaben zwei geistig und zeitlich getrennte, begeisterungsvolle Jahre bezeichnen, so scheint mir Schillers Poesie — ich möchte sagen — plastisch verkörpert in zwei Dichtungen, die so weit auseinanderstreben, daß ihre Gedanken die äußersten Grenzen der Dichterseele umfassen: Die Glocke und die Braut von Messina. Auch in diesen Werken scheint ein Widerspruch zu sein, aber auch er löst sich zur Harmonie, wenn wir Einblick gewinnen in die Welt, aus der beide entstanden, und Einblick in die wandelnden Auffassungen, die sie erlitten.

Bei Übersendung des Musenalmanachs von 1800 mit dem „Liede von der Glocke" schrieb Schiller einem Freund: „Ist doch der Drang nach Freiheit der ewige Gedanke des Menschen!" Dieser Brief, an den Baron Heinrich v. Gleichen gerichtet, ist mit einem großen Teil des inhaltsreichen Briefwechsels verloren gegangen. In den Tagebüchern und Notizen Gleichens findet sich aber mancher Gedanke Schillers und manche Erinnerung an den großen Freund, dem er in Rudolstadt als persönlicher Bekannter Cagliostros und als Eingeweihter in geheime Gesellschaften Anhaltspunkte zum Geisterseher gegeben. Vor mir liegt der Satz aufgeschlagen: „Heute Musenalmanach von Schiller bekommen, mit Brief. Ein Wort darin hat mich zum Nachdenken bestimmt: ‚Ist doch der Drang nach Freiheit der ewige Gedanke des Menschen!' — Das Lied der Glocke hat uns zu Tränen gerührt." Den Mann, der in der geistigen Atmosphäre des Rokoko aufgewachsen, als Jüngling das Paris der Dubarry und das Rom Pius VII. gesehen, mußte der Gedanke über die Freiheit zum Nachdenken reizen. Ihm war Rousseau als Träger eines neuen Evangeliums erschienen, der mit allen

Überlieferungen brach. Nun fand er und erkannte mit Schiller, wie manche Tagebuchnotiz beweist, daß der Drang des Menschen, frei zu sein, so alt wie die Sprache war und so jung wie das gesprochene Wort.

Die Kunst hat die Fähigkeit, eine werdende Harmonie der Dinge vorzubereiten, indem sie ein vollendetes Bild in einem Zauberspiegel zeigt. Sie verbindet vorausschauend die Elemente, die in Wirklichkeit noch gegeneinander streiten oder sich zu einen versuchen. Während das Leben irrend und atemlos am Werke ist, eine Schönheit zu schaffen, die es erstrebt, ohne sie zu erreichen, löst die Kunst freigestaltend die Vorbedingungen dieser Schönheit vom Wirklichen ab und bildet die Zukunft im Scheine des Ideals. Froh und frei sollen uns Dichter wie Künstler aufatmen lassen, statt unsere Stirne in den Staub zu drücken. So wirkt Michelangelo auf das Gefühl des Denkenden, der die sistinische Kapelle betritt. Ein Ehrfurchtsschauer durchrieselt das Herz beim Anblick des Adam, dieses schönsten der Geschöpfe, der seinem Gott aufrecht ins Auge sehen kann. Dieselbe Weihe, die uns unter dem Gewölbe der Sistina beschleicht, kommt über das Herz, wenn wir die vollen Akkorde der „Glocke", der majestätischen Symphonie des Lebens, vernehmen. „Homo sum" wird zum neuen, freudigen Wort.

Aufblickend rief beim Erscheinen der Glocke eine Frau: „Auch ich bin ein Mensch! Kein ferner Gott, ein Wesen meines Geschlechtes konnte eine Freiheit des Geistes erringen, der auch ich, der wir alle zustreben, dem Erhabenen entgegen." So schrieb in der etwas überschwenglichen Art ihrer Zeit Karoline v. Wolzogen, nachdem sie die Glocke im Musenalmanach des Jahres 1800 gelesen.

Seit Schiller sein reifstes und reichstes Lied vollendet, hat sich im Lande deutscher Poesie manche Änderung vollzogen. Durch die Zaubergrotten der Romantik, über die flache Ebene des Biedermeiertums in die Bauernstuben und das Hinterhaus, in Straßenschmutz und Fuhrmannskneipen,

durch den Wald der Mystik und ihrer Symbole führten die Dichter und trugen das Ziel im Herzen, die Wandlungen des Menschen nach inneren statt nach äußeren Marksteinen zu bestimmen. In der Glocke hat Schiller das Erdenwallen des Gemütes, die Entwicklung des Charakters durch Seelenvorgänge verallgemeinert. Tönt das metallene Wort auch zur Begleitung äußerer Ereignisse vom Turm, das Gedicht erfaßt seine Wirkung auf das Herz. Das Lied von der Glocke ist eine Weltgeschichte des inneren Lebens. Mit seinem Reichtum an Stimmungsbildern und seiner Kraft, das Gefühlte zur Handlung zu erheben, steht es dem fortgeschrittenen Geiste der Gegenwart wohl näher als denen, die sein Erscheinen an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts mit Jubel begrüßten. Es steht uns auch näher als denen, die in Schiller das Symbol ihrer politischen Freiheit verehrten und im Jahr 1859 seiner machtvollen Persönlichkeit allüberall Denkmale aufrichteten.

Die große Gedichtausgabe ist auch solch ein Denkmal, ein Ausdruck der Dankbarkeit, des Opfernwollens. In reicher Goldbronze prangt der Kopf des Dichters auf der Decke; er ist nicht ähnlich, er könnte das Profil eines beliebigen Imperators sein. Die Silhouette auf dem anspruchslosen Band des Jahres 1905 ist ähnlich, sie gleicht einem Original, das seine Zeitgenossen liebten. Der Band ist wohl ein Zeichen der Dankbarkeit, aber auch eines des wachsenden Verständnisses für den Dichter und den Wert der Dichtkunst. Die modernen Schriftsteller haben das Publikum in Elend, Armut und Verkommenheit geführt. Schillers jüngstes Jubiläumsjahr stellte sich die Aufgabe einen Strahl von Schönheit auch den Kleinen und Armen zu bringen.

Als der Prachtband des Jahres 1859 das Licht der Welt erblickte, stand Deutschland literarisch im Zeichen des Epigonentums. Man hatte die eigenen Klassiker, wie die Antiken, den Philologen übergeben, weil man ihre Konkurrenz fürchtete, und was an Schiller zu lebendig war, um

philologisch zerpflückt zu werden, das verwendete man zu moralischen oder politischen Zwecken. Wir können den Werdegang der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert klar genug übersehen, um diesen Standpunkt zu begreifen und trotz seiner Enge zu würdigen. Eingeschlafen war der Streit zwischen Klassik und Romantik, neue literarische Fehden hatten sich des Publikums noch nicht bemächtigt, und man sah den einzigen Weg, die verhaßte Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, darin, daß man den Leuten die Begeisterung für das Schöne durch kleinliche Kritiken trübte. Neben der gewaltigen, politischen Strömung des ersten Jubeljahres fließt ein starker Unterstrom analytischen Geistes, der für den fernen Beschauer wohl stärker hervortritt, als er den Miterlebenden offenbar wurde. Nur das Verständnis für Schillers ästhetische Philosophie konnte ein freies Genießen seiner Werke von neuem ermöglichen. An Stelle jener Konkurrenz, die von den Epigonen als tötend gefürchtet wurde, trat eine neue Konkurrenz, die belebend und erfrischend auf die Kunst wirkte. Mehr denn je stand Literatur und Bühne in den letzten Jahren unter dem Zeichen der Klassiker. Aber niemand fürchtet sie, man freut sich ihrer, wie man sich an Homer und Sophokles freuen kann. Das liegt nicht nur daran, daß sie uns zeitlich ferner gerückt sind, das liegt vor allem daran, daß in unserer aufstrebenden Renaissance des Schönen Raum für Vergangenheit und Gegenwart geschaffen ist, daß viele, unendlich viele an einer Bewegung teilnehmen, die solcher Art bis weit in das jüngst vergangene Jahrhundert nur wenigen vorbehalten war. Der demokratische Zug des Schönen, den die schwäbische „Schillerausgabe in einem Band" besser als alles andere verkörpert, macht die Bewegung zu einer gesunden, zukunftsreichen.

Wenn ich in der Stille meines kleinen Museums die Programme, Reden und Theaterzettel durchblättere, die mir das vorige Jahr in reicher Menge als Erinnerung brachte, so fällt mir zunächst eines ins Auge: die Beteiligung aller

Kreise, und die Verwendung aller Werke des Dichters im Dienste der Begeisterung. Im Mittelpunkt von Schillers Totenfeier im Jahre 1805 stand die Glocke; Freunde, Gesinnungsgenossen, Künstler feierten den Dichter. Das Jahr 1859 zeitigte den „Schillerenthusiasten“; der freiheitlich gesinnte Bürger, der Gelehrte, der gediegene Mittelstand redete, sang und entzündete seine Gefühle an den geflügelten Worten, die ein eigenes Leben gewannen, herausgerissen aus der Harmonie der Dichtung. Als voll begriffenes Werk trat Wilhelm Tell neben die Glocke. In beide nistete sich aber für die große Menge der Verehrer Spießbürgers Haus- und Staatsideal.

Da war es natürlich, daß ein Werk noch immer für eine Art literarischen Kuriosums gehalten wurde, daß noch niemand die „Braut von Messina“ wahrhaft würdigte, nach deren Aufführung in Weimar Goethe und Schiller glaubten, zum ersten Male einer „wahren Tragödie“ beigewohnt zu haben. Der Sinn dieses Wortes erschloß sich mir im vorigen Jahr, als ich in Prag einer Festaufführung der Tragödie unter der Direktion von Angelo Neumann beiwohnte, wie sie reiner und schöner auf der Bühne nicht herausgearbeitet werden kann. Die echte Begeisterung eines Publikums, das in ferner Mark das Deutschtum verteidigt, zeigte, wie weit wir über jene Zeiten hinausragen, in der man die große künstlerische Offenbarung der echten Schicksalstragödie ein philologisches Experiment nannte. Nach den Tagebüchern Karoline v. Wolzogens äußerte sich Schiller, ehe er die „Braut von Messina“ begann, man müsse eine tragische Fabel erfinden, ähnlich der des Atreus und Lajos, durch die sich eine Verkettung von Unglück ziehe; am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glücks herabgestürzt und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des allgemeinen Menschengeschicks.

In dem großen Zusammenbruch, der die französische Revolution abschloß und selbst glühende Freiheitsjünger erschreckte, keimte der Gedanke, daß man die Ereignisse nicht in Beziehung auf die eigenen Taten betrachten dürfe, sondern als ein großes Mittel des Schicksals dem ganzen Menschengeschlecht gegenüber. Nachrichten über die äußeren Begebenheiten, trübe Stimmungen und Flucht in das „schönheitsvolle Land der Griechen" lenkten zum Verständnis der antiken Schicksalsidee. Sie wurde nicht nur dem Philologen zum Schlüssel des Altertums, sondern dem Philosophen zum Schlüssel der Gegenwart. Es brach die Zeit an, die Nietzsche das Zeitalter der Vergleichung nannte. Schiller, der stets und durchaus ein moderner Dichter war, fühlte das Packende und Ergreifende, das wieder für die Menschheit in der vergessenen, fast verachteten Macht des Fatums lag, und faßte es in der Tragödie zusammen. Das Grundmotiv liegt in Isabellas Worten:

„Alles dies
Erleid' ich schuldlos — doch bei Ehren bleiben
Die Orakel, und gerettet sind die Götter."

Mächtig und verzweifelt hat der Mensch mit der Frage einer göttlichen Gerechtigkeit in Religion und Kunst gerungen. Wie in der seltsam bedeutungsvollen Sage von Jakob, der mit dem Engel des Herrn kämpfen mußte, hat die Menschheit mit einer geheimnisvollen Macht wahnwitzig ihre Kraft gemessen und ihr kühn zugerufen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Der Segen war eine Aufklärung, ein erlösendes Wort für das grausame Rätsel des Schicksals, eine Rechtfertigung der großen Tragödie des Daseins. Ein schaffender und weitdenkender Geist wendet sich nicht mit Entsetzen von der Kluft ab, die unsere bewußte Existenz furchtbar und unergründlich umgibt, sondern seine Gedanken schlagen Brücken zum anderen Gestade. Philosophische Dichtungen, deren Größe der Größe des Schicksals gerecht wird, sind solche Brücken. Wie in den Werken des Äschylos und

Sophokles ließ Schiller in der „Braut von Messina“ die Wucht der Ereignisse zermalmend wirken. Die Betroffenen scheinen einer grausamen, vorherbestimmenden Macht wehrlos ausgeliefert zu sein. Um die Fühlung mit Heimat und Gegenwart auch äußerlich nicht zu verlieren, strebte der Dichter nach einer lyrischen Innerlichkeit, wie sie vorher in keinem Trauerspiel gestattet war und nach ihm von keinem der Epigonen erreicht wurde. Erst unsere Generation ist sich über die wahre Schönheit dieser lyrischen Motive im Drama klar geworden und wird im stande sein, für die Zukunft fruchtbringend zu verwerten, was bisher hauptsächlich als Fundgrube von Zitaten benutzt wurde.

Die Größten unter den Schaffenden empfanden immer wieder Sehnsucht und Heimweh nach der Tragödie im großen Stil wie nach den keuschen und stillen Marmorbildern der in sich vollendeten Menschen und Götter. Sie suchten die uralte, mystische Aufgabe der Kunst zu erfüllen, den apollinischen Menschen mit dem dionysischen zu versöhnen, den Zwiespalt zwischen Geist und Sinn zu lösen. Maß, Ziel und Weisheit begehrt der apollinische Mensch, er will ordnen und bauen. Froh über das Gerechtigkeitsgefühl in der eigenen Brust legt er menschliche Moral in die Natur. Erzürnt und verzagt steht er Mächten gegenüber, die sich nicht messen, nicht bändigen, nicht einordnen lassen. In seinem Wesen überwiegt der Wille nach Schönheit. Aber der dionysische Mensch ist dem Gott der Begeisterung, der Verzückung, des ewigen Vergehens und Werdens ergeben. Er vermag es, sich mit der Natur eins zu fühlen, statt an ihr meistern zu wollen, er kann sich an ihrem Reichtum berauschen. Die dionysische Natur blieb dem apollinischen Charakter ewig fremd und feind. Nur in den klassischen Tragödien trat der Gedanke zum Gefühl, wie der gemessene, urteilende Chor zu den Einzelgestalten der Handlung. Wo das Unergründliche des blinden, leidenschaftlichen Wollens zu entsetzlich wirkt, mit allen Schmerzen, die es hervorruft, zeigt der Gedanke

die Möglichkeit des Beherrschens. Er zeigt den Weg zur Gerechtigkeit, die stille, weihevolle Reife. Das Ineinanderdringen von Mensch und Natur, von Ewigem und Zeitlichem gibt der antiken tragischen Maske auch im Gewande der deutschen Dichtung den unvergänglichen Ausdruck von Würde und Ruhe. Unsere Sehnsucht drängt nach Wiederbelebung des Griechentums. Ein glänzender Versuch dieser Wiederbelebung war Schillers „Braut von Messina" am Beginn des großen, aber prosaischen 19. Jahrhunderts. Für dieses Kunstwerk waren die Menschen nicht reif, als Schiller starb, nicht reif, als man den hundertsten Jahrestag seiner Geburt feierte. Auch heute steht ihm die Jugend noch näher als das Alter. Dies ist ein kleiner Markstein auf dem Pfad, den wir in Leben und Kunst einem reineren, schöneren Dasein entgegengehen. Jetzt, nachdem die Zeit der Romantiker weit hinter uns liegt, und sich die Übergangsperioden der Realisten und Symbolisten ihrem Ende nähern, steigt wie die Morgenröte eines neuen Tages die Freude an Empfindungen und Dingen der Antike empor. Neben dem Schönheitsbedürfnis, das sich darin ausspricht, tritt auch die antike Schicksalsidee in den Kreis der Denkenden. Wir erkennen täglich deutlicher, schärfer umrissen, daß kein Verstand und keine Gewalt im stande ist, die Macht des „blindwütenden" Zufalls zu brechen. Da wird auch das Wort lebendig und verständlich, das Schiller den Hexen aus Shakespeares Macbeth in den Mund legte:

„Wir streuen in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die Tat."

Wir sind so tief eingedrungen in die Geheimnisse der Welt, daß wir, der eigenen Kleinheit bewußt, keine Erniedrigung mehr in dem Gefühl sehen, von einer höheren Macht abzuhängen, mögen wir sie Gott, Götter oder Schicksal nennen. Wir bedürfen nur des Gewandes der Schönheit, um uns trotzdem groß und erhaben zu fühlen.

Diesen Trost, diese Gewißheit gibt ein Dichter, der lehrt,

daß nicht die Abwesenheit von Gefahr und Schmerz das Leben lebenswert macht, sondern das Bewußtsein, einem gewaltigen Führer nachzufolgen durch alles Weh hindurch und aus dem Weh stolze Akkorde der Befriedigung und Vollendung zu gewinnen.

Beide Bücher, auf dem Tischchen vor mir, umgeben von Erinnerungszeichen und Andenken, sind zum Symbol zweier Feiern geworden, die ein Menschenalter auseinander liegen. Der reiche, stolze Band, der das demagogische Schillerideal in die gute Stube brachte, geschmückt mit Photographien und Holzschnitten, die heute für recht geschmacklos gelten, und das einfache, gute Buch für das Volk, das ein ästhetisches Schillerideal hinausträgt in Werkstätten und Bürgerschulen! Wer diesen Unterschied erfaßt, der begreift, daß im Schillerjahr 1905 ein größerer Wendepunkt sich mit einer Jahrzahl zeitlich bestimmen läßt, als im Jubiläumsjahr 1859, wo das rein Geistige vom Politischen noch überwuchert war.

Schillers
Massenszenen auf der Bühne.

Von

Eugen Kilian.

Kein Klassiker bietet dem Theater größere Schwierigkeiten als Schiller. Eine wirklich befriedigende und stilvolle Schilleraufführung gehört — wenn man allenfalls von den drei Jugenddramen absehen will — zu den größten Seltenheiten. Das ist keineswegs zu verwundern. Der hohe und hinreißende Schwung des Schillerschen Pathos stellt namentlich in dem Rhythmus der Jambensprache künstlerische Anforderungen, denen der Durchschnittschauspieler im allgemeinen nicht gewachsen ist. Die Darstellung verirrt sich entweder in ein hohles, seelenloses Pathos, das den Geist und die Seele der Schillerschen Sprache in geschraubter Deklamation erstickt, oder aber in einen stillosen Naturalismus, der den hohen Schwung Schillerscher Diktion in die nüchterne Sprache des Alltags hinabzerrt. Zwischen diesen beiden Extremen ist die rezitatorische Wiedergabe Schillers zu allen Zeiten hin und her geschwankt, nur mit dem Unterschiede, daß zur einen Zeit diese, zur anderen jene Richtung überwogen hat. Ich glaube nicht, wie die Lobredner der guten alten Zeit uns immerzu überreden möchten, daß Schiller früher im allgemeinen besser gespielt wurde, als es heute der Fall ist. Ich glaube nicht, daß die Zahl der Schauspieler, die imstande waren, das für die Darstellung Schillers unentbehrliche Pathos innerlich zu beseelen und zu vergeistigen, zu Lebzeiten des Dichters oder zu irgend einer anderen Zeit größer war, als sie es heute ist. Nur äußerlich wurde

vielleicht der Stil des Schillerschen Dramas in einer Zeit, die unter dem Einflusse der von Goethe geschaffenen Weimarer Deklamationsschule stand, in der Hauptsache besser getroffen als heute, wo die darstellende Kunst im Zeichen des Realismus und des Naturalismus steht. Des falschen Pathos müde geht man heute von dem Bestreben aus, Schiller zu „modernisieren“ und hofft ihn dadurch dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen. Ein unendlich törichtes Bestreben! Denn jeder große Dichter muß in dem Stile wiedergegeben werden, in dem seine Werke gedacht und geschaffen sind. Schillers Wesen aber ist und bleibt das Pathos — ein Pathos freilich im guten Sinne des Wortes, nicht der hohle Singsang einer unnatürlichen und geschwollenen Theatersprache, der dem Hörer namentlich auf unseren Hofbühnen meistens als Schillersches Pathos geboten wird. Durch die modernisierenden Bestrebungen unserer Naturalisten aber wird der eigentliche Kern der Schillerschen Kunst erdrückt.

Die naturalistischen Bestrebungen des heutigen Theaters hinterlassen auch auf einem Gebiete ihre besonders charakteristischen Spuren: auf dem der Massenszenen. Schiller ist ein anerkannter Meister auf diesem Gebiet. Wallensteins Lager, das Bankett der Generale, die großen Volksszenen in Wilhelm Tell sind nie genug zu bewundernde Meisterstücke und ewig vorbildlich für die künstlerische Behandlung der Massen. Die Kunst, verschiedene Gruppen gleichzeitig und unabhängig voneinander in Bewegung zu setzen, die einzelnen Gestalten individuell zu entwickeln und doch das Ganze geschlossen und übersichtlich zusammenzuhalten und über der Einzelheit den großen hinreißenden Zug der Massenbewegung nicht aus dem Auge zu verlieren, diese Kunst hat hier ihre größten Triumphe gefeiert.

Am besten gelingen die Massenszenen der Bühne in denjenigen Stücken, die dem realistischen Zuge unserer Zeit am nächsten stehen: also den drei Jugenddramen, die trotz mancher

Dämpfung, die der Überschwang ihrer Gestalten durch unsere Darsteller erfahren muß, im Gesamtbild am meisten unter sämtlichen Schillerschen Stücken auf der Bühne befriedigen. Der kraftvoll-realistische Natürlichkeitsstil, in dem die großen Massenszenen der Räuber gehalten sind, ist im ganzen nicht leicht zu verfehlen. Die Behandlung der Räuber verträgt eine starke Dosis von gesundem Realismus, über dem freilich der große ideale Zug dieser Szenen nie verloren gehen darf. Der Dichter selbst hat dafür gesorgt, daß sich das Nebensächliche und Unwesentliche nirgends über die Hauptsache hervordrängt. Eine Darstellung, die pietätvoll seinen Spuren folgt, ohne in den Ehrgeiz zu verfallen, ihn durch eigene Erfindungen ergänzen oder verbessern zu wollen, wird vor Mißgriffen bewahrt bleiben. Wäre dieser Grundsatz zu allen Zeiten maßgebend gewesen, so hätte man sich nie so weit verirren können, in den Schluß des zweiten Aktes eine veritable Schlacht-Szene einzulegen. Der Dichter wußte sehr wohl, warum er alle Kämpfe der Räuber hinter die Bühne legte: er hat in der Anordnung dieser Szenen seinen sicheren Sinn für echt dramatische und theatralische Wirkungen auf das glänzendste bekundet. Nur eine vollkommene Verkennung des Dichters und seiner künstlerischen Intentionen konnte dazu führen, in Anlehnung an eine von Tieck im Jungen Tischlermeister ausgeführte, ironisiererde romantische Grille eine wirkliche Schlacht mit Gewehrgeknatter und Hundegebell auf die Bühne zu bringen. Leider hat diese Schlacht, deren Verwirklichung an den Namen von Immermann in Düsseldorf geknüpft ist, auf vielen Bühnen bis auf den heutigen Tag Spuren hinterlassen. Das ist eine unerhörte Barbarei, auch wenn diese Spuren nur darin bestehen, daß nach Moors letzten Worten ein halb Dutzend Büchsen auf der Bühne abgefeuert werden und der stürmische Abgang der Räuber mit einem betäubenden Geknatter von Schüssen begleitet wird. Der künstlerische Höhepunkt dieser wundervollen Szene sind Moors letzte Worte: „Ich fühle eine

Armee in meiner Faust — Tod oder Freiheit! Wenigstens sollen sie keinen lebendig haben!" Mit dem hinreißenden Eindruck dieser Rede muß der Akt seinen raschen Abschluß finden. Jede Ablenkung auf die Äußerlichkeit des nun folgenden Gefechtes ist vom Übel. Schiller schreibt für den Aktschluß einfach vor: „Man bläst zum Angriff. Lärm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen." Mit der Ausführung dieser Vorschrift lasse man sich begnügen. Der Realismus eines ohrenbetäubenden Gewehrgeknatters zerreißt die gehobene ideale Stimmung, in die der Zuschauer durch den hinreißenden Schwung dieser Szene versetzt wurde. — Noch schlimmer ist die Versündigung, wenn Spiegelberg zum Schluß des Aktes, wie es auch wohl gesehen werden kann, auf einen Baum klettert oder sich in einen hohlen Baumstamm verkriecht. Das Gelächter, das diesen Vorgang natürlich zu begleiten pflegt, ist in solchem Falle die berufene Richterin der Regie. Anstatt den großartigen Schlußeindruck dieses Aktes durch ein geschmackloses, auf die Lachlust der Galerien berechnetes Mätzchen zu entstellen, müßte eine künstlerische Regie ihr Augenmerk natürlich darauf richten, den Feigling Spiegelberg, der einen Mißton in dem Schlußakkord dieses Aktes bedeutet, den Augen des Zuschauers soviel als möglich zu entziehen. Der „Rappe", auf dem der Dichter seinen Räuberhauptmann, wohl in einer Erinnerung an Cervantes, zu Beginn dieser Szene erscheinen ließ, wurde übrigens schon bei der ersten Mannheimer Aufführung beseitigt. Es war keine glückliche Eingebung, bei der neuesten Burgtheaterinszenierung der Räuber diesen Rappen wieder hervorzuholen und sogar durch eine entsprechende Bemalung des Tieres seinen Schweiß und seinen Schaum dem Publikum zeigen zu wollen! Durch solch törichten und unangebrachten Naturalismus wird der Dichtung wahrhaftig kein Dienst erwiesen.

Ebensowenig am Platze ist das seit den Tagen der Meininger auf den Theatern eingeführte naturalistische Mätzchen,

daß das Räuberlied im vierten Akte unmusikalisch, d. h. unrhythmisch und stellenweise falsch und mit unschönen, rohen Manieren gesungen wird. Ganz abgesehen von der unmotivierten und lächerlichen Annahme, daß die Räuber, die sich zum großen Teile aus Studenten und anderen gebildeten Elementen rekrutieren, nicht im stande sein sollten, das einfache Lied zu singen, ist dieser kleinliche Naturalismus mit Stil und Stimmung des Stückes unvereinbar. Durch einen schönen, d. h. einen frischen, temperamentvollen und rhythmisch selbstverständlich korrekten Vortrag des Liedes muß die Poesie der Räuberromantik und der große, gemeinsame Zug, der Moors Bande eigentümlich ist, zum Ausdruck kommen. Jenes Mätzchen, das die musikalische Begabung der Räuber in so zweifelhaftem Lichte erscheinen läßt, steht zudem in seltsamem Widerspruch zu dem traditionellen Brauche, Moors Gesang zur Laute „Sei willkommen, friedliches Gefilde" durch ein von den Räubern gespieltes schönes Waldhornquartett zu ersetzen, das jedem Kammermusikabend zur Ehre gereichen würde.

Auch Fiesko ist reich an großen Massenszenen. Die einleitende Gesellschaftsszene des ersten Aktes und die Zusammenkunft der Verschworenen im vierten Akte bieten der Regie nach dieser Seite lohnende Aufgaben. Leider hat sich Schiller, wie auch Petersen mit Recht hervorhebt (Schiller und die Bühne, 1904, S. 250), in Fiesko nicht jene weise Mäßigung auferlegt, wie er es in den Räubern getan hatte. Zum Teil durch die Art des Stoffes gedrängt, hat er namentlich in dem fünften Akte vieles auf die Bühne gebracht, was besser hinter die Szene verlegt worden wäre. Dieser Akt bietet für die Bühne ganz außerordentliche Schwierigkeiten — Schwierigkeiten, die in der Bühnenbearbeitung (vgl. dort IV, 15) vom Dichter eher noch gesteigert als gemindert worden sind. Die heutige Aufführung, für die die Mannheimer Bühnenfassung ja nicht maßgebend ist, tut wohl daran, das unruhig hin und her wogende

Massengetriebe dieses Aktes nach Möglichkeit zu vereinfachen und alle eigentlichen Kämpfe, so weit als irgend möglich, hinter die Szene zu legen. Auch die Sprengung des Thomastores, ein Vorgang, den Schiller lediglich seiner Quelle entnommen hat und der für das Drama selbst von keinerlei Bedeutung ist, der aber szenisch sehr schwer mit den übrigen dekorativen Anforderungen des Aktes, namentlich mit denen der Schlußszene, zu vereinigen ist, kann man getrost beseitigen und hinter die Szene verlegen. Keine Bühne wird im stande sein, das Straßenleben einer von einer nächtlichen Revolution durchtobten Hafenstadt in einer der Wirklichkeit entsprechenden Weise in diesem Akte wiederzugeben; umsoweniger, als viele Situationen dieses Aktes, vor allem das große Gespräch zwischen Fiesko und Verrina, das eine absolute Einsamkeit der Straße verlangt, mit den Forderungen einer realistischen Ausgestaltung des Bühnenbildes absolut unvereinbar sind. Das Theater verzichte deshalb darauf, in diesen Szenen ein realistisch getreues Bild des Aufstandes und der Straßenkämpfe geben zu wollen: es versuche, die Handlung in möglichst großen, symbolischen Zügen wiederzugeben, vermeide es, die Bühne von vorn bis hinten mit Menschen vollzupfropfen — ein Brauch, der die Szenen, wo der Schauplatz menschenleer sein muß, nur doppelt unnatürlich erscheinen läßt — und beschränke sich darauf, das Toben der Revolution hauptsächlich durch den Lärm hinter der Szene, durch Signale, Bühnenmusik rc. in suggerierender Weise anzudeuten.

Das dritte der drei Prosadramen, Kabale und Liebe, kennt keine Massenszenen. Nur in der Schlußszene des Stückes verlangt der Dichter, daß mit den Gerichtsdienern auch Volk in Millers Stube hereindringt. Auf die Ausführung dieser Vorschrift sollte man nicht, wie es meistens geschieht, verzichten. Die Gegenwart des Volkes, d. h. einer Anzahl neugieriger und erschreckter Weiber und einiger Männer aus der Nachbarschaft, die mit den Gerichtsdienern

in das Haus gedrungen sind, gibt der grandiosen Schlußszene, der Abrechnung zwischen Vater und Sohn und der zwischen Wurm und dem Präsidenten, ein viel bedeutenderes Relief, als wenn sich diese Vorgänge bloß vor den Bedienten des Präsidenten und den Gerichtsdienern abspielen. Für diese Szenen und insbesondere auch für das höchst individuell und charakteristisch ausgearbeitete Spiel der Bedienten in dem Finale des zweiten Aktes hat die Inszenierung Max Reinhardts in Berlin ein höchst beachtenswertes Vorbild geschaffen.

Auch Don Karlos, das Drama der Übergangszeit, enthält keine eigentlichen Massenszenen. In den Szenen, die ein größeres Aufgebot von Komparserie notwendig machen, so vor allem in der Audienzszene des dritten Aktes, handelt es sich in erster Linie darum, das gemessene und feierliche Zeremoniell des spanischen Hofes zum Ausdruck zu bringen. In den Einzelheiten ist dabei der Phantasie des Regisseurs ein ziemlich freier Spielraum gelassen. Er braucht keine peinlich getreue Wiedergabe der historischen Wirklichkeit, so weit uns diese bekannt ist, anzustreben, so wenig der Dichter in seinen Bühnenvorschriften etwas Derartiges erstrebt hat. Das Zeremoniell der Bühne muß sich nur davor hüten, etwas zu zeigen, was für das Bewußtsein des Gebildeten in offenbarem Widerspruche steht mit dem Charakter der betreffenden Zeit. Ob alle Einzelheiten des Zeremoniells historisch verbürgt sind, ist dagegen völlig gleichgültig. Die rein mechanische Kopie eines historisch überlieferten Zeremoniells kann unter Umständen sogar höchst verfehlt sein, ebenso verfehlt wie die peinlich getreue Wiedergabe eines historischen Kostüms, dessen extravagante Einzelheiten vielleicht nicht zu dem Charakter der betreffenden Figuren oder dem Kunstwerk als solchem passen. Hier gilt wie überall in der Kunst das Gesetz der Stilisierung, die das Wesentliche und Charakteristische von dem Nebensächlichen und Zufälligen zu trennen hat. So wirkt es im höchsten Grade lächerlich,

wenn sich der Hofstaat in Maria Stuart, wie es auf manchen Bühnen zu sehen ist, nach Schluß der Audienzszene im zweiten Akt, um der Königin keinen Augenblick den Rücken zu zeigen, in einem gemeinsamen, wohl einstudierten Rückwärtsmarsch nach dem Ausgang schiebt. Ob es historisch beglaubigt ist, daß man damals in solcher Weise den Saal verließ, ist ganz und gar gleichgültig. Für den heutigen Zuschauer ist dieses Zeremoniell nur eine historische Kuriosität, in gleicher Weise wie etwa die überlangen Schnabelschuhe des fünfzehnten Jahrhunderts; es wirkt nicht stimmungfördernd, sondern lediglich befremdend und lächerlich und lenkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf eine nebensächliche Äußerlichkeit.

Eine andere Frage ist die Behandlung der bei Schiller namentlich in den Dramen seiner späteren Periode häufig wiederkehrenden Tuttireden. Schon in Don Karlos sollen in der großen Szene an Posas Leiche sämtliche Granden, als der Infant das Schwert der Scheide entreißt, in den gemeinsamen Ruf „Königsmord!“ und weiter unten: „Rettet! rettet den König!“ ausbrechen. In gleicher Weise rufen die Landleute am Schluß von Wilhelm Tell: „Es lebe Tell! Der Schütz und der Erretter!“ und „Das wollen wir mit Gut und Blut!“ Es widerstrebt für das heutige Empfinden allen Gesetzen der Natürlichkeit, solche Reden etwa in rhythmischem Unisono von dem ganzen Chore sprechen zu lassen. Der Eindruck ist in diesem Falle der des Einstudierten und Marionettenhaften, und die Wirkung ist der, die der Dichter beabsichtigte, der einer naiv-elementaren Kundgebung des Volkes, direkt entgegengesetzt. Es empfiehlt sich deshalb, solche Tuttireden, da wo der Charakter des Textes es zuläßt, auf verschiedene Personen zu verteilen, oder aber, wo dies nicht möglich ist, die ganze Rede einer Person, einer Art von Vorsprecher, zu übergeben und das Volk als solches nur durch die tumultuarische Wiederholung eines Wortes oder eines Teiles der betreffenden Rede an

der Kundgebung teilnehmen zu lassen. Auf alle Fälle ist das rhythmische Zusammensprechen des Chores, wo es sich nicht um Ausnahmefälle wie die Wiederholung des Rütlischwures oder der Unisonoreden des Chores in der Braut von Messina handelt, streng zu vermeiden. Die Verteilung bewegter Tuttireden auf verschiedene einzelne Sprecher ist umsoweniger zu beanstanden, als Schiller selbst dies Verfahren in seiner Bearbeitung des Egmont eingeschlagen hat, bei Reden der Bürgerszenen, die nach dem Wortlaut des Goetheschen Textes dem ganzen Volke zugeteilt sind.

Auch in Wallensteins Lager, wo die Behandlung der Massen bei Schiller bereits eine bewundernswerte Höhe der Meisterschaft errungen hat, werden der Bühne, gemäß dem ganzen realistischen Charakter dieses herrlichen Vorspiels, gewisse Freiheiten nach der realistischen Seite hin gestattet sein. Daß es ein schwerer und nicht zu entschuldigender Fehler ist, wenn das Lagertreiben, wie es bei den Meiningern und namentlich bei ihren Nachahmern sehr vielfach geschah, allzusehr in den Vordergrund gedrängt wird, in einer Weise, daß das Dichterwort unter dem störenden und aufdringlichen Lärm der Massen notleidet, ist selbstverständlich. Das Streben der Regie muß darauf gerichtet sein, daß die jeweils sprechende Gruppe die Hauptsache bleibt und daß die Masse nur den charakteristischen, aber unaufdringlichen Hintergrund bildet. Dagegen dürfte in der spezifischen Behandlung des abschließenden Reiterliedes ein größerer Realismus, als er vom Dichter nach dessen Bühnenvorschriften geplant war, sehr wohl erlaubt und ratsam sein. Die szenische Vorschrift für die Schlußstrophe, wonach der Jäger die zwei Nächsten an der Hand fassen soll, während die übrigen dies nachahmen und alle, welche gesprochen, einen großen Halbkreis bilden, diese Vorschrift mit ihrer opernhaft theatralischen, für das Publikum bestimmten Anordnung stammt aus einer stark antiquierten theatralischen Anschauung, mit der sich unser

heutiges künstlerisches Empfinden nur schwer zu befreunden vermag. Schon die Meininger haben mit Recht das Orchester abgeschafft und die musikalische Begleitung des Liedes auf die Bühne verlegt, in der Absicht, dem Reiterlied den Charakter einer vor der Rampe abzusingenden Opernnummer zu nehmen und dem Ganzen das mehr realistische Aussehen eines improvisierten Lagergesanges zu geben. In diesem Streben dürfte man getrost noch etwas weiter gehen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Man kann es noch immer erleben, daß sich die Regie beim Schluß des Liedes ängstlich an die Anweisung des Dichters klammert und daß durch das gegenseitige Anfassen des Chores, der womöglich in einer Reihe geordnet im Takt des Marschliedes nach vorne schreitet, die Erinnerung an die bekannten Aktschlüsse der Operette heraufbeschworen wird. Die Absingung des Reiterliedes könnte im vollkommenen Einklang mit dem besonderen Stil von Wallensteins Lager in durchaus realistischer Weise aufgebaut werden. Die erste Strophe singt der Kürassier, wie von dem Impulse des Augenblicks inspiriert, ohne jede Begleitung; der Refrain wird zunächst nur von einer kleinen Gruppe, die der Nächststehenden, wiederholt. Erst während der folgenden Strophen zieht sich der übrige Chor zur Teilnahme an dem Gesang heran, erst jetzt werden die Musikanten herbeigeholt, die den Gesang auf ihren Instrumenten in allmählich wachsender Beteiligung begleiten. Der jeweilige Sänger singt seine Strophe natürlich nicht an der Rampe vorn in das Publikum, sondern bleibt in fortwährendem realistischem Kontakt mit seiner Umgebung, durch deren lebhaft eingreifende Begeisterung er den Impuls zu seinem Gesange empfängt. So könnte das ganze Reiterlied, in allmählicher, kunstvoller Steigerung aufgebaut und zu einem wilden Tumulte allgemeiner Begeisterung anwachsend, zu einer künstlerischen Wirkung gebracht werden, die sich weit erhebt über die der langweiligen, opernmäßig-schablonenhaften Absingung, wie sie auf den Theatern in einer miß-

verstandenen Pietät gegen die Bühnenvorschriften des Textes die Regel bildet[1]).

In der Bankettszene liegt die Schwierigkeit des Problems darin, die wichtigen, auf dem vorderen Teil der Bühne spielenden Vorgänge und Gespräche scharf und deutlich zur Geltung zu bringen, ohne daß das Leben der von der animierten Weinstimmung ergriffenen Gesellschaft im hinteren Teile des Saales erlahmt und ohne daß durch dieses unvermeidliche Leben die Aufmerksamkeit von den Gesprächen des Vordergrundes abgelenkt wird. Für die große Schlußszene im dritten Akte des Todes, das Hereindringen der Pappenheimer Kürassiere, wo durch die enge Anlage des Raumes vor allem die Illusion immer größerer, nachdrängender Scharen erzeugt werden muß, hat die Inszenierung der Meininger ein in seiner Art mustergültiges Vorbild geschaffen.

Unter den drei Frauendramen enthält eigentliche Massenszenen nur die Jungfrau von Orleans. Hier allerdings werden namentlich in der Szene des Krönungszuges Forderungen der allerschwierigsten Art an die Bühne gestellt. Das an sich so mißliche Aufgebot bedeutender Massen kann bei dem Charakter dieser Szene nicht umgangen werden. Der Krönungszug wird lächerlich, wenn die Zahl seiner Teilnehmer und die der Zuschauer nicht einigermaßen wenigstens die Illusion einer derartigen Festlichkeit aufkommen läßt. Natürlich kann die Bühne niemals daran denken, ein wirklichkeitsgetreues Bild solcher Vorgänge zu geben und muß von dem ihr zustehenden Recht einer stilisierenden Andeutung Gebrauch machen. Wäre es möglich, den Krönungszug selbst durch einen Teil des zuschauenden Volkes einigermaßen zu decken und ihn weiter hinten, den Augen des Zuschauers möglichst fern gerückt, vorüberziehen zu lassen, so

[1]) In einer ähnlichen wie der hier angedeuteten Weise soll der Schluß von Wallensteins Lager von Possart in der mir unbekannten Münchener Aufführung des Werkes inszeniert worden sein.

würde der Eindruck damit nur gewinnen. Schon die ersten Aufführungen der Tragödie haben in der Anordnung des Krönungszuges einen unerhörten Aufwand getrieben und sind, wie es beispielsweise in Berlin unter Iffland geschah, über die Vorschriften des Dichters weit hinausgegangen. Eine wichtige Änderung in der Anordnung dieser Szene hat sodann Graf Brühl für eine Neueinstudierung des Stückes in Berlin im Jahre 1818 vorgenommen. Er beanstandete, wie es schon Dalberg gelegentlich der ersten Mannheimer Aufführung von 1802 getan hatte, daß die Bischöfe und der Klerus nach der Vorschrift des Schillerschen Textes im Zuge gingen, und ordnete an, daß sie gemäß dem Ritus der katholischen Kirche den Zug unter dem Portal des Domes erwarteten und den zu krönenden König hier weihrauchspendend empfingen. Diese Anordnung hat seitdem auf vielen Bühnen Platz gegriffen und bildet auch heute, wo man zu einer übergroßen Peinlichkeit in der Richtigkeit solcher historischen Details neigt, im allgemeinen wohl die Regel. Obgleich ich den Gesichtspunkt der unbedingten historischen Treue, der vielfach zu völlig verkehrten Konsequenzen führt, durchaus nicht als maßgebend bezeichnen möchte, ist gegen diese Änderung in der Anordnung des Krönungszuges hier insofern nichts einzuwenden, als der betreffende Punkt an sich höchst nebensächlich ist, das malerische Bild aber, das für diese Prunkszene nicht ohne Bedeutung ist, durch die Begegnung des aus dem Portale tretenden Klerus mit dem herannahenden Zuge eher gewinnt als verliert. Entschieden zurückzuweisen dagegen ist der Brauch, nach dem Eintritt des Zuges in die Kirche einen aus dem Innern des Domes ertönenden längeren lateinischen Chorgesang, für den der Text nicht den geringsten Anhalt bietet, einzulegen, das Volk während dieses Gesanges in stummem Gebete knieen zu lassen und den Zeitverbrauch dieses unnötigen musikalischen Intermezzos durch grausame Striche in dem so schon viel zu sehr verkürzten Dialoge auszugleichen. Was in der Kirche wäh-

rend der Krönung vorgeht, ist nur durch die daraus vernehmbare, diskret zu haltende Orgelmusik und an der vorgeschriebenen Stelle durch Pauken und Trompetenfanfaren anzudeuten. Eine gewisse Schwierigkeit bietet stets die Szene, wo Johanna, dem Dome entflohen, mit ihren Geschwistern Rücksprache hält. Wie soll sich das Volk während dieses Gespräches verhalten? Bleibt es teilnahmslos und ohne von Johannas Anwesenheit Notiz zu nehmen, wie es meistens geschieht, im Hintergrund, so wird die Situation außerordentlich unglaubhaft. Die Natürlichkeit würde verlangen, daß sich das Volk in unablässiger Neugier an sie herandrängt und sich kaum beruhigen kann über die auffallende Erscheinung, daß die gottgeweihte Jungfrau dem kirchlichen Zeremoniell entronnen ist. Dadurch würde Johannas Gespräch mit den Schwestern sehr gestört werden. Das Dilemma ist schwer in befriedigender Weise zu lösen. Auf alle Fälle ist es ratsam, das Gespräch mit den Schwestern zu kürzen und durch die architektonische Anlage des Platzes womöglich einen Raum zu schaffen, wo dieses Gespräch, etwa geschützt durch einen Mauervorsprung oder dergleichen, den Augen des neugierigen Volkes einigermaßen entzogen werden kann. Bei der Schlußszene des Aktes ist vor allem darauf zu achten, daß dem Verhalten des Volkes, seiner wachsenden Erregung und seiner Flucht bei den drei Donnerschlägen die notwendige Steigerung gegeben wird.

Schon in der Jungfrau von Orleans und weit mehr noch in den großen Massenszenen des Wilhelm Tell tritt in der heutigen Regie das Bestreben zu Tage, in der an sich gewiß gerechtfertigten Belebung der Massen des Guten zuviel zu tun. Was früher in dieser Beziehung vielleicht zu wenig geschehen ist, wird heute, dank dem Einfluß einer verkehrten Meiningerei, vielfach bis zur unsinnigen Übertreibung gesteigert. Der realistische Zug der heutigen Bühnenkunst und das Bestreben, der Komparserie jeweils ihre entsprechende Bedeutung im Bühnenbilde zu geben, stellen das Verlangen,

daß das Volk unablässig in deutlich erkennbarer Weise an den Vorgängen des Dramas teilnehme und diese Teilnahme in unzweideutiger Weise an den Tage lege. Geschieht dies bloß in mimischer Weise, so mag es hingehen, solange das Spiel des Volkes den Gesetzen der Natürlichkeit und denen des guten Geschmacks entspricht. Unerträglich aber wird die Belebung des Volkes, wenn sie sich, einer Modetorheit der modernen Regie gehorchend, in fortwährenden lauten Zwischenrufen oder Zwischenbemerkungen äußert, für die der Text der Dichtung keinen Anhalt bietet. Man kann es erleben, daß Johannas Ansprache an den englischen Herold zum Schluß des ersten Aktes, daß Stauffachers große Reden in der Rütliszene und zahlreiche Teile der Apfelschußszene durch fortwährende Zwischenrufe und Interjektionen des Volkes unterbrochen werden. Das einstimmige „Ha!", das bei den Meiningern nach Tells Worten „Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch", den Zusammenhang der Verse durchschneidend, aus dem Munde des gesamten Volkes erklang, hat auf unseren Bühnen eine wahrhaft vorbildliche Bedeutung gewonnen. Die Aufführungen der Massenszenen in unseren Klassikern wimmeln wahrhaft von allen möglichen „Ahs!" und „Ohs!" und anderen Interjektionen, womit das Volk seine Teilnahme an den Vorgängen zu bezeugen pflegt.

Die Stillosigkeit solcher Zwischenrufe, die in ihrer marionettenhaften Einstimmigkeit überdies höchst unnatürlich wirken, ist doppelt schlimm bei Schiller, wo die wundervolle Rhythmik der Sprache durch die störenden und aufdringlichen Interjektionen der Masse unaufhörlich in Fetzen zerrissen wird. Im Gegensatze zu dieser Barbarei müßte im allgemeinen der Grundsatz gelten, alle lauten Kundgebungen des Volkes, wo solche nicht ausdrücklich vom Dichter vorgeschrieben sind, zu vermeiden und die Teilnahme der Masse, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, auf ein charakteristisches stummes Spiel zu beschränken.

Das abgeschmackte Mätzchen, daß die Landleute beim letzten Teil des Rütlischwurs

> Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
> Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen

die erste Zeile knieend in sentimentalem Tone sprechen und die zweite Zeile, indem sie wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe springen, leidenschaftlich hervorstoßen, sollte endlich von den Theatern verschwinden. Sämtliche Verse des Rütlischwurs müssen, wenn nicht der Eindruck des Einstudierten und Marionettenhaften entstehen soll, in gleichmäßigem Tone, einfach und stark, in heiliger Begeisterung, ohne jede künstliche Nüancierung im einzelnen, gesprochen werden. In der Zwischenszene zwischen Rudenz und Geßler vor dem Apfelschuß darf die wohlerwogene Absicht des Dichters, der die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers von Tell ablenken möchte, nicht dadurch vereitelt werden, daß Tell sichtbar und ungedeckt durch die Landleute seine Vorbereitungen zu dem Schusse trifft.

Eine der schwersten Aufgaben hat der Dichter in seinem unvollendet hinterlassenen Werke, in der Reichstagsszene des Demetrius, an die Bühnen gestellt. Eine klare und wirkungsvolle Steigerung dieser gewaltigen Szene gehört zu den heikelsten, aber auch zu den dankbarsten Aufgaben, die der Kunst der Massenregie gestellt werden können. Der Tumult, zu dem sich der Schluß der Szene erhebt, verlangt hier in der Tat ein außergewöhnliches Lärmen, das freilich derart geordnet und verteilt werden muß, daß die Einzelreden, vor allem Saphieas monumentale Worte, nicht darüber verloren gehen. Bringt man das Demetriusfragment zur Aufführung, so müßte mit dieser Szene, dem allgemeinen Tumult um den bedrohten Saphiea, der Reichstag unbedingt geschlossen werden. Völlig richtig hat Laube erkannt, daß eine Steigerung des Aktes über diesen gewaltigen Höhepunkt hinaus unmöglich ist. Läßt man, wie es meistens geschieht, die nachfolgenden kleinen Szenen, die Schiller bei einer end-

gültigen Ausführung des Stückes sicher ganz anders geordnet und gruppiert hätte, auf den stürmischen Schluß des Reichstags folgen, so flaut die großartige Wirkung des Aktes völlig ab. Laube war deshalb vom Standpunkt des praktischen Dramaturgen völlig im Recht, wenn er das Wichtigste aus diesen nachfolgenden Szenen vorwegnahm und den Reichstag als Einleitung vorangehen ließ, diesen selbst aber mit seinem Höhepunkte, seiner tumultuarischen Auflösung, schließen ließ. Auch bei einer bloßen Vorführung des Fragmentes — der einzigen Art, wie Demetrius von Zeit zu Zeit für die Bühne verwendet werden sollte — wäre eine Anordnung der Szene nach dem Laubeschen Vorbilde zu wählen.

Eine Sonderstellung unter Schillers sämtlichen Dramen — deshalb sei sie entgegen der chronologischen Folge an letzter Stelle berührt — nimmt die Braut von Messina ein. Nur Schillers adlige Kunst durfte ein Experiment wagen wie die Einführung des Chores, aber auch seine Kunst vermochte nicht über das Gewagte eines solchen Versuches hinwegzutäuschen. Der Chor dieses Werkes ist und bleibt eine unselige Zwitterschöpfung, ein Mittelding zwischen dem idealen, außerhalb der Handlung stehenden Chor der Antike, dessen „kühne lyrische Freiheit auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht", und dem realen kriegerischen Gefolge der beiden feindlichen Brüder, das sich ungeachtet der hohen Weisheitslehren, die seinem Munde entströmen, mit allen Mitteln der realen Wirklichkeit bekämpft und befehdet. Die Behandlung des Chores auf der Bühne stellt dieser bei der Zwiespältigkeit seines Charakters ein Problem, dessen vollkommen befriedigende Lösung beinahe außerhalb des Reiches der Möglichkeit liegt. Es bleibt ein ungelöster Rest, von welcher Seite man die Aufgabe auch anfassen mag. Der Kompromiß, der notwendigerweise geschlossen werden muß, neigt entweder mehr der realen oder mehr der idealen Seite zu. Schiller selbst

dachte daran, die Rezitation der Chorreden durch Instrumente begleiten zu lassen; Zelter wollte die beiden Halbchöre zu beiden Seiten der Bühne auf erhöhtem Podium aufstellen und die Rhythmik ihrer Reden durch begleitende Paukenschläge unterstützen. Entsprechend dem realistischen Zuge der heutigen Kunst hat heute im allgemeinen die realistische Behandlung des Chores das Übergewicht. Das Gebaren des Chores, seine verschiedenartige Kostümierung, seine Haltung und seine Bewegung, sein Vortrag erinnert nur in sehr wenigen Zügen an die feierliche Würde des antiken Chors, der dem Dichter doch als Vorbild vorschwebte. Schon Dingelstedt ging mehrere Jahrzehnte, bevor der moderne Naturalismus sein Banner auf den deutschen Bühnen entfaltet hatte, in der realistischen Behandlung der Chöre so weit, daß er diese „in zwei wilden wirren Haufen, nach Möglichkeit zahlreich, staubbedeckt, kampfgerüstet, die Schwerter zum Teil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnlein flatternd über jeder Schar" in der Halle erscheinen ließ. Die Chöre blieben während des ganzen ersten Aktes in äußerlicher Bewegung, sie gingen ab und zu, sonderten sich in einzelne Gruppen, lagerten sich auf den Stufen der Treppe und wurden sogar von Sklaven mit Speise und Trank gelabt.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ein solcher Naturalismus in der Behandlung der Chöre den gröbsten Verstoß bedeutet, der gegen den Stil des Werkes begangen werden kann. Der Chor in seiner symbolischen Vertretung der idealen Gesamtheit kann auf der Bühne weder essen noch trinken. Sein realistisches Gebaren steht in einem geradezu komisch wirkenden Gegensatz zu dem hohen idealen Schwunge seiner Betrachtungen. Schon daß sich der Chor Don Manuels während der Schlußszene des ersten Aktes behaglich auf den Stufen der Halle lagert, ist zu viel und mit dem Stile des Gedichtes nicht wohl vereinbar. Die gemessene, tiefernste und feierliche Würde, die das charakteristische Zeichen

des ganzen Werkes ist, muß auch in Haltung und Bewegung des Chores auf Schritt und Tritt zum Ausdruck kommen. Alle Stellungen und Gruppierungen der Chöre, die sich natürlich ebensowenig in das andere Extrem, eine steife Symmetrie, zu verirren brauchen — die Vorschrift, daß sie sich „in eine Reihe stellen", ist nicht zu beachten —, müssen eine gewisse plastische Schönheit atmen. Die klassische Ruhe und Gemessenheit in Haltung und Vortrag darf auch in den Momenten leidenschaftlicher Erregung, so in der Streitszene im Garten und bei der Totenklage um Don Manuel, nicht ganz verloren gehen. Um den symbolischen Charakter des Chores im Gegensatze zu seiner realen Betätigung bei den Vorgängen des Dramas hervorzuheben, würde ich getrost einen Schritt weiter gehen und den beiden Halbchören, entgegen der meist bestehenden Bühnenübung, einheitliche Gewandung geben.

Auch die Vorschrift des Textes: „beide sind durch Farbe und Abzeichen verschieden" scheint auf eine solche Absicht des Dichters zu deuten. Sind die einzelnen Ritter in Tracht und Farbe voneinander unterschieden, so erhält das Ganze durch diese Individualisierung einen realistischen Zug, der mit dem Stile des Werkes nicht zu vereinen ist. Um den symbolischen Charakter des ganzen Chores zur Anschauung zu bringen, dürfte es ratsam sein, beide Halbchöre in einer möglichst einfachen, stark stilisierten Behandlung der normännischen Rittertracht in dieselbe Grundfarbe zu kleiden, die nur durch eine leise Abtönung, bei den älteren Rittern durch einen dunkleren, bei den jüngeren durch einen helleren Ton, unterschieden ist.

Entsprechend der äußeren Erscheinung und der Haltung des Chores sind auch dem Vortrag alle ungehörigen realistischen Elemente fernzuhalten. Auch über den erregten Momenten muß die Weihe einer über der Erde schwebenden Abgeklärtheit lagern. Selbst in dem letzten Teil der Totenklage „Wehe, wehe dem Mörder, wehe", wo der Sprecher

des Cajetan sich vielfach mit dem ganzen Kraftaufwand des Organes in die leidenschaftliche Erregung hineinarbeitet, müssen die gedämpften Töne einer sich selbst beherrschenden Bewegung durchweg vorwalten. Über die entsetzliche, auf Schritt und Tritt zu bekämpfende Liebhaberei unserer Schauspieler, zuviel zu unterstreichen und namentlich die Adjektiva und Adverbia immerwährend zu betonen — eine Gewohnheit, durch die namentlich der eigentümliche Charakter der breit und groß dahinwogenden Schillerschen Diktion von Grund aus vernichtet wird — hat schon Bulthaupt in seinen Darlegungen über die Braut von Messina so Vortreffliches gesagt, daß hier nur in Kürze darauf verwiesen zu werden braucht.

Auch über den verkehrten Brauch unserer Bühnen, das Unisonosprechen des Chores über die vom Dichter hierfür bestimmten Stellen auszudehnen, statt es womöglich einzuschränken, hat Bulthaupt das einzig Richtige gesagt: „Die schönen Worte längerer Verskomplexe, die wir von dem einzelnen sicher und gut gehört, von allen unsicher und automatenhaft wiederholen zu hören, kann doch immer nur ein zweifelhafter Genuß sein.“ Gegen diese an sich so natürliche Forderung wird auf den Theatern leider noch immer gefehlt.

Selbst bei den letzten Worten Cajetans wird durch eine ebenso unnötige wie störende Wiederholung der letzten Zeile „Der Übel größtes aber ist die Schuld“ durch den gesamten Chor der ganze majestätische Schlußeindruck des Werkes häufig gefährdet.

Daß eine der idealen Forderung einigermaßen genügende Wiedergabe der Chöre nur dann zu ermöglichen ist, wenn eine Zahl von Proben zur Verfügung steht, wie sie dem Regisseur in dem Durchschnittsbetrieb eines auf ein wechselndes Repertoire gestellten Theaters nur in den seltensten Fällen bewilligt werden kann, darf leider nicht verkannt werden.

Die Braut von Messina nimmt dank ihrem experimentalen Charakter eine Ausnahmestellung unter Schillers Dramen ein. Sie stellt der heutigen Bühne unter dem vielen Schweren, was Schiller ihr bietet, die unleugbar schwerste Aufgabe.

Man sollte sich nur dann an ihre Aufführung wagen, wenn die Vorbedingungen für eine künstlerisch würdige und stilvolle Wiedergabe bis zu einem gewissen Maße wenigstens vorhanden sind.

Zur Darstellung der Titelrolle in der „Jungfrau von Orleans“.

Von

Rudolf Krauß.

Nicht umsonst hat Schiller seine „Jungfrau von Orleans“ als eine romantische Tragödie bezeichnet. In ihr herrscht das märchenhafte Wunder, gegen das kein nüchterner Verstand mit rationalistischen Erklärungen aufkommen kann. Wer die Geheimnisse einer in stummem Gebet versunkenen Seele durchschaut, an meilenweit entfernt liegenden Orten geschehene Dinge erkennt, zentnerschwere Ketten zerreißt, in dem müssen überirdische Kräfte walten. Nichts anderes wollte auch der Dichter selbst mit den Worten sagen: „Die Motive sind alle poetisch und größtenteils von der naiven Gattung“ (24. Dez. 1800 an Goethe). Aber schließlich ist das größte Wunder nicht das Hinausspringen über die Grenzen der Natur in einzelnen Fällen, vielmehr die Gesamterscheinung der Heldin. In einem schlichten Hirtenmädchen hat Schiller den Geist der Zeit zu gesammelter Kraft verdichtet, ist die erhabene Idee der allmächtigen Vaterlandsliebe lebendig geworden: ein unschuldiges Naturkind greift bestimmend in den Weltenlauf ein und entscheidet über die Geschicke ganzer Völker. Dieses unerhörte Wirken einer jenseits der menschlichen Erkenntnis gelegenen Gewalt ist so verblüffend, daß es auf die äußeren Mittel, die dabei zur Anwendung gelangen, gar nicht mehr ankommt. Insbesondere könnte das für unseren Verstand ohnehin Unfaßbare dadurch nicht noch unfaßbarer gemacht werden, daß

Johanna etwa ohne Waffen (wie die historische Pucelle getan zu haben scheint) in ihrer Hirtentracht dem Heere voranzöge und in den Schlachten, statt mit dem gezückten Schwerte, durch die bloße Majestät ihres Blickes siegte. Ein epischer Dichter, der für breite Motivierung Raum hat, vermöchte damit auch ganz gut auszukommen. Aber für die Szene läßt sich ein derart äußerlich eindrucksloses Auftreten der Heldin nicht verwerten. Hier, wo alles an den Augen der Zuschauer rasch in greifbarer Erscheinung vorüberzieht, würde man sich damit einer komischen Wirkung aussetzen. Johanna muß im Drama die für jedermann sofort sichtbare und erkennbare Schlachtengöttin und Führerin der französischen Heere sein und auch körperlich den Kampf mit den Feinden ihres Vaterlandes aufnehmen. Der Dramatiker ist genötigt, sie den frommen Stab mit dem Schwerte vertauschen zu lassen und zur unerbittlichen Kriegsgöttin zu machen, die nach der grausamen Wiedervergeltungstheorie alle Engländer, die ihr in den Weg kommen, opfert, weil an den Händen aller französisches Blut klebt.

Dadurch ist indessen ein unleugbarer innerer Zwiespalt in die Dichtung hineingetragen worden. Die Jungfrau ist reines Werkzeug in den Händen der göttlichen Vorsehung, und doch tritt sie zugleich als selbständige Schlachtenlenkerin auf. Die stärksten Bedenken hat mit Recht die Montgomery-Szene erregt, weil sich hier Johannas Strenge bis zur abstoßenden Unbarmherzigkeit steigert. Es bleibt das einfache Mittel, die Episode zu streichen, die sich scheinbar aus dem Gefüge der Handlung herausnehmen läßt, ohne eine Lücke zu hinterlassen. So ist es schon mit des Dichters Zustimmung bei den Berliner Erstaufführungen geschehen. Aber wenn der Auftritt auch mehr kunstvoll erdacht als lebendig gefühlt ist, so nimmt er doch im inneren Organismus des Dramas eine so bedeutsame Stelle ein, daß sein Weglassen heute von uns mit Recht als Barbarei empfunden wird. Denn wie vermöchten die Zuschauer zu begreifen, daß der

Jungfrau die Verschonung Lionels als Schuld angerechnet wird, sofern sie nicht vorher Zeugen ihrer Unempfindlichkeit gegen Montgomerys rührende Klagen gewesen sind?

Jener Zwiespalt bleibt also unter allen Umständen bestehen. Darüber nach Möglichkeit hinwegzutäuschen, ist die keineswegs leichte Aufgabe der Darstellerin der Titelrolle. Zunächst erhebt sich die Frage, wie die Jungfrau am glaubwürdigsten in äußere Erscheinung tritt. Wenn wir bei den Worten des Dichters selbst Rat suchen, erhalten wir darauf keine ganz klare Antwort. Seine Heldin wirkt verschieden, je nachdem sie in Waffenrüstung einherschreitet oder den Panzer abgelegt hat, von Kampfgetöse umtobt ist oder Geschäfte des Friedens betreibt.

„Ich sehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume Deines Leibes“

sagt der Vater zu ihr im Prolog. Und gleich darauf meint Raimond, sie stehe „in Mitte ihrer Herde, ragend mit edelm Leibe“. Später betont Thibaut nochmals, Gott habe ihren Leib mit reicher Schönheit geschmückt. Das alles deutet nicht bloß auf glückliche Gesichtsbildung, sondern erweckt auch die Vorstellung eines ebenmäßigen Wuchses und normalen Körperbaus. Daß sie sich selbst eine zarte Magd nennt, bezieht sich — wie umgekehrt Raimonds Bezeichnung „löwenherzige Jungfrau“ — auf das Innere, nicht auf das Äußere. Als sie sich zum ersten Male im Gefechte zeigte, war sie nach Raouls Bericht

„Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn.“

Auch Montgomery erscheint sie aus der Ferne als eine Schreckliche, die sich, wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht, aus Brandes Flammen hervorhebt. Aber bald gewahrt er, daß ihr Blick sanft, daß sie in der Nähe nicht schrecklich anzuschauen ist, und sein Herz zieht ihn zu der lieblichen Gestalt.

„Wie schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umstrahlt mit Anmut sie der Friede!"

sagt Burgund (III, 4) von ihr. Das Köhlerweib im 5. Akt spricht von einer „zarten Jungfrau unter Waffen". Und die auf den Tod Verwundete liegt nach Burgunds Ausspruch „schmerzlos und ruhig wie ein schlafend Kind" da.

So viel ist unbestreitbar: Johannas körperliche Erscheinung muß in der Rüstung die Illusion des Furchtbaren erwecken können. Dazu gehört unter allen Umständen ein gewisses körperliches Normalmaß; nur in ganz beschränktem Grade kann dabei der Natur durch künstliche Mittel, wie hohe Absätze (die überdies als Stilwidrigkeit unangenehm auffallen), nachgeholfen werden. Schiller hatte für die Berliner Erstaufführung die Rolle Friederike Unzelmann zugedacht, und er schrieb am 2. September 1801 darüber an Iffland: „Nach allem, was ich von Mad. Unzelmann höre, muß ich wünschen, daß ihr die Rolle der Johanna zufallen möge. Die kleine Figur, welche die größte Einwendung dagegen scheint, hat bei der Johanna, so wie ich sie in dem Stücke genannt habe, nicht soviel zu bedeuten, weil sie nicht durch körperliche Stärke, sondern durch übernatürliche Mittel im Kampf überwindet. Sie könnte also, was dieses betrifft, ein Kind sein, wie der Oberon, und doch ein furchtbares Wesen bleiben." Das war rein theoretisch gesprochen. Sobald Schiller einmal zur Versinnbildlichung der in seiner Heldin waltenden wunderbaren Kräfte Panzer und Schwert gewählt und sie zur persönlich Mitstreitenden und Mittötenden in der männermordenden Feldschlacht geweiht hatte, konnte es ihm auch nicht gleichgültig sein, ob durch ihr Auftreten diese Illusion aufrecht erhalten werde oder nicht. Nur war ihm immer noch wichtiger, daß das seelische Element zu deutlichem Ausdruck gelange. Und hierfür schien ihm die Unzelmann bessere Bürgschaft zu bieten als irgend eine sonst für Berlin in Betracht kommende Vertreterin der Rolle. Überdies wußte man im Zeitalter des Dichters noch nichts

von dem heute wuchernden Unfug kostümgetreuer Inszenierung um jeden Preis. Damals konnte Johanna noch eine ihrem Wuchs angepaßte leichte Phantasierüstung anlegen, während heutzutage die Retterin Frankreichs auf Kosten der Schönheit und Bewegungsfreiheit bis zum Kinn in einem überschweren Panzer stecken und unter der Last eines Helmes seufzen muß, dessen Gewicht ihre geistige Frische wesentlich herabmindert. Aber was läßt sich dagegen machen? So hat man sich nun eben in jener Epoche gewappnet! Daß die „Jungfrau von Orleans“ ein romantisches Märchendrama ist, bei dem auf das historische Detail nicht allzuviel ankommt, übersieht man, und man übersieht zugleich, daß die wirkliche Jeanne überhaupt nicht in der Rüstung einhergeschritten ist. Dichter und darstellende Künstler müssen sich dem fanatischen Realismus der modernen Regiekunst unterordnen. Also verunstaltet, wirkt natürlich eine Miniatur-Johanna doppelt und dreifach komisch.

Eine Darstellerin der Jungfrau, die in jeder Hinsicht dem Ideal entsprechen soll, muß eine hohe Figur, schlanken Wuchs, ebenmäßige Glieder ihr eigen nennen — diese Auffassung haben sich auch alle Künstler, die sie im Bilde zeigen, zu eigen gemacht. Vor allem aber muß auf ihrer Gestalt noch der Duft der Jugend ruhen. Eher Dürftigkeit der Körperformen als eine Spur von Üppigkeit! Nichts steht ihr übler an als frauliche Reife und Fülle. Daß die Erfüllung ihrer Mission an ihre Jungfräulichkeit geknüpft ist, hat schon die mädchenhafte Erscheinung zum Ausdruck zu bringen. Ihre Gesichtszüge müssen befähigt sein, das Kindliche des Hirtenmädchens und das Begeisterte der Prophetin gleich überzeugend wiederzugeben.

Diese Forderungen können eigentlich nur durch eine jugendliche Schauspielerin voll befriedigt werden. Mit glücklichen Naturgaben scheint sich auch einer der frühesten Berliner Kritiker für die Rolle begnügen zu wollen, der den Satz aufstellt: „Die Begeisterung, die Entzückung hat in dem

höchsten Grade keinen mimischen Ausdruck, und es läßt sich daher behaupten, daß die Johanna umso vollkommener und größer dargestellt werde, je weniger sie überhaupt dargestellt zu werden scheint" (Annalen der neuen Nationalschaubühne zu Berlin und der gesamten deutschen dramatischen Literatur und Kunst vom 29. Mai 1802). Immerhin bleibt die Besetzung der Johanna mit einer talentvollen Anfängerin ein Experiment, das nur in den seltensten Fällen gelingen dürfte. Denn die geistige Beherrschung der Rolle setzt ein nicht unbeträchtliches Maß von künstlerischer Reife und Erfahrenheit voraus, ganz abgesehen davon, daß die sprachtechnische Meisterschaft, die erforderlich ist, um den rhetorischen Teil der Aufgabe vollkommen zu lösen, kaum jemand ohne jahrelange Bemühungen in den Schoß fällt.

Wir müssen uns daher, wie überhaupt in der Theaterpraxis, eine Verkürzung unserer idealen Ansprüche gefallen lassen und dürfen uns die Illusion nicht dadurch stören, daß wir der Welt des schönen Scheins mit gar zu scharfen Vergrößerungsgläsern auf den Leib rücken. Wir müssen uns in der Regel schon mit einer Vertreterin der Johanna zufrieden geben, die in der äußeren Erscheinung ein Stück, wenn nur nicht allzu auffällig, hinter unserem Idealbilde zurückbleibt, um uns durch diese Nachsicht das Recht zu erkaufen, wenigstens an der Forderung vollkommener geistigen Reife für die Rolle desto entschiedener festhalten zu können. Ja wir sind damit noch nicht einmal an der Grenze unserer Nachgiebigkeit angelangt. Jene Verschmelzung der auf das Konto der Dichtung zu setzenden Widersprüche zwischen dem von göttlicher Macht vorwärts getriebenen Hirtenmädchen und der nach dem Blute der Engländer lechzenden Schlachtenjungfrau, die als Hauptaufgabe der höchsten Darstellungskunst zu betrachten ist, wird nur den wenigsten Darstellerinnen wirklich gelingen. Die meisten entscheiden sich vielmehr — je nach ihrer natürlichen Veranlagung oder dem von ihnen gespielten Rollenfach — von vornherein für nachdrück-

liche Betonung der einen oder anderen Seite der Rolle und vergröbern so willkürlich den vom Dichter unwillkürlich geschaffenen Gegensatz.

Von Anfang an laufen die zwei grundverschiedenen Auffassungen in der Bühnentradition nebeneinander her. Soweit ersichtlich, kam der Zwiespalt zum ersten Male bei der Besetzungsfrage für die Berliner Erstaufführung zu deutlichem Ausdruck. Schiller hatte die zierliche Unzelmann für die Rolle ausersehen, Iffland vertraute sie trotzdem der Madame Henriette Meyer (später Madame Hendel) an. Schiller, der das Berliner Personal gar nicht kannte, wollte nicht auf seinem Willen beharren, und er bemerkte gegen Frau Unzelmann selbst im Schreiben vom 17. November 1801 zurückhaltend: „Ja wohl bedaure ich sehr, daß Sie meiner jungfräulichen Heldin Ihre Kunst nicht leihen sollen, sie in die Welt auf eine würdige Art einzuführen. Indessen kommt mir, solang ich kein Augenzeuge bin, über die Besetzung meines Stücks in Berlin kein Urteil zu, und die Götter mögen das Stück beschützen." Madame Meyer, eine hochgewachsene Dame mit der Vortragsweise und den Gebärden der Heroine, ganz „irdisches Weib", muß allerdings innerhalb ihrer Sphäre Hervorragendes geleistet haben, und sie fand den einmütigen warmen Beifall der Berliner Kritik[1]. Die Unzelmann zeigte sich auf ihren Gastspielreisen als Johanna, und da auch Frau Meyer auf auswärtigen Bühnen diese Paraderolle gerne vorführte, so hatte das deutsche Publikum allerwärts Gelegenheit, durch Vermittlung der beiden Berliner Theatersterne die verschiedenen Darstellungsmöglichkeiten kennen zu lernen. Wenn auch die Theaterkritik jener Tage sich nicht sehr eingehend mit den Leistungen von Mimen, selbst von berühmten, beschäftigt und die Leser meist mit ein paar mehr oder weniger allgemein gehaltenen Bemerkungen abgespeist hat, so können wir uns doch auch

---

[1]) S. dagegen unten S. 347 ff.

von der Auffassung der übrigen ersten Darstellerinnen der Johanna eine annähernde Vorstellung machen. Mad. Hartwig, die überhaupt als erste bei der Leipziger Uraufführung die Rolle spielte, soll nach dem „Journal des Luxus und der Moden" (Oktober 1801 S. 555) ihr in höherem Maße als allen sonstigen Rollen Genüge geleistet haben. Schiller selbst war, wie wir noch sehen werden, von ihrer Kunst weniger erbaut. Der ihr günstigen Überlieferung nach soll sie einen besonders innigen Ton angeschlagen haben, und auch der Umstand, daß sie sonst weichere Charaktere, wie die Thekla in „Wallenstein" und die Maria Stuart, verkörperte, läßt darauf schließen, daß sie dem schwärmerisch-frommen Hirtenmädchen zu nachdrücklicher Geltung verhalf. Wenn es von Mad. Herzfeld, der ersten Hamburger Darstellerin der Jungfrau, heißt: „Sie gefiel durch Würde und Anstand, bezauberte unter den Nicken des gewaltigen Helmbusches alle ihre Krieger und zerriß die Ketten vortrefflich" („Journal des Luxus und der Moden" vom März 1802 S. 150 f.), so lassen diese Redewendungen vermuten, daß sie umgekehrt mehr die Schlachtenjungfrau betont hat.

Beide Richtungen haben Schule gemacht und sind fast bis auf den heutigen Tag gleichberechtigt geblieben. Sehr bezeichnend ist, daß wir mitunter angesehenen Künstlerinnen begegnen, die bei ihren Gastspielen hintereinander die Jungfrau von Orleans und das Kätchen von Heilbronn vorgeführt haben — zwei Charaktere, die übrigens mehr innere Verwandtschaft haben, als es bei der ersten Betrachtung den Anschein hat. Auf der anderen Seite sehen wir die Darstellerinnen der Johanna gleichzeitig Brunhild und Medea spielen. Fast an jeder Bühne erneut sich zwischen Heroine und tragischer Liebhaberin der Kampf um die begehrte Rolle. Häufig genug hängt die Entscheidung von Zufälligkeiten ab. Bei kleinen Theatern fällt die Partie schon darum vorzugsweise der Heroine zu, weil die Liebhaberin für die Agnes

Sorel benötigt wird, während sich die Vertreterin der Mutterrollen mit der Königin Isabeau abzufinden hat.

Auf die Frage, wer auf die Rolle den ersten Anspruch erheben darf, Heldin oder Liebhaberin, läßt sich keine unter allen Umständen bindende Antwort erteilen. Im allgemeinen wird sich das Zünglein der Wage eher zu Gunsten der letzteren neigen. Denn sicherlich ist das Schlimmste eine rein walkürenhafte Johanna, unter deren wuchtigen Schritten die höheren künstlerischen Absichten des Dichters rettungslos zu Tode getrampelt werden müssen. Im übrigen kommt es auf die Individualität der betreffenden Schauspielerin an. Nur die seltenen Künstlerinnen werden die beiden auseinanderstrebenden Seiten des Charakters zu verschmelzen wissen und Vollkommenes leisten, welche sich von jeder Bühnenkonvenienz und damit auch von einem bestimmten Rollenfach emanzipieren. Schon Schiller selbst machte nach dieser Richtung in Weimar einen glücklich verlaufenen Versuch. Dort verzögerte sich die Einstudierung des Dramas, weil die erste Tragödin, Karoline Jagemann, die hauptsächlich zur Verkörperung der Titelrolle berufen schien, „der Theaterkonvenienzen wegen“ keine neue Rolle mehr spielen sollte, und weil insbesondere der Herzog „die Gesellschafterin seiner Erholungsstunden“ nicht mit Panzer und Schwert auftreten sehen mochte. Schließlich vertraute Schiller die Aufgabe einer Schauspielern (Mad. Miller-Malcolmi) an, „welche sonst nicht im Besitz der großen Rollen ist, hier aber durch ein glückliches Zusammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leisten“ (Schiller den 12. Mai 1803 an G. Körner). Es ist ein unleugbares Verdienst der modernen Schauspielkunst, daß sie von der früher beliebten scharfen Trennung der Rollenfächer nichts mehr wissen will. Von den Fortschritten, die dadurch die echte Menschendarstellung auf den Brettern macht, zieht namentlich auch Schillers Jungfrau Nutzen, und die Vertreterinnen der Rolle, die sich auf e i n e Seite verlegen, werden nachgerade doch seltener.

Die zwei verschiedenartigen Auffassungen der Rolle bedingen auch eine verschiedene Lösung der deklamatorischen Aufgabe. Die Heroine wird von vornherein eher zu einem pathetischen Ton geneigt sein, während die zartere Darstellerin sich auch eines zarteren sprachlichen Ausdrucks bedienen wird. Der Gipfel der rein deklamatorischen Richtung ward damit erreicht, daß man bei der ersten Aufführung der Tragödie in französischer Sprache, die Ende 1808 in Straßburg stattfand und wobei „Schillers Geist völlig entflohen" war, die Titelpartie in die Hände einer Sängerin legte (Morgenblatt für gebildete Stände 1809 Nr. 3 S. 11 f.). Wie großen Wert der Dichter selbst auf die nachdrückliche Betonung des seelischen Elements legen mochte, wollte er doch rhetorischen Schwung keineswegs missen. Am 23. September 1801 schrieb er an G. Körner über die Darstellung der Maria Stuart durch Mad. Unzelmann: „Die Unzelmann spielt diese Rolle mit Zartheit und großem Verstand; ihre Deklamation ist schön und sinnvoll, aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Stil wünschen. Das Vorurteil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr, ihr Vortrag nähert sich dem Konversationston, und alles wurde mir zu wirklich in ihrem Mund: das ist Ifflands Schule, und es mag in Berlin allgemeiner Ton sein. Da, wo die Natur grazios und edel ist, wie bei Mad. Unzelmann, mag man sich's gerne gefallen lassen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausstehlich sein, wie wir schon in Leipzig bei der Vorstellung der ‚Jungfrau von Orleans' gesehen haben."

Es ist klar: Schillers gehobener Jambenstil, der nun einmal eine poetische Fiktion ist und bleibt, setzt auch von seiten der darstellenden Künstler die entsprechende Stilisierung voraus. Am allerwenigsten ziemt der aus himmlischen Regionen herniedergestiegenen, begeisterten Seherin Johanna die nüchterne Alltagssprache. Freiherr Alfred v. Berger, der geistreiche Hamburger Dramaturg, dürfte sich mit seiner vor

zwei Jahren vorgetragenen Ansicht, daß sich Schiller bei einer mehr natur- und sinngemäßen Sprechweise der Schauspieler wunderbar verjüngen und erneuen müsse, arg im Irrtum befinden. Mit dem Selbstverständlichen läßt sich der Kunst Schillers, an der so gar nichts Selbstverständliches ist, nicht Genüge leisten, ganz von dem märchenhaft-mystischen Element in der Jungfrau zu schweigen. Aber auch in seinen übrigen Dramen, in denen den äußeren Vorgängen vollkommener Wirklichkeitswert zukommt, drücken die Personen ihre Empfindungen und Gedanken in einer Kunstsprache aus, wie Menschen sie niemals geredet haben. Jeder große Künstler schafft sich eben einen charakteristischen Stil, der wechselseitig von der allgemeinen Manier seiner Epoche beeinflußt wird und sie beeinflußt. Ein solcher Stil läßt sich nicht verjüngen. Vermag er in seinem natürlichen Zustand keine lebendigen Wirkungen mehr hervorzubringen, so muß man ihn eben über Bord werfen samt dem Künstler, der ihn zu Ehren gebracht hat. Wir lassen uns doch auch nicht einfallen, den pastosen Stil Wagners etwa auf die älteren Komponisten Italiens übertragen zu wollen. Sobald uns der Koloratursingsang eines Donizetti nicht mehr behagt, lassen wir seine Opern einfach unaufgeführt. Ebenso müssen wir auf Schiller verzichten, wenn wir einmal so modern geworden sind, daß wir uns mit der für ihn naturgemäßen Darstellungsweise nicht mehr befreunden können. Aber damit hat es zum Glück noch gute Wege. Als der deutsche Naturalismus auf seinem Höhepunkt stand, unternahm in Berlin Otto Brahm den Versuch, „Kabale und Liebe" im unverfälscht naturalistischen Stil spielen zu lassen, und er machte damit die übelsten Erfahrungen, obgleich doch gerade dieses Trauerspiel dem Naturalismus ungleich weiter entgegenkommt als irgend ein anderes Stück Schillers. Aber die mit Bewußtsein ins rein Poetische gesteigerte Sprechweise der Personen trennt auch „Kabale und Liebe" scharf von den ähnliche Stoffe behandelnden modernen Dramen mit ihrer möglichst getreuen Nach-

bildung der Alltagssprache. Das hat der Berliner Theaterdirektor Max Reinhardt, den man doch gewiß nicht unmodern schelten darf, eingesehen, und er hat deshalb, als er vor zwei Jahren dasselbe Jugenddrama Schillers neu einübte, dem Schillerschen Pathos und Redeschwung das Recht nicht verkümmert. Und so muß es auch in Zukunft bleiben. Wir fordern ja umgekehrt auch nicht, daß die auf psychologische Detailmalerei gerichtete dramatische Gegenwartskunst dem rhetorischen Stil der Klassiker in der Darstellung angepaßt und so in eine ihr nicht geziemende Sphäre entrückt werde.

Es ist allerdings für Bühnenkünstler eine herbe Zumutung, sich verschiedene Stilarten anzueignen, und nur eine hervorragend begabte Minderzahl besitzt die Fähigkeit, klassischen und realistischen Stil auseinanderzuhalten und beiden gleichermaßen gerecht zu werden, wie ja auch nur ausnahmsweise gute Wagnersänger zugleich den Mozartstil tadellos beherrschen. Das zweckmäßigste ist, wenn man für die zweierlei Gattungen verschiedenes Personal zur Verfügung hat; wo sich dies nicht ermöglichen läßt, müssen wir eben mit minder Vollkommenen vorlieb nehmen.

Daß das rhetorische Feuer auch bei Schiller nicht in hohle Deklamation ausarten darf und die Innerlichkeit der Gebeweise die Hauptsache bleiben muß, versteht sich ganz von selbst. Es gilt, die richtige Mitte zwischen dem unverständlichen Gelispel und Gesäusel der durch die Schule des waschechten Naturalismus gegangenen Schauspieler und dem Gepolter und Getobe der mit vollem Aufgebot ihrer Lungenkraft arbeitenden Darsteller der alten Richtung zu treffen. Die noch immer auf zahlreichen deutschen Bühnen herrschende Schreimethode ist gewissermaßen als Notwehr der redenden Künstler gegen das Überhandnehmen einer anspruchsvollen und lärmenden mise-en-scène zu betrachten. Man begreift sehr wohl, wie es Ästhetiker gibt, die einer radikalen Vereinfachung des äußeren Bühnenrahmens für Schillers Dramen

das Wort reden. So ist Paul Marsop zu der Überzeugung gelangt, daß durch die vereinfachte Szene der Zwiespalt im Jungfrau-Charakter sich am leichtesten überbrücken lasse. Mehr noch als dem Spiele, meint er, müßte sie der Rede Johannas zu gute kommen. „Denn sie ermöglichte es weit besser, die gedämpfte, mystische Klangfarbe des Ausdrucks zu treffen, welche, schon im rein musikalischen Sinne genommen, jeden überhaupt noch für den Zauber des tönend beseelten Wortes Empfänglichen bestricken und im Reiche der Wunder festbannen muß" (Beil. zur Allg. Ztg. 1900 Nr. 114). Daran ist sehr viel Richtiges. Nur ist durch die Gewöhnung an Bühnenpomp die Illusionsfähigkeit des heutigen Publikums so stark herabgemindert, daß ihr nicht mehr allzuviel zugemutet werden darf. Es kann sich also lediglich darum handeln, zwischen einem die Teilnahme von der Dichtung selbst abziehenden Schaugepränge und der auf naivere Zuschauer berechneten primitiven Szene des Shakespeareschen Zeitalters eine annehmbare Mittellinie zu ziehen.

„Dieses Stück floß aus dem Herzen, und zu dem Herzen sollte es auch sprechen." So schrieb Schiller am 10. Februar 1802 seinem Verleger Georg Göschen über die „Jungfrau von Orleans". Schon im Brief an G. Körner vom 13. Juli 1800 hatte er erklärt, gegen die Hauptperson in seinem neuen Drama werden, was das Interesse betreffe, alle übrigen Personen in keine Betrachtung kommen. Durch wen also sollte von der Bühne herab die „edle Rührung", auf die es hier der Dichter hauptsächlich abgesehen hat, erweckt werden, wenn nicht durch Johanna selbst? Das sollte sich jede Darstellerin der Rolle gesagt sein lassen. Und keine Schauspielerin, mag sie sonst noch so glänzende Vorzüge besitzen, sollte sich an die Aufgabe wagen, wenn ihr eines fehlt: die Seele.

Schiller in Hohenheim.

Von
Johannes Proelß.

Wiederholt im Leben Schillers hat ein Besuch in der ländlichen Altersresidenz des Herzogs Karl Eugen von Württemberg auf der Filderhöhe bei Stuttgart denkwürdige Wirkungen ausgeübt, und zwischen den Eindrücken, die Schiller in zwei der wichtigsten Epochen seiner Entwicklung von Hohenheim mit fortnahm, hat das Geschick einen Zusammenhang gewoben, dem ein wahrhaft poetischer Reiz innewohnt. Dennoch haben die verschiedenen Biographen des Dichters, von denen ja mehrere, wie Weltrich, Brahm, Minor, Berger, mit dem Schlußband ihrer Werke noch ausstehen, diesen Beziehungen bisher wenig Beachtung geschenkt, in der „Geschichte der Hohen Carlsschule" von H. Wagner sind sie kaum erwähnt, und in den Darstellungen der Geschichte jenes Hofguts, das sich zwanzig Jahre nach des Herzogs Tode zu der jetzt weltbekannten landwirtschaftlichen Akademie zu entwickeln begann, findet sich der Name des Dichters fast nirgends. Von dem inneren Zusammenhang dessen, was Schiller im Sommer 1782 vor seiner Flucht und nach seiner Heimkehr im Frühling 1794 in Hohenheim erlebte, ist in E. Velys 1874 erschienenem, sonst recht ergiebigem Buch „Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim" nicht die Rede, und für die zusammenfassenden Kapitel über die Karlsschule und das Hohenheimer Schloß in dem noch im Erscheinen begriffenen Unternehmen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins „Karl Eugen, Herzog von Württemberg und seine

Zeit“ waren andere Gesichtspunkte maßgebend als das Interesse für Schiller. Doch bot sich mir auch hier, zumal in dem von Bertold Pfeiffer verfaßten Abschnitt über die Hohenheimer Schloßanlagen, manch dankenswerter Aufschluß. Besonders gilt dies aber von Julius Hartmanns so überaus anregendem Buch „Schillers Jugendfreunde“ (Stuttgart 1904, Cotta Nachf.). Veranlaßt aber wurde ich zu den Studien, aus denen sich auch meine im letzten Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins mitgeteilten Feststellungen über die Entstehung von Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch“ ergaben, durch eine Anregung topographischer Art.

Es war am Schillertag im Mai des Jahres 1905. Der König und die Königin von Württemberg, alle Vereine und Korporationen Stuttgarts, darunter auch wir Schriftsteller, hatten vor dem Denkmal an der Stiftskirche, das Thorwaldsen so ergreifend beseelt hat, dem großen Toten gehuldigt. Gar mancher Festteilnehmer ist damals, wie ich, zum Bopserwald hinaufgestiegen, an dessen Rand die Schillereiche daran erinnert, daß im Schatten dieses Waldes der Karlsakademist Schiller seinen Kameraden Friedrich v. Hoven, Kapf, Viktor Heideloff, Dannecker und Schlotterbeck die frischgedichteten Szenen der „Räuber“ an einem Sonntag im Mai in aller Heimlichkeit vorlas. Der Platz für diese Schillereiche ist so gewählt, daß sich von ihm aus eine herrliche Aussicht über Stuttgart mit seinen Schillerstätten, auf den Wald der Solitude hinter dem Hasenberg, auf den Asperg bei Ludwigsburg und jene Höhenzüge bietet, an deren Hängen Marbach und in der Ferne Lorch zu suchen sind. Von der aus Stuttgart unter dem Bopserwald und über den östlichen Rebenhängen nach dem Höhendorf Degerloch hinaufführenden prächtigen Promenadenstraße, der Neuen Weinsteige, zweigt oben nach Südosten das „Königssträßle“ ab, das durch den Degerlocher Wald und quer über das Ramsbachtal nach dem Dorf Birkach und dem benachbarten Hohenheim führt. Ein Fußweg läuft neben dem „Sträßle“

durch den Wald, und hier fand sich am 9. Mai des Jahres 1905 den Spaziergängern zur Überraschung, gegenüber der 1841 gepflanzten „Königseiche", eine mit Tannengrün geschmückte Ehrenpforte errichtet, die mit goldenen Buchstaben auf blauem Feld die Inschrift „Schillerweg" trug. Es war eine jener sinnig schlichten Huldigungen, wie auch kleinere Dorfgemeinden des Schwabenlandes an jenem Tage dem großen Landsmann Schiller so manche dargebracht haben. Der Verschönerungsverein der Birkacher Gemeinde, die ihre Kirche dem Herzog Karl verdankt, welcher hier seiner protestantischen Gemahlin Franziska eine Andachtsstätte bereitete, hatte den jetzt von Stuttgarter Ausflüglern viel begangenen Weg in dieser Weise geschmückt. — „Schillerweg?" — Da nichts die Annahme hindert, daß der junge Schiller auch in diesem oberen Wald auf den offiziellen Spaziergängen der Akademisten poetische Erholungsstunden gefunden hat, so kann die freundliche Mahnung, auf diesem Pfade des Dichters zu gedenken, gewiß zu Recht bestehen! Aber Schillers „Weg nach Hohenheim" war ein anderer. Zu seiner Zeit bestand weder das Königssträßle noch die Neue Weinsteige, noch hatte Birkach mit Stuttgart überhaupt in dieser Richtung eine Straßenverbindung. Der gegebene Weg von Stuttgart nach Hohenheim war die Staatsstraße, die bis vor Degerloch damals den Namen „die Steig", „die Weinsteig", führte — die „Alte Weinsteige" nach jetzigem Sprachgebrauch — und dann auf der Höhe zunächst die Hauptstraße von Degerloch bildete. Sie senkt sich hinter dem Dorf, durch Obstwiesen, Felder und schließlich einen schönen Laubwald führend, gegen das sanft dem welligen Gelände eingefaltete Körschtal, wo nach einer Stunde Weges vor dem malerisch hingestreckten alten Dorfe Plieningen die helle breite Front von Schloß Hohenheim leuchtend sich erhebt und über die Gartenanlagen, die weite Filderhochebene und den fernen Bogen des Neckartals hinweg zu den blauen Bergen der Schwäbischen Alb, vom Staufen bis zum Zollern, hinübergrüßt. Diese frühere

Staatsstraße nach Hohenheim gabelte sich in der Nähe in die zwei Straßen nach Reutlingen und Tübingen, von denen die letztere über Echterdingen nach Waldenbuch und durch den Schönbuch führt. Heute ist von ihr nur die „Alte Weinsteige" viel begangen. Zu Schillers Zeiten war das anders. Denn von 1772 bis zum Tode des Herzogs Karl im Jahre 1793 war Hohenheim dessen eigentliche Residenz, indes der Sitz der Regierung Stuttgart blieb, woraus sich in jenen Tagen der Stafettenreiter und Staatskarossen ein lebhafter Verkehr mit allem Prunk und Aufwand der Rokokozeit ergab. Schiller selbst aber hat dieser Straße eine für seine Art, zu schauen und zu denken, sehr bedeutsame Charakteristik in dem Aufsatz gewidmet, den er 1794 in Jena nach seiner Heimkehr aus Stuttgart über die Schloßanlagen von Hohenheim auf Grund des Cotta'schen „Taschenbuchs auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde" schrieb, und die Straße hat an literarhistorischem Interesse noch gewonnen, seit Düntzer, Viehoff und andere Erklärer von Schillers Gedichten erkannt haben, daß der „Weg von Stuttgart nach Hohenheim" dem Dichter auch als Vorbild für die poetische Schilderung eines Aufstiegs durch Feld und Wald in seiner großartigen, einzigschönen Elegie „Der Spaziergang" gedient hat. In welchem Umfange dies der Fall war, diese Frage ist aber noch heute umstritten. Das „Marbacher Schillerbuch 1905" enthält einen Aufsatz über „Schiller und Matthisson"; hier hat Adolf Frey von einem neuen, sie beschränkenden Gesichtspunkt aus zu ihr Stellung genommen.

Es gehört zu den vielen Vorzügen der Cotta'schen Säkularausgabe von Schillers Werken, daß die Anmerkungen am Schluß jedes Bandes über das von der Schillerforschung bisher Erreichte bezüglich jedes einzelnen Werks orientierende Auskunft geben. So hat in den Anmerkungen des 16. Bandes, der unter den „Vermischten Schriften" auch die Rezension Schillers über den Cottaschen Gartenkalender enthält, der Herausgeber desselben, Julius Petersen, auch auf die Be-

deutung der Rezension für das genannte Gedicht hingewiesen, für jene „Elegie", die am reinsten und schönsten Schillers Begeisterung für die Natur von seiner durch das Studium der Geschichte gewonnenen kulturhistorischen Weltbetrachtung durchgeistigt zeigt.

In den Anmerkungen des ersten Bandes jener neuesten Schillerausgabe des Cotta'schen Verlags, der Band I der „Gedichte" enthält, hat dessen Herausgeber, von der Hellen, die poetische Anschaulichkeit der Elegie auf die Tatsache zurückgeführt, daß Schiller ein wirkliches Erlebnis ihr zur Grunde legen konnte. Er sagt dort: Im Herbst 1793 reiste Schiller aus Jena in seine schwäbische Heimat, und den Frühling 1794 verlebte er in Stuttgart. Im Herbst 1794 erschien bei Cotta in Stuttgart der „Taschenkalender auf das Jahr 1795, für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und anderen Kupfern". Diesen Gartenkalender rezensierte Schiller für die „Allgemeine Literaturzeitung", in der die Besprechung am 11. Oktober 1794 erschien, mit besonderem Eingehen auf die „Beschreibung des Gartens in Hohenheim", die Cottas Freund Rapp, der Schwager Danneckers, darin veröffentlichte. Wenn sich auch nicht urkundlich nachweisen lasse, führt von der Hellen aus, daß Schiller während seines Aufenthalts in Stuttgart einen Ausflug nach Hohenheim machte, so sei dies doch selbstverständlich, zumal die Hohenheimer Anlagen erst in der Zeit seines Fernseins von der Heimat vollendet und sehr berühmt geworden waren. E. Keller (Freiburg) in seiner Abhandlung über Schillers Besuch in Schwaben („Festschrift der badischen Gymnasien, gewidmet der Universität Heidelberg zur Feier ihres 500jährigen Jubiläums", 1886) hat auch als ganz bestimmt angenommen, daß Schiller zusammen mit Dannecker und Rapp den im vollen Frühlingsschmuck prangenden Hohenheimer Park 1794 besichtigt habe. Wie mir der Enkel von Schillers Jugendfreund Zumsteeg, Rudolf Zumsteeg in Stuttgart, dessen Mutter eine Tochter Rapps und dessen Pate der Bildhauer

Dannecker war, persönlich bezeugte, hat sich in seiner Familie die mündliche Tradition von diesem Besuche lebendig erhalten. Hinzufügen kann ich, daß, da Schiller mit seinem Ludwigsburger Freunde, dem Arzt Dr. v. Hoven, nach dessen Aufzeichnungen während jenes Frühjahrs von Stuttgart nach Tübingen geritten ist, um dort den alten Lehrer Professor Abel zu besuchen, und da nach derselben Quelle die beiden Reiter unterwegs in Waldenbuch Einkehr hielten, Schiller auch auf dieser Reise die Hohenheimer Gemarkung betreten hat. Die Straße führte ja (s. o.) an Hohenheim vorüber. Für die Datierung dieses Besuchs bietet der bisher verschollene, in einer englischen Übersetzung dem Marbacher Schillermuseum zugekommene Brief Schillers an Cotta vom 18. März 1794, welchen Otto Güntter im Marbacher Schillerbuch 1905 veröffentlicht hat, einen neuen Anhalt. Der Dichter schrieb darin dem damals noch in Tübingen lebenden Verleger, der ihn in Stuttgart besucht hatte: „Ich hoffe Tübingen noch vor meiner Abreise aus Schwaben zu sehen." Über die damaligen Straßenverhältnisse auf den Fildern konnte ich mich genauer Auskunft von seiten der Herren Oberamtsstraßenmeister Wörner und Oberamtsbaumeister Zimmermann von „Stuttgart Amt" erfreuen. Daß Schiller das Schloß und die Anlagen zu Hohenheim von Stuttgart aus in jener Frühlingszeit besucht hat, das spiegelt sich aber auch ganz direkt in seiner Rezension von Rapps Abhandlung über Hohenheim wider: „Der Verfasser," heißt es darin, „nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Wert dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neuerbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante

Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich ihm der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seinesgleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und das Ameublement wird das Bedürfnis nach — Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten ‚englischen Dorfe‘ empfängt, der feierlichste Triumph bereitet."

Unter diesem „englischen Dorf" war der große, im „englischen" Geschmack angelegte Park zu verstehen, den Herzog Karl in den Siebziger- und im Anfang der Achtzigerjahre auf dem alten Schloßgut des Geschlechts der Bombaste von Hohenheim hatte anlegen lassen, nachdem das Gut 1768 als „eröffnetes Lehen" ihm zugefallen war.

Schloß Hohenheim mit seinen Anlagen war die letzte der großen Unternehmungen, die der Herzog als Bauherr, auch hierin seinen Vorbildern Ludwig XIV. und XV. von Frankreich nachfolgend, in Angriff nahm. Er ging an dasselbe mit weit größerer Sparsamkeit als 1763 an den Bau der „Solitude"; ganz allmählich gestaltete sich die Schloßanlage, die an die Stelle der alten Wasserburg der Bombaste von Hohenheim trat, so großartig und kostspielig, daß beim Hinscheiden Karls im Jahre 1793 das Schloß selbst noch immer nicht vollendet war. Von dem Geschlecht der ursprünglichen

Besitzer des Guts, das sich nach demselben „von Hohenheim" nannte, und zu welchem der berühmte ärztliche Reformgeist Bombastus Paracelsus gehörte, sei hier abgesehen, aber gern auf die gediegene Schrift über ihn von R. J. Hartmann (Stuttgart, Cotta Nachf. 1904) verwiesen. Als Paracelsus (1493—1541) die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, gehörte die Burg bereits dem Eßlinger Spital als württembergisches Lehen. Von diesem kaufte das Gut als Kunkellehen der kaiserliche Oberproviantkommissär Garb, und nach ihm wurde es, noch als das Lehen an Württemberg zurückfiel, der „Garbenhof" genannt, bis Herzog Karl den alten Namen wiederherstellte. Der Name Garb lebt jetzt noch in der Bezeichnung für das ländliche Wirtshaus „die Garbe" fort, das Herzog Karl 1780 westlich vom Schloß an der Staatsstraße aufführen ließ. Karl war des Lebens in Saus und Braus müde, als er 1772 seiner neuen Geliebten, der jugendlichen Franziska v. Leutrum, einer gebornen v. Bernerdin, die sich seinetwegen hatte scheiden lassen, das Landgut schenkte und mit ihr die neue Meierei daselbst, einen einfachen Bau im „Mansardenstil" der Stuttgarter „Akademie", bezog.

Franziska, die Kaiser Joseph II. auf des Herzogs Betreiben 1774 zur Reichsgräfin von Hohenheim erhob und die nach dem Ableben der von Karl schon seit 1756 getrennt lebenden Herzogin Friederike trotz mancher Hemmnisse 1785 auch seine Frau wurde, war eine Freundin des Landlebens, und sie verstand es, diese Vorliebe auf den Herzog zu übertragen. Die Bewirtschaftung und Verwaltung des Hohenheimer Hofguts wurde nächst der Leitung der Akademie seine Lieblingsbeschäftigung, und wie letztere unter seinem ehrgeizigen Betreiben sich zu einer wirklichen, vom Kaiser sanktionierten Hochschule für Wissenschaft und Kunst auswuchs, so wurde Hohenheim im Laufe von zwei Jahrzehnten eine landwirtschaftliche Musterwirtschaft, deren zahlreiche Gebäude in weitem Umkreis von aller Art Gärten, Wiesen, Äckern und auch Waldstrecken umgeben waren. Karl vergrößerte das

anfangs nur 400 Morgen große Gut durch den Ankauf von benachbarten Bauerngütern sowie der Mühlen am Körschbach auf 1617 Morgen, die er auf die Schloßgüter „Hohenheim", „Karlshof" und „Kleinhohenheim" verteilte. Auf letzteren Ökonomien wurden Landwirtschaft und Viehzucht nach neuen Grundsätzen im großen betrieben. Das ganze Anwesen ließ er mit Pappelalleen und einem bretternen Zaun umgeben.

Mit dem Bau des auf großartige Fernwirkung nach Süden, gegen die Alb hin, angelegten dreiflügeligen Prunkschlosses ward nach den Plänen des Hofarchitekten Reinhard Heinrich Fischer erst begonnen, als sich der Regimentsmedikus Schiller längst dem Zorn seines fürstlichen Erziehers durch die Flucht entzogen hatte. Dies geschah bekanntlich im September 1782. Auf einem Plane der Hohenheimer Schloßanlagen vom gleichen Jahr ist vom eigentlichen Schloßneubau noch nichts zu sehen. Eben damals begannen, wie Bertold Pfeiffer festgestellt hat, die Bauten im großen Stil. Als der zum Mann gereifte Schiller zwölf Jahre später zum ersten Male wieder nach Hohenheim kam, gestaltete sich daher das Wiedersehen zu einer Überraschung, die, wie die oben zitierten Sätze beweisen, ihn in höchste Spannung versetzte. Von der Staatsstraße und dem Garbenwirtshaus her gelangte er durch die Zeile der zweimal acht kleinen niedrigen Kasernenbauten, die im Mansardenstil dem Schlosse nördlich wie ein Wall vorgelegt waren, zu dem gewaltigen Torbau: „unter einem von hohem Turm überragten Bogen führte die Einfahrt zwischen zwei Wachhäusern hindurch, an deren äußeren Ecken sich zwei niedrigere Türme erhoben", so schildert Pfeiffer die jetzt längst geschwundene stattliche Baugruppe. Über einen mit Baumpflanzungen geschmückten Vorplatz führte der Weg in die mittlere Durchfahrt zum Haupthof. Sie war zwischen zwei Wachlokale gefaßt, von denen jedes einem der den Hof nördlich begrenzenden, nur aus Erdgeschoß und Mansardenstock bestehenden Flügel vorgebaut war. Der westliche dieser Flügel war

die „alte Meierei", die der Herzog mit Franziska bis zu seinem Tode bewohnte und deren Erdgeschoß heute die „Speisemeisterei" der landwirtschaftlichen Hochschule mit dem „Franziskazimmer" enthält. Die gut erhaltene feine Stuckornamentik desselben mit dem Rosenkettenmotiv gibt uns einen Begriff von dem früheren Zustand der unteren Räume, die Franziska bewohnte: der Herzog hatte seine Zimmer



Herzog Karl beim Bau von Hohenheim.

darüber im Mansardenstock. Um auch von der „Pracht und Eleganz", die Schiller den Gemächern des Schlosses nachgerühmt hat, den Lesern eine deutlichere Vorstellung zu geben, so sei hier nur der „dreiarmigen Treppenanlage" mit ihrer reichen Stuckornamentik und der mit schwebenden Putten bemalten Decke, ferner des oberen Vestibüls mit der aus ionischen Doppelpilastern und Nischen bestehenden Wandgliederung und dem mit Medaillons verzierten Fries, sowie des besonders schönen Bibliotheksaals gedacht. „‚Spannung' auf die Merkwürdigkeiten des Schloßparks," schreibt Pfeiffer, „mußte im

großen Marmorsaal des ersten Stocks das Hinaustreten auf den Altan wecken, zu dem drei Fensterflügeltüren führen, und der außen an der Südfront von einem dreiteiligen Portikus getragen wird, den Gruppen von je vier toskanischen Säulen bilden. Hier war dem Schloß eine terrassenförmige Gartenanlage im französischen Geschmack mit großer Orangerie vorgelagert, die im weiten Halbkreis eine Balustrade umfing."

Etwa 80 Zierbauten im verschiedensten Geschmack, teils ländlich einfachen, teils künstlerischen Charakters, erhoben sich aus dem mannigfach gestimmten Grün der „englischen" Anlagen, unter deren Bäumen sich viele exotische Seltenheiten befanden. Über die Baugeschichte dieser Anlagen sind wir weniger unterrichtet. Der Plan von 1782 zeigt nur die Südhälfte ausgeführt. Wohl aber bietet das Werk „Ansichten des Herzogl. Würtembergischen Landsitzes Hohenheim" (Nürnberg 1795) zahlreiche Abbildungen der Hauptgebäude nach Zeichnungen des Malers V. Heideloff. Der Park, südwestlich von dem Schloß nach dem Körschbach und nach der Garbe zu auf einem dreieckigen Grundstück von 21 Hektar mit der Spitze gegen Plieningen angelegt, war nach der Auffassung Pfeiffers gleichsam ein Niederschlag der herzoglichen Reisen. „Bei ihrem Aufenthalt in England 1776 hatte Franziska eine Vorliebe für Gartenanlagen in englischem Geschmack gefaßt, die sie nach Hohenheim übertrug. Und Karl selbst wollte hier noch einmal seiner Baulust frönen und die Erinnerung an Denkmäler des Altertums, die in Italien sein Interesse erregt hatten, in spielender Laune mit anderem bunt zusammengewürfelt festhalten. Das Vorbild von Schwetzingen lag nahe. Und wirklich reiste der Herzog nach einer Aufzeichnung Fischers mit diesem unerkannt dorthin, um sich die Anlagen anzusehen." Dem läßt sich hinzufügen, daß der Herzog und Franziska auf ihren Reisen in den Jahren 1775 bis 1783 auch viele Prunkgärten Italiens sowie die Schloßgärten von Versailles, Schönbrunn, München, Dresden, Gotha, Weimar und die Gartenschöpfung des Herzogs

Friedrich Franz von Dessau in Wörlitz gemeinsam besichtigt hatten. Von überall her brachten sie Anregungen mit nach Haus. Das Hauptinteresse bei dieser neuen Gartenschöpfung aber galt anfänglich den Pflanzungen und ihrer Bewässerung. Schon 1780 konnte bei Cotta in Tübingen ein „Systematisches Verzeichnis" der „ausländischen, größtenteils nordamerikanischen Bäume und Gesträuche" des „hochgräflichen Guts Hohenheim" erscheinen — Franziska betrieb die Pflege



Das römische Bad in den Anlagen zu Hohenheim.

des Gartens als eigenste Angelegenheit —, und viel bestaunt wurden die Wasserwerke des Herzogs, die das Wasser der Körsch in den Garten hinaufleiteten, wo nahe dem Schloß sechs von einem Tannenhain gedeckte Bassins das Wasser sammelten, das zunächst die Badezellen in den „Ruinen eines römischen Bads" speiste, dann vor diesen eine Kaskade bildete, um dann den links von den Anlagen hinabfließenden Bach, einen See, verschiedene Weiher und einen über künstliche Felsen sich stürzenden Wasserfall zu nähren. Die ersten Bauten in den Anlagen waren natürlich diejenigen, welche

bewirkten, daß Franziska diese ganze grüne Welt ihr „Dörfle“ nannte. Es entstanden das Schweizerhaus, das Fischerhaus, das Bauernhaus, das Schäferhaus, die Mühlen, das Rathaus, die Köhlerhütte. Ganz für gesellige Zwecke bestimmt waren das Kaffeehaus und das Spielhaus, der Zirkelbau in den Ruinen des Tempels der Vesta und der in Form eines Cybeletempels aufgeführte Konzertsaal. Auf eine Tuffsteingrotte kam der Sibyllentempel zu stehen, dessen plattes Dach ein Belvedere bildete. Erst allmählich kam es zum Bau von halbzerfallenen Resten antiker Architektur, von Säulen, Aquädukten, Triumphbogen, Grabmälern, zur Durchführung des wohl nachträglich gefaßten Planes, das Ganze solle eine ländliche Kolonie darstellen, die sich zwischen den grünumwachsenen Trümmern einer alten Römerstadt ganz allmählich eingenistet habe. Es war ein Spiegelbild der zwei sich damals bekämpfenden Geschmacksrichtungen; der durch Rousseau geweckten Vorliebe für idyllisches Naturleben, malerische Baumgruppen, stimmungsvolle Ruheplätze war ebenso Rechnung getragen, wie der Begeisterung eines neuen Künstlergeschlechts für die Antike. Das Künstliche dieser Verschmelzung trat wohl am deutlichsten in der erst spät hinzugekommenen „kleinen Meierei“ hervor, deren Hauptgebäude von den Säulen eines halberhaltenen Triumphbogens umrahmt war. Neben dem „Wirtshaus“ standen die „Bögen vom Goldenen Hause des Nero“. Der „Feigensaal“, in dem der Herzog und Franziska gern speisten, hatte ursprünglich die „bedeckten Gänge des Ämilius Lepidus“ darstellen sollen. Er war an den Wänden mit Bäumen und Sträuchern bemalt und bot im Winter den zahlreichen Feigenbäumen Unterkunft, die im Sommer in der Nähe, zwischen hohen Tulpenbäumen, aufgestellt waren. Um die künstlichen Felsen des Großen Wasserfalls und in deren Nähe waren mittelalterliche Gebäude verteilt, die Einsiedelei mit Kapelle und dem Grab des Eremiten, die gothische Kapelle, das Karthäuserkloster, ein alter Turm. Daß der Herzog bei der Anlage den hervorgehobenen Plan

verfolgt habe, wurde zuerst von dem damals hochangesehenen Hortologen Hirschfeld, dem die Idee offenbar vom Herzog selbst mitgeteilt wurde, in seiner „Theorie der Gartenkunst" (Bd. 5, 1785) öffentlich ausgesprochen. Schiller aber nahm an, Rapp selbst habe diese Grundidee herausgefunden, und so schrieb er darüber in der Rezension des Rappschen Aufsatzes über den Garten: „Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur vom Hörensagen kennt, muß es angenehm sein, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Rezensenten überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrsten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin nicht ohne große Befremdung römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dergl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist."

In Schiller hallte er in aller Deutlichkeit nach, als das Gedicht „Der Spaziergang“ in ihm lebendig wurde. Der Drang erfüllte ihn jetzt, die alte Rousseausche Forderung, aus der verdorbenen Kultur zur Natur zurückzukehren, harmonisch mit der eigenen Erkenntnis zu verschmelzen, daß hinwiederum die Kultur den Menschen erst zum Herrn der rohen Natur gemacht hat. In diesem Sinne betrachtet auch der neueste Interpret des „Spaziergangs“, v. d. Hellen, Schillers Rezension der Rappschen Schilderung von Hohenheim geradezu als eine „Vorstufe in Prosa“ für die 1795 zwischen den Bergen des Saaletals, in Jena, ausgeführte Elegie.

Dem Verfasser dieses Rückblicks ist der „Weg von Stuttgart nach Hohenheim“, für den Schiller in der Kritik des Gartenkalenders so bezeichnende Worte der Charakteristik fand, ganz besonders vertraut, denn er bewohnt ein kleines Landhaus am Rande des Filderdorfs Degerloch. Die gewaltigen, wohl hundertjährigen Birnbäume auf grüner Flur, die das Haus umschatten, sind Erzeugnisse jener primitiven Gartenkultur, von denen Schiller spricht, und auf die älteren Häuser des jetzt stark angewachsenen, von Villen umkränzten, durch zwei Bergbahnen mit Stuttgart verbundenen Höhendorfs passen durchaus die Worte in Schillers „Spaziergang“:

„Nachbarlich wohnt der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.“

Wenn man den Fußweg aus dem Stuttgarter Tal, der sich dem Vorort Heslach entwindet, zur Degerlocher Höhe hinaufsteigt oder vom Bopser her die Filderhochebene gewinnt, aber auch auf der waldumwachsenen Staatsstraße von Degerloch nach Hohenheim erlebt man aufs neue, was die folgenden Distichen schildern:

„Mich umfängt ambrosische Nacht: in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.

Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt."

Es ist die Aussicht auf die Schwäbische Alb, die sich dem Blick auf der Höhe von Degerloch und später bei Hohenheim derart öffnet und die man noch schöner genießt, wenn man auf der Plattform der Kuppel des Schlosses Hohenheim steht.

Viel hat sich hier oben geändert; die glänzende Hofhaltung des Herzogs Karl hörte gleich nach dem Tode des Herrschers auf zu bestehen, denn seine Nachfolger befleißigten sich der größten, durch die Verhältnisse gebotenen Sparsamkeit, und schon 1818 wurde von König Wilhelm I. die landwirtschaftliche Lehranstalt hierher verlegt, die 1847 zur Akademie erhoben worden ist. Für den „botanischen Garten" und eine „exotische Baumschule" wurden jedoch verschiedene der herrlichen Baumgruppen des „englischen Dorfes" verwendet, dessen Gebäude schon vorher zum Teil abgetragen, zum Teil in die Schloßgärten von Ludwigsburg und Monrepos versetzt worden waren. An die französischen Gartenanlagen am Schloß, die „Orangerie", die während des Winters im rechten vorderen Seitenflügel des Schlosses, dem „Wintergarten", Unterkunft fand, erinnert nur noch die Architektur der Schloßterrasse. Verschwunden sind auch die großen Pappelalleen, die das ganze Hofgut umgaben: was jetzt am Eingang der Zugangsstraßen davon zu sehen ist, wurde später gepflanzt. Doch in unvergänglichem Bilde hat sie Schillers Elegie festgehalten:

„Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an."

Der Herrscher — das ist in dem Gedicht: der Städte gründende, die Natur beherrschende, die Kultur erzwingende, sie segensreich steigernde und doch schließlich mißbrauchende Mensch.

* * *

Als die Pappeln noch zarte Bäumchen waren, schloß für die Eleven der Militärakademie der Name Hohenheim eine ideale Welt von Glück in sich ein: die Gräfin von Hohenheim, die 1778 dreißig Jahre alt war, in der die Jünglinge die eigentliche Landesmutter sahen, war das einzige weibliche Wesen, das die Räume der Akademie betreten durfte, und sie tat es in Begleitung des allerhöchsten Rektors, der ohne sie fast nie mehr nach Stuttgart kam, häufig genug. An der Seite seiner „Franzel" fand Karl den behaglich derben Humor im Verkehr mit den „Eleven", von dem Hermann Kurz köstliche Proben seinem Roman „Schillers Heimatjahre" einverleibt hat. Die schöngewachsene Blondine war, so sehr sie die eleganten Formen der Hofgesellschaft beherrschte und wie hoch sie anderseits die aufgebauschten Toiletten und überladenen Geschmeide des Zeitgeschmacks zu schätzen wußte, von einer natürlichen Anmut und Heiterkeit, und den Schülern, die in ihrer umgitterten Existenz nicht einmal den Besuch ihrer eigenen Schwestern empfangen durften, die nie Ferien hatten, erschien sie als gute Fee aus einer besseren Welt.

Diese bessere Welt war Hohenheim, das auf freier Höhe zwischen Wiesen und Wäldern gelegene, noch ganz ländliche Schloßgut, ein Paradies, dessen Pforte keinem der Zöglinge verschlossen blieb. Die Tatsache, daß auch Schiller, der sieben Jahre lang in Stuttgart Eleve der Akademie war, schon als solcher nach Hohenheim kam, ermangelt zwar auch einer ausdrücklichen aktenmäßigen Bestätigung, aber es läßt sich auf sie mit völliger Gewißheit schließen.

In dem Tag-Buch, das Franziska von 1780 an auf Wunsch des Herzogs führte, ist als bestehender Brauch wieder und wieder erwähnt, daß „die jungen Leute von der Akademie“ dieser und jener Festlichkeit, die oben im „Dörfle“ stattfand, sei's als Akteurs, sei's als Gäste, beigewohnt haben. Schüler, die sich ausgezeichnet hatten oder die sich von einer Krankheit erholen sollten, wurden persönlich eingeladen, um einen oder mehrere Tage in der frischen Höhenluft des Dörfles zu verbringen; abteilungsweise (zu achtzig) wurden sie aber auch alle im Laufe jedes Jahres gleich ihren Lehrern zum Genuß eines Sommersonntags im Freien hinaufbefohlen. Die Hin- und Rückfahrt über Degerloch wurde, war Eile im Spiel, in langen vielsitzigen, vorzüglich bespannten Wagen, den „Würsten“, bewirkt und war für die Jugend gewiß stets ein großes Vergnügen. An jedem Erntefest nahmen Karl und Franziska teil, wobei die akademische Jugend gewiß nicht fehlen durfte, und auch bei den großen Manövern und Feldlagern, die der Herzog oben abhielt, sind die für den Armeedienst Bestimmten als Zuschauer zu denken. Schillers Jugendgedicht „Die Schlacht“ ist wohl auf Eindrücke dieser Art zurückzuführen. Aber noch zu einem anderen Zweck wurden Abteilungen der Eleven öfter nach Hohenheim zitiert. Kam fürstlicher Besuch, dem die Anlagen in Hohenheim gezeigt wurden, — und der Herzog war um so stolzer auf diese Schöpfung, als sie sein und seiner Franzel gemeinsames Werk war — da mußten sich die verschiedenen, sonst leeren Gebäude der Anlagen zweckmäßig beleben. Vorm „Wirtshaus“ gab's dann Musik und war bunter Verkehr, Bauern und Bäuerinnen sah man in den Bauernhäusern Butter und Käse bereiten oder in Feld und Wiese an der Arbeit, beim Fischerhaus wurden Netze gestrickt u. s. w. Als später die Einsiedelei mit dem offenen Grab und der vom Herzog verfaßten Grabschrift bestand, fand sich für diese auch ein Eremit, der an seinem Grab schaufeln mußte. Meistens waren die Karlsschüler die Darsteller jener Persönlichkeiten,

welche zugleich Anreden an die Fremden halten mußten. Ein Beispiel! Als im September 1782 jene rauschenden Feste zu Ehren des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin Dorothea, einer Nichte des Herzogs, in Stuttgart und Ludwigsburg, auf Hohenheim und auf der Solitude stattfanden, während deren der Regimentsmedicus Schiller seine Flucht betrieb, schrieb Franziska über einen Besuch der fürstlichen Gäste in Hohenheim: „Nach der Tafel fing die Sonne ein wenig an zu scheinen und dann ging es in das Dörfle. Der Herzog fuhren mit einer sehr schönen Wurst. Es wurden 16 Gefährte, alle mit 6 und eins mit 8 Pferden eingespannt. In dem Dörfle ging man aller Orten herum, bei einem jeden Haus waren Leute, und wegen dem veränderlichen Wetter konnte man nur bis zum Feigensaal kommen. Da waren junge Leute von der Akademie und sagten artig gefaßte Worte, um die Herrschaften, nämlich die russischen und württembergischen, zu invitiren, einen Grundstein zu legen vor das Monument, daß sie Alle hier versammelt waren . . .“

Hat der Eleve Schiller wohl auch bei festlichen Gelegenheiten sein poetisches Talent und seine von Herzog Karl geschätzte feurige Beredsamkeit zu solchen „artig gefaßten Worten“ verwandt, die in den Hohenheimer Anlagen zum Vortrag gelangten? Diese Frage blieb bisher unerörtert.

Bekanntlich hat sich aus Schillers Karlsschülerzeit ein Blatt in seiner Handschrift erhalten, das sieben Devisen vereinigt: sie sind der Verherrlichung von Franziska gewidmet; die erste war für die Pforte eines Tempels, die sechs anderen für das Innere desselben bestimmt (s. Beilage).

Unterschrieben sind die Sprüche mit „Schiller, Eleve“. Mit derselben Unterschrift haben sich ferner zwei Gedichte erhalten: ihren Zweck nennt deutlich die Überschrift: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Nahmens-Fest Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.“ „Von der Akademie“ steht außerdem über dem ersten, „von der

Veröffe

1) Über die Pforte:

So thun sich Ihr alle Herzen auf.

---

2) Im Tempel.

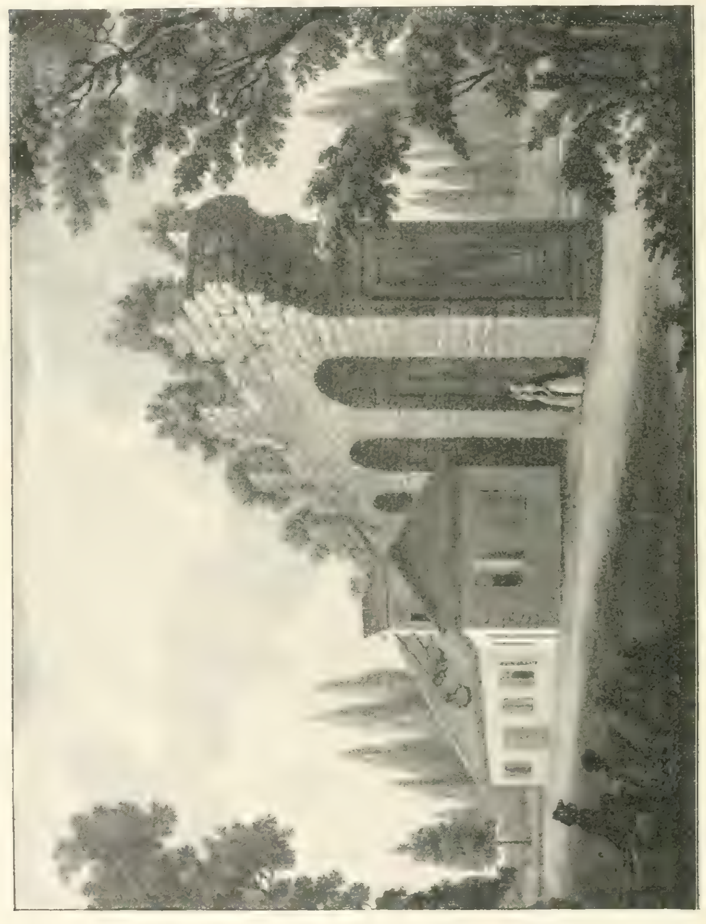
1. Wo Franziska hineintritt, wird ein Tempel.
2. Die Traurigkeit blickt vor Ihr auf, und die Freude jauchzet Ihr nach.
3. So müssen Franzisken belohnen (ein brennendes Herz)
4. Tugend und Grazien wetteiferten sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward!
5. Die Tugend wollte geliebt seyn und nahm Ihr Bild an.
6. Sie ist unsterblich wie ich (indem die Tugend der Fama ~~Ihr~~ Bildnis übergibt)

Schiller Eleve

Ecole des Demoiselles" über dem zweiten Gedicht. Richard Weltrich, der in seiner Schillers Schülerzeit so gründlich behandelnden Biographie auch dieser „befohlenen oder halbfreiwilligen Dichtungen" eingehender gedenkt, meint sehr zutreffend, die unter den „Inschriften" befindliche Devise „Tugend und Grazien wetteiferten, sich selbst zu übertreffen und Franziska ward" passe vielleicht eher auf ein Geburtstags- als ein Namensfest, und fährt fort: „Wir wissen, daß im Jahre 1778 der Geburtstag Franziskas hochfestlich begangen, daß ihr zu Ehren ein von Poli in Musik gesetztes Festspiel ‚Das Denkmal des Herzens' aufgeführt wurde; Zöglinge der Militärakademie und Demoiselles des Fräuleininstituts wirkten mit. Da jedoch die nämliche Vorstellung, welche jene Devise enthält, in dem einen der Glückwunschgedichte wiederkehrt, so hat es fast den Anschein, als wäre das Gedicht eine Ausführung der Devise, als fielen die Inschriften und die Glückwunschgedichte, aus gleichem Impuls entstanden, zeitlich zusammen. Eine Jahreszahl ist nicht überliefert; Hoffmeister setzt für die Gedichte das Jahr 1778 an, doch ohne Begründung, und vielleicht sind sie füglich nicht früher zu datieren, da die Diktion bereits eine ziemliche Gewandtheit zeigt."

Sowohl der Geburtstag wie der Namenstag der Gräfin von Hohenheim wurde gegen Ende der Siebziger- und zu Anfang der Achtzigerjahre von der Akademie als offizieller Festtag begangen. Der erstere fiel auf den 10. Januar, der letztere auf den 4. Oktober. Man feierte diese Tage ebenso umständlich wie den Stiftungstag der Akademie am 14. Dezember und den Geburts- und den Namenstag des Herzogs am 11. Februar und am 4. November. Der Namenstag Franziskas, der 4. Oktober, war der einzige dieser fünf Festtage, der in die bessere Jahreszeit fiel, und während der Herzog zur Feier der anderen Festtage mit Franziska nach Stuttgart hinunterkam, veranstaltete er die Feier von Franziskas Namenstag am liebsten in Hohenheim, in der ländlichen

Welt, die ihr der liebste Aufenthalt war. Einen ländlichen Charakter hatten auch diese Feste. Im besonderen ist uns aus den Jahren 1779 und 1780, den letzten zwei Jahren



Das Wirtshaus in den Anlagen zu Hohenheim.

von Schillers Karlsschülerzeit überliefert, daß in ihnen der Franziskatag im Hohenheimer „Dörfle“ auf dem freien Platz vor dem „Wirtshaus“ mit einem Jahrmarkt gefeiert wurde.

Über die Feier von 1780 ist nun in dem Tagbuch Fran=

ziskas zu lesen: „Heute entwickelten sich alle die gestrigen Geheimnisse. Jhro Durchlaucht" (gemeint ist Herzog Karl) „beschämten einen jeden Stand mit Ihrer Wohlthätigkeit so gnädig, daß Ihre Munterkeit und gnädiges Bezeigen allen Ihren Wohlthaten noch einen höheren Werth gaben; sie überhäuften mich mit so viel unverdienten Gnaden, daß ich es nicht brauche in mein Tagbuch zu schreiben, es ist dies in meinem Herzen eingeschrieben. Zuerst in der Früh um 6 Uhr fingen Schulkinder im Hof an zu singen, und Jhro Durchlaucht gaben mir ein besonders gnädiges Schreiben und einen magnifiquen Schmuck von Smaragden, nach diesem stand ich auf, ging an das Fenster, wo gleich balden 600 Raketen in die Höhe stiegen und mein Name im Hofe brannte. Der ganze Hof war angefüllt mit Landleuten von den Fildern, die tanzten, nach diesen kamen welche von der Akademie, die mir eine Rede hielten, und um 9 Uhr ging es in das Dörfle, allwo sehr Viele von dem Hof waren, auch ein sehr großer Theil von der Akademie, und die benachbarten Pfarrer. Es war ein ganzer Markt um das Wirthshaus herum, im Zirkelbau war eine Schule von 40 Kindern, denen Jhro Durchlaucht einem jeden eine Bibel und ein Gesangbuch und ein Confirmationsbuch gaben. Beim Rathhaus waren wieder 40 Arme, die ein jedes 10 Pfund Fleisch bekamen, bei der Mühl waren wieder 40 Arme, die auch wieder ein jeder einen halben Scheffel Dinkel bekamen, beim Feigenhaus waren auch 50 Arme, die ein jeder 12 Pfund Brot bekamen, beim Weinberg bekamen auch 50 Arme ein jedes 6 Maß Wein. Alles theilten die von der Academie aus, und beim Wasserfall wurden Hunderte gespeist, die Jhro Durchlaucht auch zugleich haben kleiden lassen. Bei diesen ihren Tischen dankten die jungen Landleute, die auch Wein, Brot und Fleisch bekamen; der ganze Wasserfall war voll mit welche von der Academie und es war äußerst rührend, alle die gnädigen Gesinnungen Jhro Durchlaucht hier so im Licht zu sehen. Jhro Durchl. benebst dem Hof speisten im Feigen=

Saal. Nach Tisch ging man noch ein wenig im Dörfle herum und Abends ging es nach Stuttgart. Da traf ich die Ecole in meinem Zimmer an und nach diesem war Souper in der Academie, und Illumination, und es wurde nach Gehens auch in der Academie benebst vielen Dames und Cavaliers in einem prächtigen Saal gespeist." Ich habe diese ganze Stelle, von der nur die ersten Sätze abgekürzt in E. Velys Buch stehen, dem Tagbuch Franziskas, das sich im Königlichen Hausarchiv zu Stuttgart befindet, dank dem Entgegenkommen des Archivdirektors Dr. v. Schneider direkt entnehmen können.

Was nun des Eleven Schiller Huldigungsgedichte „Empfindungen der Dankbarkeit" betrifft, so entsprach bestimmt ihrem Zweck, daß sie an einem Namenstag Franziskas dieser letzteren durch einen Sprecher der Akademie und eine Sprecherin der „Ecole des Demoiselles" vorgetragen wurden. Das ist vom Verfasser nicht nur in den Überschriften bezeugt; es gelangt auch im Text beider Gedichte zum Ausdruck. „Ein großes Fest! — Laßt, Freunde, laßt erschallen," hebt der Festgruß der Akademisten an; er weist direkt auf eine festliche Versammlung hin. Bald folgt die Mahnung: „Jauchzt, Freunde, jauchzt mir nach: Es ist erschienen" — nämlich das Fest, das Franziskas Namen trägt. Vom Geiste eines ländlichen Festes zwischen Wiesen und Gefilden und eines Wohltätigkeitsfestes dazu sind aber die folgenden Strophen erfüllt:

„Heut wird kein Ach gehört — heut fließet keine Träne:
Nur froher Dank steigt himmelwärts!
Die Lufft erschallt von jubelndem Getöne,
Franziskens Nahme lebt durch jedes Herz.

Sie ist der Dürfft'gen Trost — Sie giebt der Blöße Kleider,
Dem Durste gibt Sie Trank, dem Hunger Brod!
Die Traurigen macht schon Ihr Anblik heiter,
Und scheucht vom Krankenlager weg den Tod.

Ihr Anblik seegenvoll — wie Sonnenblik den Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,

Belebend Feuer füllt die jauchzende Naturen,
Und alles wird mit Stralen überschwemmt,

So lächelt alle Welt – So schimmern die Gefilde
Wenn Sie, wie Göttinn unter Menschen geht,
Von ihr fließt Seegen aus, und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanffter Blick erspäht ..."

Es bedarf wahrlich keiner Deutelkünste, um aus diesen Strophen die Danksagung für Wohltätigkeitsakte der besonderen Art herauszulesen, die der oben mitgeteilte Bericht Franziskas über die Feier des 4. Oktober 1780 im Dörfle aufzählt. „Empfindungen der Dankbarkeit" lautet die gemeinsame Überschrift beider Gedichte, von denen das „Von der Ecole des Demoiselles" keine Anspielungen auf Gefilde und Fluren, auf bewirtete, gekleidete, beschenkte Armut enthält. Dies zweite Gedicht war der Ausdruck des Dankes von seiten der „Töchter", die dem hohen Vorbild der besten „Mutter" nachzustreben willens zu sein erklärten. Als „beste Mutter" war die Gräfin in feierlichen Momenten von den Schülerinnen der „Ecole" zu begrüßen; wie die Akademie unter der Oberaufsicht des Herzogs, des „besten Vaters", stand das im Alten Schloß untergebrachte Fräuleininstitut unter der Oberleitung Franziskas. Namentlich die Kavalierstöchter, die als „Fräulein" von den Elevinnen der Musik, der Tanz- und Schauspielkunst unterschieden wurden, gehörten zu ihrem engeren Kreise; in der „Köhlerhütte", ihrem Lieblingsaufenthalt im Dörfle, sah sie diese Jugend öfter bei sich und ließ sie mit Schokolade bewirten. Den „Demoiselles" war denn auch beim Namensfest vom Jahre 1780 eine besondere, intimere Gelegenheit geboten, die Protektorin zu feiern. Franziskas Tagbuchbericht vermerkt: „Abends ging es nach Stuttgart. Da traf ich die Ecole in meinem Zimmer an ..." Mehr nicht. Daß eine Beglückwünschung in dem Zimmer erfolgte, hielt die Schreiberin nicht für nötig besonders hervorzuheben. Das war selbstverständlich! Somit könnte es auch nicht befremden, wenn der Beglückwün-

schung seitens der Akademisten als eines selbstverständlichen Herkommens in dem Bericht von der Feier in Hohenheim keine besondere Erwähnung geschah.



Gotische Kapelle mit Wasserfall in den Anlagen zu Hohenheim.

Aber dieser so skizzenhafte, nur andeutende Bericht, bei dessen Abfassung Franziska hauptsächlich im Auge hatte, dem Herzog, der gern in ihrem Tagbuche las, auf diesem Wege ihren Dank in recht artigen Worten zu sagen, er ist so

lückenhaft und ungenau, daß er der Deutung bedarf. Die ganze Feier war von seiten des Herzogs eine Schaustellung von Wohltätigkeitsakten zu Ehren Franziskas, wie ja auch jeweils die großen Geburtstagsfestivitäten in Stuttgart diesen Charakter hatten. Den Schluß bildete stets ein Huldigungsakt der Dankbarkeit, der direkt an die Gräfin sich wandte. Vergegenwärtigen wir uns einmal die Vorgänge im Dörfle nach dem Festbericht im Tagbuch!

„Es war ein ganzer Markt um das Wirtshaus herum." Auf diesem festlich belebten, von Musik übertönten Platze, der ziemlich entfernt von dem Wasserfall lag, ordneten sich hinter dem Herzog und der Gräfin der ganze Hofstaat, die Kavaliere, Professoren und Pastoren zu einem Zuge, der sich langsam am Zirkelbau, dem Rathaus, der Mühle, dem Feigenhaus, dem Weinberg vorbei nach dem Wasserfall begab. Vorm Zirkelbau sah man der Bibelverteilung an Kinder zu. Auf den anderen Plätzen waren Arme versammelt, an welche andere Gaben verteilt wurden, vor der Mühle Getreide, vor dem Weinberg Wein u. s. w. Das war natürlich szenisch vorher arrangiert, um ein hübsches Schauspiel zu geben und der ganze Zug verwirklichte, was Schillers Gedicht schildert; wie eine Göttin, von der Segen ausfließt, schritt Franziska dahin. „Alles teilten die von der Akademie aus," heißt es weiter. Beim Wasserfall stehen dann Tische aufgereiht, an denen es sich „Hunderte" wohl sein lassen dürfen. Sie bekommen Speise und Trank und auch Kleider. Und nun fährt der Bericht fort: „Bei diesen ihren Tischen dankten die jungen Landleute, die auch Wein, Brot und Fleisch bekamen, der ganze Wasserfall war voll mit welche von der Akademie und es war äußerst rührend, alle die gnädigen Gesinnungen Ihro Durchlaucht hier so im Licht zu sehen."

Was hier mit einem Kompliment für den Herzog angedeutet ist, war sicher die an Franziska sich wendende Dankeshuldigung großen Stils, an der sich die auf den

Felsen und wohl auch auf dem hohen Steg über demselben verteilten Akademisten im Chorus beteiligten. Es sei bemerkt, daß die künstlichen Felspartien links und rechts vom Wasserfall sich amphitheatralisch um einen größeren Platz ordneten und daß der Wasserfall keineswegs immer im Gang war, sondern nur auf besondere Veranstaltung. Wer aber waren die besonders genannten „jungen Landleute", die am Mahle teilnahmen und den Dank aussprachen. Arme waren es nicht: sie sind in einem Atem mit denen von der Akademie genannt, von denen „der ganze Wasserfall voll" war. Waren nicht etwa jene Akademisten, die an den verschiedenen Stellen das Fleisch, den Dinkel, das Brot, den Wein zu verteilen gehabt hatten, als Landleute verkleidet? Zu dieser Verrichtung hätte die straffe soldatische Uniform wahrhaftig wenig gepaßt; ein ländliches Kostüm würde dagegen den Verteilern von Landesprodukten sehr natürlich gestanden haben. Ich kann nicht umhin, mir den damals zwanzigjährigen Eleven Schiller, den Dichter der Danksagung, in solchem Kostüm vorzustellen, wie er, an der Spitze der von den Tischen aufgestandenen „jungen Landleute" stehend, mit dem ihm eigenen ungestümen Feuer seine Strophen vorträgt, in jener Haltung, wie sie sein späterer Freund Streicher vom ersten Sehen bei einem Feste in der Akademie geschildert hat. An die auf den Felsen des Wasserfalls lagernden Mitschüler war dann der Anruf gerichtet:

„Jauchzt, Freunde, jauchzt mir nach: Es ist erschienen,
Und hüpft empor aus tatenloser Ruh!"

Jedenfalls aber gehörte der junge Dichter sowohl im Jahre 1780 wie im vorausgegangenen Jahre zu den Eleven, die ganz besonderen Anspruch hatten, an der Namenstagsfeier in Franziskas Dörfle teilzunehmen: in beiden Jahren war er ja der vom Herzog erkorene Festredner bei der Feier von Franziskas Geburtstag gewesen.

Aus einer Schilderung der Feier von Franziskas Geburtstag im Jahre 1782, die damals in der „Stuttgardischen

privilegirten Zeitung" erschien, wissen wir, daß in einem eigens erbauten, festlich geschmückten, tempelförmigen Gebäude vor dem Opernhaüs nach der Aufführung der Festoper bei Musik und glänzender Beleuchtung Abendtafel gehalten wurde. Die Oper „La Nascità di Felicità" („Geburt der Glückseligkeit oder Huldigung der Feen und Genien") war vom Konzertmeister Poli für den Tag komponiert worden und die Gräfin von Hohenheim wurde in ihr als glückbringende Fee verherrlicht. Wenn wir nicht wüßten, daß Schiller damals kein Eleve mehr war, so dürften wir annehmen, die oben genannten Devisen seien für dieses besonders großartige Franziskafest bestimmt gewesen. Das Tempelmotiv wird eben schon vorher einmal verwendet worden sein; wie ja wiederholt, so 1779 und 1780, der hübsche Einfall verwertet worden ist, in einem der Festräume für die akademische Feier von Franziskas Geburtstag in Stuttgart eine Nachbildung der Hohenheimer Anlagen mit dem „Dörfle" als Überraschung zu bieten oder den Schauplatz eines Festspiels nach Hohenheim zu verlegen.

Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß auch Schiller als Festdichter Hohenheim zum Schauplatz einer szenischen Dichtung gemacht hat. Wir wissen von zwei dramatischen Arbeiten seiner Feder, die verloren gegangen sind, aus verschiedener Quelle. Das von Weltrich S. 202 genannte Vorspiel „Der Jahrmarkt", das an einem Geburtstag des Herzogs durch Zöglinge der Akademie zur Aufführung gelangt sein soll, und die von Göritz erwähnte „Komödie", die Schiller für ein Geburtsfest Franziskas im Auftrag des Intendanten v. Seeger zu dichten gehabt haben soll (Weltrich S. 724), waren wohl beide derbkomischen Charakters. Die Überlieferungen sind zu unbestimmt, als daß mit Sicherheit feststünde, ob wirklich das eine Stück dem Herzog, das andere Franziska zu Ehren aufgeführt wurde. Vielleicht meinen beide Überlieferungen dasselbe Stück. Die Bezeichnung „Der Jahrmarkt" erinnert an die oben erwähnten festlichen Jahr-

marktsszenen, die vor dem Wirtshaus im Dörfle am Namenstag Franziskas zur Aufführung gelangten; der Gegenstand der „Komödie" war ein Wettstreit zwischen Stuttgarter Akademisten und Universitätsstudenten über die Vorzüge ihrer Anstalten, ein Streit, dessen Schauplatz sehr passend der Platz vor dem Wirtshaus im Dörfle abgeben konnte. Göritz, der als Hofmeister eines adligen Studenten in Jena viel im Hause Schillers daselbst verkehrte, hat erzählt, daß dieser gern sich dieser Komödie erinnerte: „Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Akademie mehr ins Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sei der Kontrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vorteil der Universitäten."

Wie sehr ist doch zu bedauern, daß gerade von dieser Jugendarbeit Schillers sich gar nichts und auch keine weitere Kunde erhalten hat! Hier stellte er als jugendlicher Hofpoet des Herrschers, den er als gütigen „Vater" der Akademisten zu preisen gehalten war, dem hohlen Pomp der Feeerien und Ballettopern der Rokokozeit frische Wirklichkeit und kampflustige Tendenz gegenüber. Herzog Karl stand schon seit der Einrichtung der juristischen und medizinischen Oberabteilungen der Akademie im Kampf gegen Beschwerden, die seitens der Universität Tübingen von Kanzler und Senat wegen dieser Konkurrenz erhoben wurden. Beauftragte der Intendant v. Seeger zur Feier des Geburtstags Seiner Durchlaucht einen Schüler der Akademie damit, ein Festspiel über die rechte akademische Freiheit zu schreiben, so galt es natürlich die Einrichtungen der Akademie und den Herzog als Schöpfer derselben zu feiern. Als Schiller es trotzdem wagte, sein eigenes Empfinden, das aus der Klausur der Akademie nach der Freiheit richtiger Studenten lechzte, im Wettstreit der Personen durchschimmern zu lassen, da setzte er die Gunst des Herzogs aufs Spiel, von der gerade dieser Auftrag ein Beweis war. Denn Seeger tat in so wichtigen Angelegen-

heiten nur, was der Herzog befohlen hatte. Ob der Widerstand, auf den Schillers keckes Wagnis beim Intendanten Seeger stieß, wohl vielleicht auch zurückgewirkt hat auf die dramatische Gestaltung des einer Erzählung von Schubart entnommenen Stoffes der „Räuber"? Aus Studenten, denen Philistertort die berechtigte Freiheit verkümmert, werden hier Räuber, wie Goethes Götz um der Gerechtigkeit willen aus einem Ritter zum Führer der rebellischen Bauern geworden war. Sicher aber dürfen wir die verloren gegangene Komödie als eine „Vorstufe" der reifsten machtvollsten Schöpfung von Schillers Humor betrachten, von „Wallensteins Lager" mit dem lebensprühenden Wettstreit zum Preis des Soldatenlebens, zu Gunsten des Herrn im Lager, Wallenstein. Da Hohenheim mitten an der Staatsstraße zwischen Stuttgart und Tübingen lag und die Komödie wohl ein Zusammentreffen von Tübinger Studenten und Stuttgarter Akademisten schilderte, das zu dem Wettstreit und dann zu der durch den Geburtstag des Herzogs gebotenen gemeinsamen Huldigung zum Preise des letzteren führte, so wäre unser Hohenheim in der Tat der passendste Schauplatz des Vorgangs gewesen.

In jenem letzten Studienjahre Schillers, in dem er heimlich unter der hochgespannten Teilnahme seiner nächsten Freunde die „Räuber" der Vollendung entgegenführte, wurde bekanntlich in der Akademie auch Goethes „Clavigo" zur Aufführung gebracht; Goethe, damals dreißig Jahre alt, war kurz vorher als Begleiter Karl Augusts von Weimar in Stuttgart und zum Entzücken seiner jugendlichen Verehrer auch in der ihr Stiftungsfest begehenden Akademie gewesen. „Die Wahl des Stückes wie die Verteilung der Rollen war Schiller überlassen worden." Hier sehen wir ihn geradezu als Regisseur einer Festaufführung tätig, die ausnahmsweise hohe künstlerische Ansprüche stellte. Wer eine solche Stellung in Theatersachen einnahm, wer zu Anfang des Jahres die Festrede zum Geburtstag Fran-

ziskas gehalten hatte, der konnte im Herbst unmöglich bei einem mit Aufführungen verknüpften Fest zu Ehren Franziskas in Hohenheim fehlen! Als gewiß ist allem nach anzunehmen, daß der Eleve Schiller droben in Hohenheim an einem der Feste teilgenommen hat, die um die Herrin des noch von keinem Prunkschloß beherrschten Hofguts frohe Menschen aller Stände scharte. Über die Eitelkeit und Tugendspiegelei, Scheinheiligkeit und erzwungene Devotion, die diesen Veranstaltungen Karls anhafteten, sollten dem zum Leben erwachenden Dichter bald genug die Augen aufgehen. Aber solange er unbefangenen Gemüts die Gräfin von Hohenheim als gute Fee dieser schöneren Welt verehrte, trug er von ihren Festen in die Schulkaserne neugestärkt mit hinab den Glauben an Güte und Menschlichkeit und jene menschenverbrüdernde Macht der Freude, der ihm nie verloren ging trotz aller Enttäuschungen und Drangsale der nächsten Jahre!

* * *

Es waren ziemlich zwei Jahre seit der oben geschilderten Franziskafeier im Hohenheimer Dörfle vergangen, als Schiller nach langer Pause, jetzt in der ihm verhaßten Feldscheruniform der Stuttgarter Grenadiere, wieder hinaufkam nach Hohenheim. Sein wildwüchsiger Erstling „Die Räuber" hatte in Mannheim die Bühnenprobe glänzend bestanden; zweimal war der Dichter, der trotz seines Dienstes als Regimentsmedikus mit seinen Freunden Petersen, Kapf u. a. das ihnen versagt gewesene flotte Studentenleben nachholte, heimlich in Mannheim gewesen; das revolutionäre Stück, das zuerst anonym erschien, war jetzt in der neuen Ausgabe verbreitet, die Schillers Namen als den des Herausgebers nannte und als Titelvignette den zornig aufsteigenden Löwen mit der Unterschrift „in Tirannos" zeigte. Bald nach der Heimkehr von dem zweiten Ausflug nach Mannheim schickte der Herzog dem mißratenen Zögling ein Pferd aus seinem Marstall und den Befehl, sich sofort in Hohenheim bei ihm zu melden.

Er wollte dem unbotmäßigen Feuerkopf zunächst im Guten ins Gewissen reden. Um ihn gefügig zu machen, empfing er den Delinquenten mit Wohlwollen und draußen im Freien. Er zeigte dem jungen Manne die wirtschaftlichen Anlagen und alle Pracht, die vom Schloß und dem englischen Park schon bestand. Plötzlich brach er hervor: „Er ist auch in Mannheim gewesen! Ich weiß alles!" Schiller leugnete nicht. Aber er nahm für sich das Recht in Anspruch, in seiner Freizeit dem Berufe der Dichtkunst zu leben und als Dichter seinen persönlichen Idealen zu dienen. In Ungnaden wird der Dichter entlassen; zu Fuß muß er nach der Stadt zurückkehren; dort soll er sich unverzüglich auf der Hauptwache melden. Vierzehn Tage Arrest sind ihm zudiktiert.

Auf dem Heimwege hatte Schiller jenseit des weiten Stuttgarter Tals mit der Stadt und ihren Türmen den Hohenasperg vor Augen, den Festungsberg mit dem Staatsgefängnis, hinter dessen Gittern noch immer der Dichter Schubart saß, zur Strafe für Verse und Wirtshausreden, die den Herzog als Tyrannen und „Schulmeisterlein" und Franziska als tugendsame Mätresse verspottet hatten. Ringsum grüßten sein Auge Stätten, die ihn an seine Abhängigkeit vom Herzog mahnten, die Passionsstationen seines Bildungsganges, den er dem Herzog wider Willen hatte danken müssen. Im Schatten des Asperg wußte er Ludwigsburg mit seinen stolzen Schloß- und Parkanlagen liegen; drüben links, jenseit des Heslacher Tals, über dem Waldfirst des Hasenbergs schimmerte zwischen den Buchen und Tannen des Wildparks ein Streifen Weiß, das Lustschloß Solitude, bei dem sich die Gebäudegruppe erhob, die in den ersten Jahren von Schillers Karlsschülerzeit die „Akademie" beherbergt hatte. Jetzt waltete dort auf der Höhe der Vater als Inspektor der Gärten, die des Herzogs Wille dem Walde abgerungen. Wie viel Glanz und Pracht hatte dieser Wille in die schlichte Schönheit des Schwabenlandes hineingezaubert, wie viel Gutes, Nützliches hatte er nicht auch ge-

schaffen, seit der läuternde Einfluß Franziskas sich geltend machte! Aber mit welchen Mitteln, mit welcher Ausbeutung von Mark und Kraft des Landes, mit welcher Verachtung der alten Verfassung der Württemberger, auf Kosten des bürgerlichen Wohlstandes, der Freiheit aller Untertanen! Zu Tausenden waren des Landes Söhne den Eltern weg in das Ausland verkauft worden, um fremden Fürsten als Soldaten in ihren Kriegen zu dienen! Ihn selbst und so manchen anderen der Akademisten hatte die Willkür des Herrschers dem Vaterhaus und dem selbst gewählten Beruf entrissen, weil seine Schöpfung, die Akademie, begabte Zöglinge brauchte: die Eltern hatten widerwillig den Revers unterzeichnen müssen, der den Sohn zum Dank für den genossenen Unterricht für immer in des Herzogs Dienste bannte. Und nun sah er sich in die Feldschersuniform gezwängt bei einem Gehalt von 23 Gulden monatlich! Vergeblich war die Bitte des Vaters gewesen, daß der Herzog ihn außer Dienst Zivil tragen lasse: „Sein Sohn soll Uniform tragen!" war die Antwort gewesen.

Bei seinem zweiten Besuch in Mannheim war Schiller durch den kurpfälzischen Theaterintendanten Heribert v. Dalberg auf die Novelle des Franzosen St. Réal aufmerksam gemacht worden, die den Konflikt zwischen dem Infanten Don Karlos und seinem despotischen Vater behandelte. Aus dem Stoffe ließe sich etwas machen! so hatte der praktische Theatermann das Buch dem jugendlichen Dichter empfohlen. Ob Dalberg dabei wohl daran gedacht hatte, daß Schiller als Karlsschüler jahrelang dazu angehalten worden war, den Herzog als gütigen „Vater" aufzufassen und zu verehren? Aus der Stimmung, in welcher Schiller jetzt an jenem Junitag von Degerloch nach Stuttgart niederstieg, um sich dort auf der Hauptwache als Gefangener zu melden, stammt die erste Charakteristik des Prinzen für das Drama „Don Carlos", das er im nächsten Jahre als Flüchtling zu Bauerbach auszugestalten begann:

„Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heißes Blut
Ist meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend!
Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht — Wenn auch
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz ist gut —"

In der ersten Fassung der großen Szenen des ersten Akts, die in Aranjuez spielen, wie sie März 1785 im ersten Heft von Schillers „Thalia" erschienen, spiegelte Schiller in dem Infanten mit seiner Mission, für „Flandern" zu wirken, viel unmittelbarer sich selbst, als es später die Dresdner Neubearbeitung zuließ. Und im innigsten Zusammenhang stand hier diese Charakteristik mit dem Milieu: die königlichen Gärten von Aranjuez schilderte er nach den Vorbildern, die ihm dafür die Schloßgärten in Hohenheim, auf der Solitude und in Ludwigsburg lieferten. „Ein angenehmer Prospekt von Orangenalleen, Boskagen, Statuen, Urnen und springenden Wassern," so lautete in dieser ersten Fassung die Bühnenvorschrift für die erste Szene. Das erste Auftreten des Prinzen beschrieb die folgende Vorschrift: „Carlos kommt langsam und in Gedanken versenkt aus dunklen Boskagen, seine zerstörte Gestalt verrät den Kampf seiner Seele; einigemal steht er schüchtern still, als wenn er auf etwas horchte. Der Zufall führt ihn vor die Statue der Biblis und des Kaunus, er bleibt nachdenkend davor stehen — indem hört man hinter der Szene eine ländliche Musik von Flöten und Hoboen, die sich allmählich in der Entfernung verliert. Der Prinz verläßt die Statue in großer Bewegung, man sieht Traurigkeit und Wut in seinen Gebärden abwechseln, er rennt heftig auf und nieder und fällt zuletzt matt auf ein Kanapee. Unterdessen zeigt sich im Hintergrund der Pater Domingo und bleibt eine Zeitlang stehen, ihn zu beobachten. Endlich nähert er sich; auf das Geräusch ermuntert sich Carlos und fährt unwillig auf." Gleich die zweite Anrede des Domingo bezieht sich auf die Umgebung:

„Der schönste Frühlingstag — die muntern Gärten —
Und rings herum die blumenvolle Flur —
Der Himmel selbst wetteifert mit der Gegend,
Die Kunst mit der Natur, Sie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
Das prächtige Aranjuez, und doch
In Ihrem Aug' nicht eine Spur der Freude."

Und Carlos antwortet:

„In diesem lachenden Aranjuez
Sieht Carlos nichts — als seine finstre Seele."

Die Königin Elisabeth schilt in diesem Carlosfragment die von Domingo als „Paradies" gerühmte Schöpfung Philipps eine zwar „prächtige Verstümmelung der Werke Gottes", sie findet unerträglich

„die glatten Buchenwände,
Der Bäume banges Ceremoniell,
Die starr und steif und zierlich wie sein Hof
In trauriger Parade um mich gähnen."

Sie rühmt dagegen ihre „Einsiedelei", „in die sich die Natur vor den Verfolgungen der Kunst" geflüchtet habe.

Ganz ebenso bevorzugte die Reichsgräfin Franziska in ihrem „Dörfle" die in den Anlagen befindliche „Köhlerhütte". Von dieser hat Rapp in seiner „Beschreibung des Gartens von Hohenheim" erzählt, daß Franziska in ihr sich eine auserlesene Bibliothek habe aufstellen lassen und zwischen diesen Bücherschätzen am liebsten ihre stillen Stunden verbracht habe. Diese Hütte, die sich an einen abgestorbenen Eichbaum lehnte und durch einen Hain italienischer Pappeln von dem Tempel der Flora getrennt war, entsprach so recht dem Rousseauschen Ideal stimmungsvoller Natureinsamkeit, und nach ihr also gestaltete der junge, für Rousseaus Ideale begeisterte Schiller die „Einsiedelei" der Königin im „Don Carlos".

Wie sehr den Dichter schon vor seiner Flucht die Fragen der damals in hohem Aufschwung befindlichen Gartenkunst, die Herzog Karl so großartig pflegte, interessierten, beweist die Tatsache, daß er in dem von ihm als Regimentsmedikus

in Stuttgart herausgegebenen „Wirtembergischen Repertorium" von seinem Freund Atzel im 2. Stück den Beitrag brachte „Schreiben über einen Versuch in Grabmälern, nebst Proben", wozu er selbst, nach seines Jugendfreundes Petersen Mitteilung, die Denksprüche verfaßte. Jakob Atzel war ein Schüler der Stukkator- und Gartenbauschule auf der Solitude, dann ein Mitschüler Schillers auf der Karlsakademie



Die Köhlerhütte in den Anlagen zu Hohenheim.

gewesen. Die in jenem Aufsatz vorgeschlagenen Grabmäler waren zur Aufstellung in Parkanlagen bestimmt, so das Grabmal Klopstocks mit einer Urne auf einer einfachen Pyramide, über der ein zum Himmel sehender Adler ruht, während an der letzteren die Religion eine Harfe aufhängt, für „einen feierlichen Eichenhain". In dem oben genannten Buche des besten Kenners der schwäbischen Ortsgeschichte, in Julius Hartmanns „Schillers Jugendfreunde", findet sich

bei der Besprechung dieser Atzelschen Arbeit die Frage aufgeworfen: „Ob Herzog Karl durch das Vorhaben, in seinem Hohenheimer Garten solche Denkmäler aufzustellen, den Anstoß zu dem Artikel gegeben, oder auf diesen hin jenen Vorsatz gefaßt, aber nicht ausgeführt hat, muß dahingestellt bleiben.“ Schon hatten nach einer Zeichnung Guibals das Denkmal für den Naturforscher und Dichter Albrecht v. Haller Kunstschüler der Akademie in Gips ausgeführt, als der Herzog den Bebauungsplan änderte und die Aufstellung unterließ. Das Denkmal war mit dem Porträtmedaillon Hallers und einer Urne geschmückt. Urnen haben in den Gärten von Aranjuez, wie sie in Wirklichkeit König Philipp II. von Spanien im Stil der italienisch-französischen Renaissance- und Barockzeit im Tajotal hatte anlegen lassen, wohl schwerlich gestanden: die Bühnenvorschrift Schillers, die wir oben mitteilten, führt ausdrücklich „Urnen“ mit auf. Bekanntlich hat der Dichter, als er schier völlig „abgebrannt“ in Leipzig-Gohlis von den Vorschüssen der Freunde Körner und Göschen lebte, ersterem — seltsam genug — zwei Urnen als Hochzeitsgabe (7. August 1785) dargebracht. Ob diese nicht aus Atzels Werkstatt stammten? Der Dichter fand natürlich in seinem Gratulationsbrief einen sinnigen Grund für die Wahl: „Sehnsucht,“ schrieb er, „sich nie von dem lieben Wesen zu scheiden, das einst unserem Herzen so theuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum seien sie heute das Symbol Eurer Liebe und unsrer Vereinigung.“

In demselben Jahr 1782, in dem das zweite Stück des „Wirtembergischen Repertoriums“ erschien, erfolgten die Vorladungen des Dichters der „Räuber“ nach Hohenheim — im August herrschte ihm hier der Herzog das Wort zu: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr!“ — und in der Nacht vom 22. September die heimliche Flucht Schillers nach Mannheim. Im gleichen Jahre wurden Schillers frühere Mitschüler, der Architekt Jakob

Atzel, die Bildhauer Dannecker und Scheffauer, die Maler Heideloff und Hetsch beim Stuttgarter Hofmarschallamt vereidigt und zur Schloßdeputation befohlen. Dannecker und Scheffauer waren schon seit 1779 am Hohenheimer Schloßbau als Stukkateure beschäftigt.

Aber auch ganz direkt verlieh Schiller dem von ihm in Hohenheim Erlebten als Flüchtling in Bauerbach poetische Spiegelung: in „Kabale und Liebe". Alle die Szenen des



Die Einsiedelei in den Anlagen zu Hohenheim.

2. Aktes, die „im Palais" der Lady Milford spielen, sind von einer glutsprachigen Kritik durchdrungen, die der sich selbst behauptende Dichter an dem Regiment Karl Eugens übte. Seine günstige Auffassung vom Charakter der Franziska von Hohenheim arbeitete mit am Charakterbilde der Lady Milford. „Kann der Herzog Gesetze der Menschheit verdrehen?" — diese heißaufwallende Frage seines Ferdinand entstammte dem eigenen Herzen, und ein direkter Hinweis auf des Herzogs Schloß- und Parkschöpfungen auf der Solitude und in Hohenheim war es, wenn er Lady Milford ausrufen ließ:

„Er ruft Paradiese aus Wildnissen, läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bogen gen Himmel springen, oder das Mark seiner Untertanen in einem Feuerwerk hinpuffen. — Aber kann er auch seinem Herzen befehlen, gegen ein großes, feuriges Herz groß und feurig zu schlagen?"

* * *

Hatte die nie verwundene Sehnsucht des Dichters nach der Heimat und nach den Seinen auch allein die längst geplante Reise veranlaßt, so begleitete ihn doch im Sommer 1793 nach Schwaben auch der lebhafte Wunsch, jetzt endlich, nachdem ihm die Fremde Amt und Würden erteilt, mit dem Herzog Karl seinen Frieden zu machen. Wie wenig gleichgültig ihm dies Verhältnis war, wußte sein Vater; dem hatte er schon 1790 nach dem außerordentlichen Erfolg von Göschens „Damenkalender" mit der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" in Bezug auf den Herzog Karl geschrieben: „Auch vor seine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache." Im Hinblick auf ihn war ihm schon die Ernennung zum weimarischen Rat durch den Herzog Karl August von Weimar eine besondere Genugtuung gewesen. Inzwischen hatte ihm der Dichtersold, den ihm Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und Graf Schimmelmann ausgesetzt, um sein Leben für einige Jahre sorgenfrei zu gestalten, die Mittel zur Reise gewährt, und das Stuttgarter Hoftheater, das schon 1784 die „Räuber" gegeben, hatte 1792 sogar „Kabale und Liebe" auf die Bühne gebracht. Freilich nur einmal, wie Schillers Mutter dem Sohn nach Jena mitteilte, „weil die Noblesse sich beschwerte," während der Prinz (wohl Ludwig Eugen) „beständig Beifall gebracht habe und sehr vergnügt gewesen sei". Die beiden Schwestern Schillers, Luise und das Nanele, hatten unentgeltlich auf dem besten Platz der Vorstellung beiwohnen dürfen. Der Herzog Karl war aber damals schon schwer leidend, und es ist wenig

wahrscheinlich, daß jene Aufführung unter seiner besonderen vollbewußten Genehmigung stattfand; sie war wohl das Werk des bereits sehr mächtigen Einflusses seines Bruders Ludwig Eugen, der bald sein Nachfolger wurde, und der vielen Freunde, die Schiller von der Karlsschule her unter den höheren Hofbeamten wie am Theater besaß, wo der treue Jugendfreund Zumsteeg jetzt Direktor der Oper war.

Jedenfalls hielt es Schiller nicht für nötig, dem Rat seines Vaters zu folgen, sich in Formen der Selbstdemütigung an den Herrscher zu wenden, um von ihm die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat zu erbitten. Das Schreiben, das Schiller nach seiner Ankunft in Heilbronn, also auf reichsstädtischem, aber doch schon schwäbischem Boden an den greisen Herzog in Hohenheim richtete, war in einem zuversichtlichen Tone „im Sinn eines dankbaren ehemaligen Zöglings" gehalten, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten, wie Karoline v. Wolzogen in ihrem Buche „Schillers Leben" berichtet hat. Aber vom Herzog kam keine Antwort, und nur indirekt, von Freunden, zu denen gewiß der alte Schulkamerad Friedrich Haug zählte, der Sohn Balthasar Haugs, der jetzt Geheimsekretär Karl Eugens war, erhielt der Dichter nach längerem vergeblichen Warten die Nachricht, der Herzog habe geäußert: „Schiller wird nach Stuttgart kommen und von mir ignoriert werden."

Als Gunstbeweis des Herzogs durfte es gelten, daß er dem Hauptmann Schiller den nunmehr von diesem erbetenen Urlaub bewilligte, um seinen Sohn in Heilbronn jeweilen besuchen zu dürfen. Als Schiller dann nach Ludwigsburg übergesiedelt war, kamen die Eltern den Lieben, die am 14. September 1793 mit ihnen durch die Geburt eines Sohnes hochbeglückt wurden, noch näher. In Ludwigsburg erlebte der Dichter, einige Wochen später, den Tod des Herzogs Karl Eugen. In der Fürstengruft des Ludwigsburger Schlosses wurde unter nächtlichem Schaugepränge seine Leiche

beigesetzt, nachdem er in der Nacht zum 24. Oktober in Hohenheim gestorben war.

Das Ereignis mußte Schiller in tiefster Seele aufregen. Auf einem Spaziergang mit Hoven entlockte ihm der Blick auf das Grabgewölbe die Worte: „Da ruht er also, dieser rastlos tätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überdauert, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Toten begraben werden." Man hat diesen sehr natürlichen Ausdruck eines versöhnlichen Gefühls als ein Pater peccavi gedeutet; dem widerspricht der gleichzeitige Brief des Dichters an Körner in Dresden, in dem es heißt: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer, daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu tun hatten wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben," wobei der Nachsatz nicht zu übersehen ist: „Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Worts."

Die günstige Äußerung gegen Hoven war in Schillers frischesten Erfahrungen begründet. Von Ludwigsburg aus, dessen Porzellan- und Fayencefabrik unter dem verstorbenen Fürsten zu einer wahren Kunstanstalt sich entwickelt hatte, deren reizende Erzeugnisse ebenso wie die der Spiegelberger Spiegelfabrik im Oberamt Backnang auch außerhalb Württembergs beträchtlichen Absatz fanden, war Schiller auch in Stuttgart gewesen. Er hatte hier die alten Beziehungen zu vielen seiner früheren Mitschüler aufgenommen, die alle auf Grund der in der Karlsakademie erhaltenen Bildung zu angesehenen Männern, teils im Staatsdienst und in der Armee, teils in Kunst und Wissenschaft herangereift waren. Zu seinem Staunen sah er in Stuttgart ein wahrhaftes Kunstleben in Blüte gekommen, an dem seine alten Freunde, der Musikus Zumsteeg, die Bildhauer Dannecker und Scheffauer, die Maler Heideloff und Hetsch den maßgebenden Anteil

hatten. Die bildenden Künstler hatten sämtlich auf Kosten Karls in Paris und Rom ihre künstlerische Ausbildung vollendet und befanden sich jetzt als Professoren der Karlsschule oder als Hofkünstler in Amt und Stellung. Als vier Jahre später Goethe in diesem Künstlerkreise eine Reihe von Tagen verkehrt hatte, sagte er beim Abschied zu Dannecker: „Nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich sie in Rom lebte!“ Und nach diesem Aufenthalt schrieb Goethe an seinen Herzog über Karl Eugen: „Herzog Karl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisierung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niederen Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern.“ Zu dieser Erkenntnis war Schiller im Genuß des anregenden Verkehrs mit den genannten Freunden schon vor dem Tode Herzog Karls gekommen. Die puritanische Art, mit der Karls Bruder Ludwig Eugen, sein Nachfolger, sogleich beim Antritt seiner Regierung sich in Gegensatz zu allem stellte, was der souveräne Wille seines Vorgängers geschaffen, brachte den Dichter bald noch entschiedener auf die Seite derer, die das Gute und Schöne, was dieser Wille, wenn auch nur zur Befriedigung seiner Launen, geschaffen, dankbar anerkannten. Sah doch der Dichter auch die gesamte Interessenwelt, das Wirken und die Erfolge seines eigenen Vaters mit den Schöpfungen des Verstorbenen innig verwachsen.

Schon als Werbeoffizier in Lorch hatte der Hauptmann Johann Kaspar Schiller in den „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in Württemberg“ (1767 gedruckt bei Chr. Friedr. Cotta in Stuttgart) die Baumzucht in einem besonderen Abschnitt behandelt. In Ludwigsburg hatte er dann, noch als aktiver Offizier, hinter seinem Hause den Baumgarten angelegt, der das Interesse des Herzogs Karl

in dem Maße weckte, daß er den Hauptmann auf die Solitude als Gartenintendanten berief, auf daß er hier neben dem Lustgarten des Schlosses eine große Baumschule errichte. Als es ihm nach 11 Jahren hingebungsvoller Tätigkeit gelungen war, „die Anzahl von 22400 Stücken an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern teils nach Hohenheim, teils an die Gärten der Solitude abzugeben, und auch alle öffentlichen Alleen und Wege des Landes mit hochstämmigen Bäumen besetzt hatte", gab er sein zweites Werk (gleich dem ersten anonym) unter dem Titel „Vorläufige Gedanken über die Baumzucht im großen zur Besetzung der Haupt- und Landstraßen" heraus, für das ihm sein ferner Fritz in dem Leipziger Buchhändler Göschen einen Verleger fand. Als nun der Sohn als wohlbestellter Professor und berühmter Dichter im Herbst 1793 die Heimat besuchte, hatte der Vater bereits ein neues Werk unter der Feder „Die Baumzucht im großen, aus zwanzigjährigen Erfahrungen im kleinen", dessen ersten Teil er samt den dazugehörigen Abbildungen von allerhand Obstsorten gerade in der Zeit vollendete, die der Sohn in Schwaben verbrachte. Natürlich wurde dieser mit dem Manuskript und den Bildern bekannt gemacht, sobald er zum ersten Male auf der Solitude wieder erschien. Wie der Verkehr mit dem Sohn, für dessen Bedeutung er längst ein volles Verständnis gefunden hatte, auf den Hauptmann Schiller wirkte, das läßt uns ein Satz in der Vorrede erkennen, der sich an die Fürsten und Vornehmen wendet: „Ihr Mächtigen in der Welt, hohe Landes-Regenten und Obrigkeiten! — Niemand ausgeschlossen, welcher Macht und Vermögen hat, den Wohlstand seiner Zeitgenossen und Nachkommen zu befördern — lasset euch zur Stiftung eines Denkmals bewegen, das dereinst noch von der Größe eurer wohltätigen Unternehmungen und von eurem rühmlichen Dasein auch der Nachwelt zeugen wird! Die Erde ist gleichsam ein Stoff, den euch die Vorsehung ausgeteilt und unter eure Hände gegeben hat: sie soll nicht nur auf die würdigste Art zum Nutzen der

Menschen gebraucht, sie soll auch verschönert werden! Dem niedern Landmann sind eure Lusthäuser, eure Gärten verschlossen; entschädigt ihn mit dem Anschauen und Genuß von tausend Baum-Alleen, und seine Enkel werden euch dafür segnen!" So schwang sich der siebzigjährige alte Herr zu einem — Posa der Baumzucht auf.

Der vertrauliche Umgang Schillers in dieser Zeit mit dem Vater mußte ihn naturgemäß für alles, was Gartenkultur und Gartenkunst, was die Solitude und Hohenheim betraf, ganz besonders empfänglich machen. Der Verkehr mit dem Dichter Matthisson, dem Landschaftsmaler unter den damaligen Dichtern, und den oben genannten Künstlern, die an Schloß und Park Hohenheim Jahre hindurch beschäftigt gewesen waren, richtete seine Gedanken auf das Ästhetische dieser Interessenwelt. Das steigerte sich noch, als Schiller mit Weib und Kind den herrlichen Frühling in Stuttgart verbrachte. In dem Gärtnerhaus der herzoglichen Küchengärten fand er seine Unterkunft. Dies Haus (jetzt Augustenstraße 9 1/2) war jenseits der Stadtmauer zu Füßen des Hasenbergs inmitten großer Gärten gelegen und bot dem leider oft schwer von seinen Brustkrämpfen heimgesuchten Dichter ein erquickliches Asyl. In den Laubgängen des Hofküchengartens genoß er an der Seite seiner frisch erblühenden Gattin mit vollen Zügen das durch den kleinen Karl so wesentlich erhöhte Familienglück, und wir tun der dermaligen Wirklichkeit wohl keinen Zwang an, wenn wir uns ausmalen, wie der zu Besuch von der Solitude in die Stadt gekommene Großpapa für den kleinen Karl ein paar rotbackige Winteräpfel eigener Zucht mitbringt, deren Duft dem Sohn Fritz stets so angenehm war. Daß der Dichter in diesem Garten zum Osterfest dem nun ein halbes Jahr alten Söhnchen vom Osterhasen Eier legen ließ, die er selbst nach dem Herkommen des Elternhauses gefärbt hatte, hat mir der oben schon genannte Enkel des Komponisten Zumsteeg, Rudolf Zumsteeg, bezeugt; seine eigene Mutter, Charlotte Rapp, hat da-

mals dem kleinen Karl als dessen etwas älterer Spielkamerad die versteckten Eier suchen helfen.

In diesem Gartenhaus arbeitete er am „Wallenstein“ und an den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“, und sein ausruhender Blick konnte sich durch die Fenster an dem dunklen Grün des Bopserwalds laben, in dessen Schatten er einst seinen vertrautesten Mitschülern, darunter Dannecker und Heideloff, aus den „Räubern“ heimlich vorgelesen hatte. Hier empfing er jetzt den Besuch dieser und anderer Freunde und genoß mit tiefster Befriedigung den Verkehr, der sich in der Mitteilung an Körner spiegelt: „Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade, und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der Eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. — Auch ist hier ein passables Theater mit einem vortrefflichen Orchester und sehr gutem Ballett. Unter den Künstlern ist Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der beste. Ein wahres Kunstgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang tut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modelliert jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird.“ Auch Scheffauer modellierte den Dichter damals; der Kupferstecher J. G. Müller stach sein Porträt und die hochbegabte Schwester seines Jugendfreunds Reichenbach, Ludovike Simanowitz, schuf die vorzüglichen Porträts von ihm und seiner Frau. Durch Dannecker wurde Schiller auch mit dessen Schwager Heinrich Rapp, einem vom lebhaftesten Kunstinteresse beseelten Kaufmann, bekannt, der die vom Vater ererbte Tuchhandlung in der Stiftsstraße mit großem Erfolg betrieb, seine Muße aber ebenso eifrig der Landschaftsmalerei und der Pflege seines Gartens an der unteren Neckarstraße widmete. Mit Dannecker, der bis zur Übersiedelung auf den Schloßplatz sein Nachbar war, stand er auf dem vertrautesten Fuße, und in geschäftlichen Dingen kam er dem unpraktischen

Künstler gern mit seiner Weltgewandtheit und Erfahrung zu Hilfe. „Ohne seinen Rapp," äußerte später Theodor Wagner, der Lieblingsschüler des Meisters, „hätte Dannecker weder eine Ariadne noch eine Nymphengruppe geschaffen."

Im Jahre 1789 hatte Rapp vom Herzog Karl mit dem Titel eines herzoglichen Spiegelverwalters den Verkauf der auf der herzoglichen Spiegelfabrik zu Spiegelberg verfertigten Spiegel und Gläser übertragen bekommen, und in seinem schönen Haus in der Stiftsstraße, das neuerdings von seinem heutigen Besitzer, dem Buchhändler Paul Kurtz, stilgemäß hergestellt wurde, hatte er seitdem ein Magazin von Spiegeln, Wandleuchtern, Laternen u. dergl. unterhalten. Bei der Ausschmückung des Schlosses Hohenheim hatten die Erzeugnisse der Spiegelfabrik eine große Rolle gespielt; so wurden auch Rapps persönliche Interessen berührt, als die Regierung die weitere Ausstattung von Schloß Hohenheim einstellen und die Spiegelfabrik eingehen ließ.

Wie sehr Rapp die großartigen Parkanlagen in Hohenheim liebte und wie genau er sie kannte, davon ist ein schöner Beweis die eingangs erwähnte „Beschreibung des Gartens in Hohenheim", deren Anfang gerade damals entstand, als er durch Danneckers innigen Verkehr mit Schiller zu diesem freundschaftliche Beziehungen gewann.

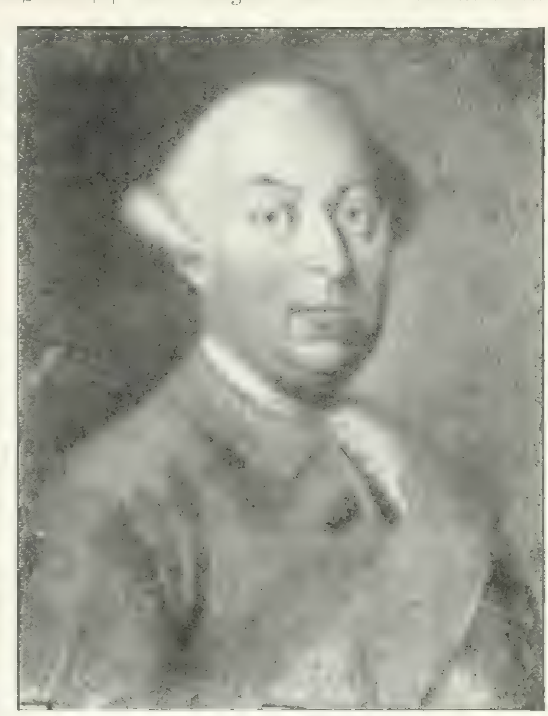
Der Buchhändler Johann Friedrich Cotta, der später als Verleger von Schillers und Goethes Werken so berühmt werden sollte, damals noch in Tübingen ansässig, hatte für das von ihm neugeplante „Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde" Rapp zum Mitarbeiter gewonnen. Dieser lieferte außer einem kurzen Text zu Zeichnungen von schönen Gefäßen, kleinen Altären und Monumenten zum Gebrauch als Gartenverzierungen vom Hofbildhauer Isopi, Danneckers Ateliergenossen, und der größeren Abhandlung „Fragmentarische Beiträge zu ästhetischer Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks", den Anfang jener Beschreibung der Hohenheimer Anlagen, die in den Jahrgängen 1796—99 des „Garten-

kalender" fortgesetzt wurde, und mit Kupfern nach Aquarellen des oben genannten Malers Viktor Heideloff, in kleinerem Maßstab vermutlich von Rapp selbst umgezeichnet und von dem älteren Duttenhofer, von d'Argent, Schöpflin u. a. gestochen, ausgestattet war.

Es ist wohl nicht fehlgegriffen, wenn wir annehmen, daß Cotta im Verein mit Rapp durch dieses Unternehmen für den Fortbestand der durch Herzog Karls fürstliche Besucher zur Weltberühmtheit gelangten Anlagen wirken wollte. Wir dürfen dabei nicht außer acht lassen, daß ein anderer Schwager Rapps, Johann Christoph Schwab, der Vater des Dichters Gustav Schwab, bisher Professor an der jetzt aufgelösten Karlsschule und Sekretär in Herzog Karls Geheimkabinett, unter Herzog Ludwig Eugen Vorstand der herzoglichen Geheimkanzlei wurde, während anderseits der auch schon genannte geistreiche, als Dichter von Epigrammen hervorragende Jugendfreund Schillers Friedrich Haug, bisher gleichfalls Sekretär in Karls Geheimkabinett, nach dessen Tod Sekretär in der verfassungsmäßigen Geheimen Ratskanzlei wurde. Diese Berater des neuen Herzogs konnten gewiß in der Frage der Fortexistenz von Hohenheim gewichtigen Einfluß ausüben, und in der Tat blieben das Schloß und die Anlagen zunächst in ihrem Bestande erhalten und wurden dem Erbprinzen Friedrich zum Genuß überlassen.

Erst nach dessen Regierungsantritt, der vier Jahre später erfolgte, begann der Verfall der Anlagen. „Aus dem Schloß wurden," so berichtet die Oberamtsbeschreibung von „Stuttgart Amt", „alle Gegenstände von Wert nach Ludwigsburg (z. T. nach Monrepos) gebracht, einzelne Bauteile ausgebrochen, viele Gebäude ganz abgetragen, die herrlichen Anlagen ihrer meisten Zierden beraubt, die Gutsumzäunung samt den Pappelalleen entfernt: was noch von der alten Pracht übrig war, fand vollends sein Ende, als in den Kriegsjahren die Schloßgebäude zu wiederholten Malen zu Militärspitälern gebraucht wurden." Ich verweise auf meinen Aufsatz „Des

Sängers Fluch. Zur Aufhellung von Schillers Anteil an Uhlands Ballade" im 10. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins. Das Grabmal des Eremiten, mit der an das Bußmanifest Karl Eugens von 1778 erinnernden Inschrift, nebst anderen Resten, die 1814 Ludwig Uhland noch sah, verschwand wie das stolze Standbild aus Erz, das Friedrich Eugen seinem Bruder im Jahre 1795 in den Anlagen errichten ließ. Von den Gebäuden des „englischen Dorfes" ist allein das „Spielhaus" wenigstens mit seinen Grundmauern stehen geblieben; im Jahre 1841 wurde es zur Wohnung für den Hofgärtner umgebaut.



Herzog Karl von Württemberg.

In den Monaten, die Schiller in Stuttgart im vertrauten Verkehr mit Dannecker und Rapp verlebte, war das Schicksal von Hohenheim noch ungewiß. Zunächst hatte die Bau- und Gartendirektion die bisher nur den Gästen des Herzogs Karl zugänglichen Anlagen dem allgemeinen Zutritt geöffnet. Von nah und fern strömten Tausende herbei, die Wunder-

werke anzustaunen. „Ganz Stuttgart" wallfahrtete in diesen Tagen hinauf. Wie hätte Schiller, der Sohn des Baumzüchters, der seit Jahren seine besten Pfleglinge in die Anlagen von Hohenheim geliefert, der Freund der Männer, die sie mit den Werken ihrer Kunst geschmückt hatten, sich ausschließen können? Tief ergriffen von der Erregung, die in Stuttgart infolge der Auflösung der Karlsschule herrschte, zeigt ihn uns sein Brief vom 17. März an Körner, in dem es heißt: „Die Militärakademie ist jetzt aufgehoben; und dies wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüte war. Außer den beträchtlichen Revenuen, welche Stuttgart daraus zog, hat dieses Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet: da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachen, sondern auch die mehrsten subalternen und mittleren Stellen durch akademische Zöglinge besetzt sind." Überliefert ist uns ferner, daß Schiller mit seiner Lotte die verödeten Räume der Akademie durchschritt, wobei er sich gewiß wehmutsvoll der Zeiten erinnerte, da er hier als ehrgeiziger Eleve durch Festreden und schwärmerische Gedichte vor dem Herzog Karl und der „engelgleichen" Franziska die ersten Proben seines Talents gegeben hatte. Wie mögen diese Zeiten in ihm wach geworden sein, als er an einem schönen Frühlingstage den Weg nach Degerloch und Hohenheim frei und stolz hinaufschritt, auf welchem einst in ihm unter so ganz anderen Verhältnissen der Plan zur Flucht aus der Heimat gereift war!

Wie sehr aber der ganze damalige Verkehr mit Rapp und Dannecker gleich dem mit dem Vater geeignet war, in dem Dichter das Interesse für alle Fragen der Gartenkunst zu nähren, dafür hat kürzlich der unermüdliche schwäbische Schillerforscher Julius Hartmann ein unmittelbares Zeugnis beigebracht in einem der Briefe von Freunden Schillers an diesen, die er für die Zeitschrift „Euphorion" zusammengestellt

und erläutert hat. Der Brief Rapps wurde am 13. Juli 1794 an Schiller nach Jena gerichtet, wohin dieser von Stuttgart am 6. Mai mit Weib und Kind heimgereist war. Er war die Antwort auf einen Brief Schillers, der leider verloren gegangen ist, und äußerte die herzlichste Freude über diesen Beweis treuen Gedenkens. Am Schluß schrieb Rapp: „Könnten Sie, Liebster, nur manchmalen an einem schönen Sommer-Abend bei uns seyn und eine kleine Wanderung nach dem kleinen Garten mitmachen! Mit den Anlagen geht es so ordentlich, und wenn die Hütte nach dem Vorschlag der Frau Hofräthin zu Stande kommt, was doch leicht geschehen könnte, so sollte sie billig von Ihnen eingeweiht werden. Sie müßte dann denn Nahmen ihrer Stifterin tragen!" Gemeint war der Rappsche Garten in der Neckarstraße, in dem also Schiller mit seiner Frau als Gast der Rappschen Eheleute öfter geweilt haben muß.

So begreift sich aus den verschiedensten persönlichen Gründen das ungewöhnliche Interesse, das Schiller an dem Erscheinen des Cottaschen „Gartenkalenders" und den darin enthaltenen Rappschen Aufsätzen nahm.

Cotta sandte unterm 15. September 1794 den schmucken Almanach dem Dichter nach Jena mit der Anfrage: „Könnten Sie mir nicht eine Rezension in die ‚Allgem. Literatur-Zeitung' in Bälde bewirken?" Wenige Tage später richtete Schiller an den Herausgeber der „Jenaer Literatur-Zeitung", Professor Schütz, die entsprechende Anfrage. Er würde die Gelegenheit nehmen, in der Besprechung des Buchs sein Glaubensbekenntnis über die deutschen Parks und dergleichen abzulegen.

Ein „Glaubensbekenntnis"! So ernst nahm Schiller diese Angelegenheit. Und in der Tat enthalten die ersten Seiten der Abhandlung grundlegende Sätze einer vernunftgemäßen Gartenästhetik. Er zeigt die Übertreibungen auf, die sowohl der französische wie der englische Geschmack damals auf diesem Gebiete in Deutschland gefunden hatte. Seine positiven Ur-

teile zur Begründung einer Ästhetik der Gartenkunst wurzeln schon ganz in der Erkenntnis, die Semper später in seinem Werk vom Stil durchführte: das Zweckmäßige sei das Schöne. Er findet sowohl den Anschluß an die Architektur wie den Anspruch der Phantasie auf Freiheit berechtigt: er beweist „daß es zwar abgeschmackt und widersinnig sei, in einer Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirts entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen".

Durch diese allgemeinen Ausführungen beschränkte er das im Eingang dieses Aufsatzes hervorgehobene Lob, das er der Gartenschöpfung des Herzogs Karl in Hohenheim zu zollen im stande war. Und dem ästhetischen Glaubensbekenntnis ließ er dann am Schluß ein anderes Bekenntnis folgen, das öffentlich darlegte, er habe seinen Frieden mit dem verstorbenen Herzog gemacht, dessen Despotie ihn einst aus der schwäbischen Heimat vertrieben hatte. Das Gemälde der Hohenheimer Anlagen, führte er aus, sei zugleich ein bezeichnendes Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers, „der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand". So, ohne seinem Bürgerstolz noch seiner Wahrheitsliebe etwas zu vergeben, hat Schiller auch diese Gewissensfrage gelöst.

Der Besuch in Hohenheim mit Dannecker und Rapp, die Vorstellung, daß die Parkanlagen mit ihren vielen Altertümlichkeiten und Landhäusern eine ländliche Kolonie inmitten der Ruinen einer römischen Stadt darstellen sollten, sein Nachdenken über die historischen Probleme der Herrschaft und Freiheit, das sowohl die „ästhetischen Briefe", der Stoff des „Wallenstein", wie die politischen Ereignisse in Frankreich und Deutschland anregten, trieben im Laufe des nächsten Jahres dann die unvergänglich schöne poetische Frucht, die

Elegie „Der Spaziergang". Die Hinwendung seines Geschmacks zur Kunst der Antike, die durch den Verkehr mit Dannecker so wesentlich gefördert worden war und jetzt in Jena dank der Freundschaft mit Goethe fruchtbar sich regte, reizte ihn zu einem Versuch im elegischen Ton und im elegischen Versmaß der Alten. Dazu kam die gleichfalls in Stuttgart gemachte Bekanntschaft mit Matthisson und dessen Gedichten voll poetischer Landschaftsschilderung, wie „Alpenwanderer" und „Alpenreise" (vgl. den oben zitierten Aufsatz von Frey im „Marbacher Schillerbuch 1905"), deren Einfluß auf den „Spaziergang" aber doch nur ein äußerlicher ist. In der Rezension des Cottaschen „Gartenkalenders" hatte der Eindruck des Hohenheimer Parks, wie wir sahen, die schöne Charakteristik erfahren, daß er „die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, auf eine rührende Art miteinander verbinde": „das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens". Der „Weg von Stuttgart nach Hohenheim", der ihm als eine „versinnlichte Geschichte der Gartenkunst" erschienen war, idealisierte sich ihm zu der Landschaft, die er im „Spaziergang" schildert, um auf ihn im Geiste als Poet — nicht nach Hohenheim, sondern in eine wirkliche alte Stadt zu wandern und aus ihrem Anblick den großen Gang der Kultur überhaupt, den die Menschheit dem Zusammenschluß des Lebens in den Städten verdankt, ja bis in ihre Entartung, abzuleiten.

In Jena entstand das Gedicht, und in Jena hat sich die Überzeugung aus der Schillerzeit erhalten, daß dem Dichter der Anblick des über der Stadt aufragenden Hausbergs die schönen Verse des Anfangs eingegeben habe:

„Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint" —

ein Anfang, auf den dann der Schluß des ganzen Gedichts mit großartigem Schwung der Phantasie zurückweist:

„Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns!“ Erich Schmidt, ein Sohn Jenas, hat in seiner Rede zur Schillerfeier 1905 im Berliner Opernhaus dieser Überzeugung als der seinen feierlichen Ausdruck verliehen, und auch ich kann sie nur teilen. Auch die liebe Saalestadt in Thüringen, die dem Dichter zur zweiten Heimat wurde, hat ihren Anteil an dem reichen Lokalkolorit des Gedichts gehabt, das wie kein anderes die Landschaft seiner schwäbischen Heimat, die Reize des „Wegs von Stuttgart nach Hohenheim“ verherrlicht hat. In ihm schlug Schiller zuerst den vaterländischen Ton an . . .

„Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.“

Im Prolog zum „Wallenstein“, in der „Jungfrau von Orleans“ kehrte der hier gefundene Ton wieder, und als Apostel opferfreudiger Vaterlandsliebe nahm der Dichter ihn am Schluß seines Lebens im „Tell“ auf:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“

Ist es nicht ein schönes Ergebnis dieser Untersuchung — die Feststellung, daß die wieder erstarkte Liebe Schillers zur engeren, zur Schwabenheimat, den großen Freiheitsdichter auf die Bahn gebracht hat, auf der er nach des alten Deutschen Reichs Zusammenbruch der begeisternde Prophet der Kämpfe wurde, denen wir die Gründung des neuen Deutschen Reichs zu danken haben?

Drei Briefe Schillers
an Karoline von Dacheröden.

Mitgeteilt von

Albert Leitzmann.

In den für Schillers Leben so bedeutungsvollen Lauchstädter Augusttagen des Jahres 1789, in denen seine Verbindung mit Lotte von Lengefeld sich entschied, hat er auch Karoline von Dacheröden, die intime Freundin seiner Schwägerin und Braut, die spätere Braut und Gattin Wilhelm von Humboldts, kennen gelernt, die mit den Schwestern zur Kur dort anwesend war. Aus dem freundschaftlichen Briefwechsel, der sich bald darauf zwischen Schiller und ihr entspann und der die späteren so engen Beziehungen zwischen den Familien Schiller und Humboldt stimmungsvoll einleitet, haben sich ein paar vereinzelte Stücke erhalten, die ich aus den Schätzen des Tegeler Archivs hier mitteilen darf.

1 [1].

Jena den 21. August 89.

Heute morgen sind unsre zwey Freundinnen von Jena abgereis't [2], und Caroline B. hat mir diesen Einschluß an ihre liebe Caroline D. zurückgelassen, den ich unmöglich so ganz allein fortschicken kann. Mit Ungeduld haben wir auf

---

[1]) Einen Auszug aus diesem Brief gibt Karoline in einem Schreiben an Lotte vom 27. August (Charlotte von Schiller 2, 148); vgl. auch Schiller und Lotte 2, 24. Karolinens Antwort vom 8. September ist ebenda 2, 49 gedruckt.

[2]) Die Schwestern fuhren am 19. August von Lauchstädt nach Jena, am 21. von dort nach Rudolstadt (Schiller und Lotte 2, 9).

einen Boten aus Burgörner gewartet, der uns von Ihrer glücklichen Ankunft und Ihrem Befinden gute Nachrichten bringen sollte, aber es kam keiner [1]), und wir schieden, unsrer lieben Freundinn Caroline wegen, voll Unruhe auseinander. Lassen Sie uns doch nicht lange darinn, und sagen uns ja recht bald, daß Sie gesund sind.

Karoline hat mir erzählt, wie schwer Ihnen der Abschied geworden ist, und dieß ließ sich vermuthen. Sie lebten in so schöner Harmonie miteinander, Sie sind einander so viel und könnten sich so glücklich machen. Selten findet sich ein so liebes einstimmiges Dreyblatt zusammen. Es hat mich lebhaft gerührt, und wie wenig wäre mir zu wünschen übrig, wenn ich diese schöne Harmonie mit Ihnen theilen könnte. Ich fürchte, der Himmel hat mir diese Freude nur gezeigt, um meiner Phantasie ein Ideal vorzuhalten, das nie zur Wirklichkeit gedeyhen wird. Wieviel hat Karoline mir von Ihnen gesprochen und wie unerschöpflich war sie, so oft sie mir von Ihnen sprach — und doch habe ich gefunden, daß sie mir noch weit mehr verschwiegen hat. Die drey Tage, die ich bey Ihnen zubrachte, werden mir auch aus dieser Ursache unvergeßlich seyn. Werden wir solche Tage auch in Zukunft wiederhohlen? Diese Hofnung beschäftigt meine heitersten Stunden, aber ich nehme sie in einem Umfang, der fast zu groß und zu kühn ist, um in Erfüllung zu gehen.

Lassen Sie mich hoffen, beste Karoline, daß Sie auch mich zuweilen mit einschließen, wenn Sie Ihrer Freundinnen gedenken. Binden Sie uns zusammen in Ihrer Erinnerung, so wird der Himmel uns nicht trennen. Ich habe ja auch sonst noch kein andres Recht an Ihre Freundschaft, als daß ich die liebe, die Sie lieben. Unser kurzes Beysammenseyn konnte mir noch keines erwerben; und auf Treu und Glauben müssen Sie mich einstweilen annehmen, biß ich es Ihnen lebhafter machen kann, wie nah Ihnen meine Seele ist.

---

[1]) Vgl. Schiller und Lotte 2, 10.

Oft freut michs, Sie einsam zu wissen, oder doch so gut als einsam. Vielleicht sind Sie uns dann näher, und der zarte Keim unsrer neugestifteten Freundschaft kann desto ungestörter treiben. Wieviel überhaubt sind Sie selbst — und alle Ihre Freunde dieser Einsamkeit schuldig, worinn Ihr Geist sich gebildet hat. Sie haben sich selbst behalten, und nichts hat Ihre Seele zerstreut, weil nichts da war sie zu befriedigen. Vergeben Sie es Ihrem Schicksal immer, daß es sich so leidend gegen Sie verhielt — desto mehr konnten Sie selbst sich geben.

Karoline hat mir lustige Entwürfe mitgetheilt, die der Himmel in einer eben so lustigen Laune zur Ausführung bringen möge![1]) Wenn dieß geschieht — so will ich an nichts mehr zweifeln, was Sie unternehmen: so will ich auch glauben, daß man gewiße Leute hätte dahinbringen können — zu reiten[2]).

Bleiben Sie gesund und heiter, so wird der schöne Herbst und das stille freundliche Leben auf dem Lande, der Genius der Freundschaft, und die Hofnung einer schönen Zukunft das übrige thun. Leben Sie wohl. In 3 oder 4 Wochen sehe ich Ihre Schwestern wieder und auf längere Zeit[3]), dann werden wir uns der abwesenden oft erinnern!

Schiller.

---

[1]) Gemeint ist der Plan, Frau von Lengefeld mit Karolinens Vater zu verheiraten (Schiller und Lotte 2, 15. 18. 27; Charlotte von Schiller 2, 148).

[2]) Diese Anspielung vermag ich nicht zu deuten.

[3]) Schiller verbrachte die akademischen Ferien vom 18. September bis 22. Oktober in Rudolstadt und Volkstedt (Schiller und Lotte 2, 50).

2.

[Rudolstadt, erste Hälfte Oktober 1789.]

....[1] Sie haben uns mit der Nachricht von Ihrer Beßerung[2] aus einer großen Angst gerissen, die uns überzeugte, wie nothwendig Karoline zu unserer Glückseligkeit ist. Aber Ihre Gesundheit recht zu bevestigen würde jezt nichts beßers gethan werden können, als wenn Sie Sich durch eine kleine Reise zu Ihren Freundinnen in R. zerstreuten, um dort gelegenheitlich auch einen großen Arzt in der Person Ihres Freundes zu consultiren[3]. Dieses Vergnügen sind Sie Ihren beiden Schwestern für die Unruhe schuldig, die sie so lange um Sie gehabt haben, und der liebe Papa der Sie nach Halle geführt hat[4], wird den Weg von Erfurt nach Rudolstadt auch nicht zu weit finden. Wenn Sie recht bald kommen, so habe auch Ich noch die Freude, Sie vor meinem Abschied zu sehen.

Kommen Sie ja. An neuen Gemählden, wie die, welche in der Gallerie zu Lauchstädt aufgestellt sind, soll es nicht fehlen, und ich habe erst kürzlich Stoff zu einem neuen Tableau erhalten, an dem ich nächstens meine Kunst versuchen will[5].

Leben Sie wohl und überzeugen Sie uns bald wieder durch Briefe, daß Sie ganz wieder hergestellt sind.

S.

[1] Der Anfang des nur ein Oktavblatt umfassenden Briefes scheint mit dem Datum zu fehlen.

[2] Vgl. Karolinens von Beulwitz Bericht an Becker vom 4. oder 9. Oktober (Archiv für Literaturgeschichte 14, 423).

[3] Vgl. Schillers Urteil über Karolinens Krankheit (Schiller und Lotte 2, 45).

[4] Um dort Meckel zu konsultieren (Archiv für Literaturgeschichte 14, 423).

[5] Mit diesem Scherz hängt wohl auch die von Fielitz unerklärt gelassene, rätselhafte Anspielung in Lottens Brief an Schiller vom 12. August (Schiller und Lotte 2, 8) zusammen.

3 [1].

[Jena, 17. Dezember 1789.]

Für Karoline D.

Mit herzlicher Freude höre ich von unsren Freundinnen, daß sie Sie gesünder gefunden haben, als sie und auch ich erwarteten [2]. Der Gedanke an Sie, meine liebe Karoline, war bey mir noch immer mit Furcht verknüpft; mit Gewalt zog ich meine Hofnungen von dem ungewißen Glücke zurück, das mir in Ihnen gezeigt wurde. Immer fürchtete ich, das Schicksal hätte mir Ihr liebes schönes Bild nur vorgehalten, um es mir wieder und vielleicht auf immer zu entreissen. Die freudige Nachricht, die ich von Ihrer Gesundheit erhalte, nimmt mir dieses Geständniß vom Herzen.

Ja ich hoffe, der Himmel soll mir alle meine Freuden erfüllen, und daß ich Sie mit unter den besten zähle, fühlen Sie und sind Sie überzeugt — Sie sind durch ein dreyfaches Band an mich gebunden. In keiner Lage des Lebens hätten wir uns verkannt, aber das Schicksal hat die schönste ausgesucht, um Sie mir zu zeigen. Ich fand Sie als ich glücklich war. Ich fand Sie, beste Karoline, in dem unvergeßlichsten Zeitpunkt meines Lebens, und unsre Freundschaf hat ein Alter mit meiner Glückseligkeit. Blieben wir vereinigt, wie wir es damals waren, so hätte mir das Schicksal in Einem einzigen Tage alles gegeben, was ich für mein ganzes übriges Leben von ihm verlangen kann.

Unter den vielen Heurathsplanen, die Sie miteinander entwerfen, vergessen Sie ja denjenigen nicht, der Sie uns näher bringen kann. Ich fühle mich in eine Traumwelt

[1] Dieser Brief beantwortet Karolinens Billett vom 15. Dezember (Schiller und Lotte 2, 160) und dürfte mit dem nach Erfurt gerichteten Schreiben an die Schwestern vom 17. Dezember (ebenda 2, 161) vom gleichen Tage sein; schon am 14. wollte Schiller schreiben (ebenda 2, 158).

[2] Vgl. Schiller und Lotte 2, 159.

versetzt, wenn ich mich dem Gedanken an unser vereinigtes Leben überlasse, der doch in der Erfüllung nicht unmöglich ist. Eine immerwährende Jugend und Grazie würde sich über unser Leben verbreiten, und die Mannichfaltigkeit unserer Vorstellungen und Gefühle, kann ich mir denken, würde in einer so seligen Harmonie, in einer so reichen Fülle sich selbst genug seyn. In Ihrem Besitz sähe ich dann meine Caroline und Lotte so glücklich, und ich wäre es in allen Gestalten.

Leben Sie wohl, meine theure Freundinn. Wie froh sehe ich der nächsten Woche entgegen![1] — Leben Sie wohl.

S.

Die hier wiedergegebenen Briefe sind nicht die einzigen, die damals zwischen Schiller und der neugewonnenen Freundin gewechselt wurden; es ist bedauerlich, daß sich nicht mehr erhalten haben. Schillers Briefwechsel mit Lotte bezeugt uns drei weitere Briefe Schillers, die verloren sind: zwei aus dem November 1789, einen aus dem Februar 1790. Der erste, wohl nicht sehr umfängliche, enthielt eine Anfrage wegen Dalbergs (2, 109). An dem zweiten hatte er lange geschrieben und glaubte ihn endlich abschicken zu müssen (2, 115): das gibt zu denken. Wenn wir eine Vermutung wagen dürfen, so betraf er schon dasselbe Thema, das sicher in dem dritten (2, 230) enthalten war: Schiller sprach sich darin über sein eigenartiges seelisches Verhältnis zu Braut und Schwägerin aus. Seit den Rudolstädter Herbsttagen, die Karoline von Wolzogen später mit dem Schimmer der glücklichsten Idyllenstimmung umkleidet hat, den sie in Wirklichkeit schwerlich besessen haben, kämpften drei Menschen den schweren Kampf der Liebe und Entsagung, dessen Preis ihr Lebensglück war. Mit liebevollem Verständnis für die Eigenart der Beteiligten hat Karoline von Dacheröden, eine wahrhafte

---

[1] Am Weihnachtstage fuhr Schiller nach Weimar zu den Freundinnen: Karoline hatte sich wenige Tage vorher mit Humboldt verlobt (Schiller und Lotte 2, 182. 165).

Freundin und gewandte Diplomatin, an ihrem Teile mitgeholfen, daß dieser Kampf zu dem für alle erfreulichsten Ende geführt wurde. Sie hat in einer Reihe schöner Briefe (Charlotte von Schiller 2, 148) Lotten von dem Gedanken einer Entsagung zu Gunsten ihrer Schwester abgebracht und ihr den Mut gegeben, sich im Herzen Schillers in ihrem eigentümlichen Werte neben der Schwester zu behaupten; sie hat dann auch mit Schiller sich „schriftlich expliziert" (Wilhelm und Karoline von Humboldt 1, 79) und durch ihre Briefe, die leider ebenso wie Schillers Antwort verloren, vielleicht absichtlich vernichtet worden sind, eine reinere und wahrere Ansicht seiner Empfindungen in ihm ermöglicht.

Wenn ich schließlich noch einige Schiller betreffende, sehr merkwürdige und interessante Stellen aus Briefen Karolinens von Beulwitz an Karoline von Dacheröden hier mitteile, so möchte ich von vornherein gegen einen Mißbrauch dieser ganz subjektiven und individuellen Anschauungen Verwahrung einlegen, wie ihn Wilhelm Bode in einem Artikel der „Zukunft" (Jahrgang 14 Nr. 18) mit den ähnlich subjektiven Äußerungen Humboldts und seiner Braut in Rücksicht auf die Beurteilung Schillers und seiner Ehe getrieben hat. Gewiß hat sich in Bezug auf Schiller als Menschen zu allen Zeiten viel fade Schönfärberei breit gemacht: aber auf Grund subjektiver Meinungen nicht ganz vorurteilsfreier Zeugen (und als solche muß man sowohl Schillers Schwägerin wie auch Humboldt und seine Braut bei ihrer schwärmerischen Verehrung für diese ansehen), welche sicher selbst gegen diese mißverständliche Verwertung ihrer Worte protestiert hätten, aus Schiller einen herzlosen und egoistischen Philister zu machen, verrät eine so merkwürdige historisch-psychologische Methode, daß man sich nur schwer dazu verstehen kann, sie ernst zu nehmen. So einfach sind denn doch komplizierte psychologische Tatsachen und Vorgänge nicht durch dürre Begriffe und inhaltsleere Schlagworte abgetan, denn „in der Empfindung schneidet sich's nicht durch Entweder — Oder ab" (Wilhelm und Karoline

von Humboldt 1, 76). Auch die folgenden Äußerungen Karolinens von Beulwitz nehme man als das, was sie faktisch sind, als individuelle Stimmungen und subjektive Eindrücke, über deren objektiven Wert erst eine kritische Wahrscheinlichkeitsrechnung in jedem einzelnen Falle entscheiden kann.

[Rudolstadt, etwa 20. September 1788.] „Ich sah Göthe einen Tag den er hier bei uns war[1]. Seine Seele lebt noch in Italien, daß glaube ich. Es freute mich sehr ihn darüber sprechen zu hören, denn man sieht alles waß er beschreibt. Sein Ansehn hat sich etwas verändert in dem heißen Clima, er sieht mercklich älter aus. Schiller ist noch bei uns, ich fürchte aber er wird uns bald verlassen, Geschäfte ziehen ihn nach Weimar. Es wird mich sehr schmerzen, ihn den Winter zu verlieren, auf den Sommer hoffe ich lebt er wieder hier. Gewohnheit hat uns nun auch noch mehr an seinen Umgang geheftet, sein immer lebendiger Geist, seine schöne Vorstellungsart in vielen Dingen, sein blühender Ausdruck, und oft seine Laune und sein Witz geben meinem Leben viel Reitz durch ihn. Ich lese izt die Tragödien des Euripides[2], sie thun mir sehr wohl. Es ist eine Stärcke, eine Erhabenheit, und eine so reine Moral darin, die die Seele mit den besten Ideen füllt, und in den reinsten Gefühlen stärckt. Tausend neuere Producte haben sich mit diesen Federn geschmückt, und nirgends findet man sie in so eigner Grazie und Wahrheit wieder. . . . Auf den Winter schick ich Schiller zu Dir wenn er nach Erfurth geht."

[Rudolstadt, Oktober 1791.] „Mit Schillers Gesundheit geht's nicht so als ich wünschte — doch macht er izt Poesien[3], und ihm wirds leichter in der Seele werden denck ich. Wahre,

[1] Am 7. September (Schiller und Lotte 1, 84).
[2] Vgl. Schiller und Lotte 1, 83. 99.
[3] Schiller arbeitete damals an der „Zerstörung von Troja" und an einer Übersetzung von Aeschylus' „Agamemnon".

wahre Kinder sind die Genies und Schiller vor allen, immer nach dem entfernten greift er als nach goldnen Aepfeln. Wenn er nicht in Jena ist träumt er sichs schön, und wenn er da ist vergeht er vor langer Weile. Ich fühle ihn einsam, denn so innig gut Lotte ist, so ists doch ein toder Umgang — aber uns ist izt auch nichts weniger als wohl zusammen — und ich besuch ihn erst wenn ihr kommt. Thorheit ists das Vergangne nicht vergangen sein zu lassen, aber ich fürchte der Samen alles Unheils für Schiller liegt doch darin, und die Welt der Empfindung ist ihm für immer verstummt. Dieser feine tiefe Sinn für Wahrheit der Empfindung fehlt auch seinen Kunstwercken — immer sind diese Töne überspannt, frappieren mehr als sie still rühren. Und so ist auch seine Liebe gewesen, daher erkläre ich mir das Verstummen meines Herzens."

[Rudolstadt, 2. Dezember 1791.] „Schiller ist immer thätig und das ist seine Existenz — doch ahnd' ich es ist ihm ein dumpfes Sein — Aber es kann nicht anders, durchaus ists ihm auch nicht wohl um mich für izt, wenn wir allein zu dreien sind. Alle alten Töne müsten erst ganz verklingen eh uns ein neues stilles Zusammensein erblüht. Wenn sein Geist nicht an blühenden Erscheinungen dabei verlöhre, so mögte ich er heftete sich mehr an Lolo — es ist doch so eine ewige Lüge in seinem Wesen Herz und Sinn gebannt zu haben, bei der ihm nicht wohl sein kann — und das Herz zu theilen hemmt vollends die schönste Kraft. Ach ewig fühl' ichs klärer, in einem Wesen zu ruhen ist die schönste Flamme des Geistes und wenn er darin verglommen ist der Funcken, so fliegt er geläutert aus der Asche — In dem tiefsten Weh liegt ein gewisser Reiz — daß dieses nur von Einem kommen konnte — Ich habe mir dieses Gefühl in diesen Tagen so ausgesponnen, und mir ist so wohl dabei — ich wünschte ich könnt Euch sagen wie? — Auch so harmonisch dünckt mir die Welt, nichts heterogene macht mich

wund — Ein Spiel tausendfacher Kräfte — Eine ewige Melodie vernehm ich in allen Ansichten der Natur und der Menschenwelt, in der ich gern zerfließe voll des lieben heiligen Bildes — Ich mögte so bleiben, und diese liebliche Fülle des Seins an euren Herzen aussprechen — so mit niemand reden zu können macht auch oft weh, wie ich hier. Die besten Momente habe ich mit Gleichen[1], ich ziehe ihn leicht nach mir auf, er ist immer leicht zu stimmen, und giebt nie einen Miston wenns auch manchmal stum ist — Aber da stöhrt mich waß mich mit Schiller in so höherem Maaße stöhrte — die Frau kann keinen Theil an geistigen Bildern nehmen und es schmerzt mich ihr in ihrem Manne Saiten fühlen zu lassen die sie nicht spielen kann, da sie ihn so sehr liebt."

In Schillers Seele sah es in jenen Herbsttagen ganz anders aus, nicht kalt und grau, sondern licht und warm. „Ihr liebes Leben und Weben um mich herum," schreibt er am 24. Oktober an Körner von seiner Lotte (Briefe 3, 164), „die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter."

[1] Vgl. Schiller und Lotte 3, 45.

Zu den Briefen des Koadjutors Karl Theodor Anton Maria von Dalberg an Schiller und Lotte.

Von

J. Minor.

Über dem Briefwechsel zwischen Dalberg und den Personen des Schillerischen Kreises hat kein günstiger Stern gewaltet. Kein einziger Brief von Schiller an Dalberg ist uns erhalten; und nach dem, was Karl v. Beaulieu-Marconnay in seiner Monographie über „Karl von Dalberg und seine Zeit" (Weimar 1879; künftig mit BM bezeichnet) über das Schicksal des Nachlasses sagt, ist kaum eine Hoffnung vorhanden, daß von diesen wichtigen Briefen Schillers und den vielleicht noch interessanteren Briefen der Wolzogen[1]) auch nur eine Zeile ans Tageslicht kommen wird. Aber auch die Briefe Dalbergs kann man nirgends in bequemer Anordnung übersehen; denn sie sind von vornherein arg verzettelt worden. Zunächst hat Karoline von Wolzogen (KW) in ihrem „Leben Schillers" an verschiedenen Stellen einzelne Briefe mitgeteilt (ich zitiere dieses oft gedruckte Buch nach drei Auflagen: nach der ersten, zweibändigen von 1830; nach der einbändigen Oktavausgabe vom Jahre 1845 und nach der Ausgabe in klein Oktav von 1850, alle im Cotta-

[1]) Die Briefe Dalbergs an die Wolzogen sind auf Anordnung der Frau Emilie von Gleichen nach dem letzten Willen Karolinens verbrannt worden (BM I 200; Fielitz, Schiller und Lotte III 19). Briefe der Wolzogen aus späterer Zeit benutzt BM I 186 f. u. ö.

schen Verlag). Dann ist Urlichs über die Briefe gekommen: er hat zuerst einige Briefe in seinem Werke „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (Ch.Fr., Stuttgart 1860) zur Erklärung in den Anmerkungen herbeigezogen; und dann in seinen „Briefen an Schiller“ (U, Stuttgart 1877) mehr, aber nicht alles mitgeteilt. Bei Beaulieu-Marconnay sind, soviel ich sehe, keine neuen Briefe veröffentlicht; er erwähnt auch das Schillerarchiv nicht unter seinen Quellen.

Ich gebe zunächst ein chronologisches Verzeichnis der Briefe von Dalberg an Schiller und Lotte mit Angabe der Druckorte und auf der rechten Seite die Daten der verlorenen Briefe von Schiller und Lotte, wobei ich nur diejenigen Briefe unberücksichtigt lasse, von denen kein bestimmtes Datum bekannt ist.

Briefe von Dalberg.	Briefe an Dalberg.
1788.	
November 29., siehe unten S. 197.	
1789.	
November 11. Ch.Fr. I 172 = BM I 172 = Fielitz, Schiller und Lotte (SchL) Stuttgart 1879 II 113 ff.	
1790.	
April 7. an Lotte SchL III 8 = Jonas, Schillers Briefe (Br.) III 497.	
Juni 23. (nicht 21., denn Mittwoch war der 23.) U 104.	
September 12. KW II 54; 215; 244 = BM I 174.	

Briefe von Dalberg.	Briefe an Dalberg.
November 2. KW II 55 ff.: 244: 216.	
1791.	
Februar 12. U 133.	
März 22. U 114 ff. = BM I 176.	
April 24. U 115 = BM I 177.	
September zwischen 18. (wo Karoline von Wolzogen in Erfurt ankam, Nachl. II[2] 193) und 25. (wo das Gastspiel des weimarischen Hoftheaters nach dem Theaterzettel mit der zweiten Vorstellung des Don Carlos seinen Abschluß fand, vgl. Weber, Geschichte des weimarischen Theaters 34) U 116.	
Oktober 8. an Lotte, siehe unten S. 199.	
November 27. U 130 = BM I 178.	
1792.	
Januar 31. U 137 = BM I 179 (falsch 21. Januar; in der Handschrift 1791 verschrieben).	
März 13. U 138 ff. = BM I 178 ff.	
April 3. U 140 ff.	

Briefe von Dalberg.	Briefe an Dalberg.
September 7. U 148 = BM I 179.	
1793.	
Juli 4. siehe unten S. 265 f.	
Oktober 8. U 176 ff. = BM I 180.	
1794.	
November 2. an Lotte, Ch.Fr. II 300 A und U 237 erwähnt, aber nicht mitgeteilt, siehe unten S. 199.	
1795.	
Februar 2. U 211 = BM I 180 f.	
März 23. U 215 f. = BM I 181.	
Juni 21. U 222 = BM I 181.	
Juli 25. (im Kalender unter dem 29. verzeichnet) U 236 = BM I 182.	
	August 3. (Kal.).
	August 31. (Kal.).
September 5. (Kal. 7) KW II 138; 255; 289 (falsch 5. April) = BM I 183.	
	Oktober 5. (Kal.): 9. Horenheft vom Jahrgang 1795.
	November 4. (Kal.): 10. Horenheft 1795.

Briefe von Dalberg.

November 12. (Kal. 13) KW II 139; 255; 290 = BM I 183.

1796.

Januar 16. (Kal. 18) KW II 144; 258; 293 f. (fehlt die Monatsangabe).

Februar 27. (Kal. 29) U 251 = BM I 183.

März 1. (Kal.: 12 Bouteillen Rheinwein).

März 20. an Lotte (Kal. 21), siehe unten S. 202.

Mai 11. (Kal. 18) KW II 142; 255; 292.

Briefe an Dalberg.

Dezember 4. (Kal.): 11. Horen heft 1795.

Januar 8. (Kal.): 12. Horenheft 1795.

Februar 1. (Kal.): Musenalmanach auf das Jahr 1796.

Februar 8. (Kal.): 1. Horenheft 1796.

März 4. von Lotte (Kal.) U 237 und 251 erwähnt.

März 7. (Kal.): 2. Horenheft 1796.

April 22. (Kal.): 3. Horenheft 1796.

Briefe von Dalberg.	Briefe an Dalberg.
	Mai 27. (Kal.)
	Juli 4. (Kal.): 4., 5. u. 6. Horenheft 1796.
Juli 20. (Kal. 29) Euphorion XII 404.	
	Oktober 17. (Kal.): Almanach auf 1797.
November 6. (Kal. 7): KW II 140; 256; 291 (es ist der Brief, der das Urteil über die Xenien enthält, den U 278 irrtümlich für verloren hält).	
November 19. (Kal.): 24 Bouteillen Wein.	
	November 23. (Kal.): 9. und 10. Horenheft 1796.
1797.	
	Januar 16. (Kal.): 11. und 12. Horenheft 1796.
Januar 28. (Kal. 30) U 277 f. = BM I 185.	
März 25. (fehlt Kal.; erwähnt von Müller S. 232), siehe unten S. 202.	
	Oktober 4. (Kal.): Almanach auf 1798.
November 21. (Kal. 22): U 288 = BM I 185 f.	

Briefe von Dalberg.	Briefe an Dalberg.
1798.	
	Oktober 29. (Kal.): Almanach auf 1799.
November 12. (Kal. 23) II 306 = BM I 186.	
1800.	
	August 29. (Kal.): Wallenstein.
September 15. (Kal. 3. Oktober) II 389 f. = BM I 187.	
1802.	
	August 6. (Kal.): an den Kurfürsten von Mainz.
August 28. (Kal. 1. September) Ch.Fr. I 294 = BM I 188.	
1803.	
Januar 7. (Kal.): 650 Taler von Frankfurt a. M. anonym.	
	Januar 17. (Kal.).
	Februar 11. (Kal.): Braut von Messina.
März 3. (Kal. 10) Ch.Fr. I 294 = BM I 188.	
	August 15. (Kal.): Graf von Habsburg mit Brief.
September 29. (Kal. 5. Oktober) II 541.	
Oktober 10. (Kal.): 620 Taler in Bankozetteln anonym von Regensburg.	
	Oktober 21. (Kal.).

Briefe von Dalberg. | Briefe an Dalberg.

1804.

April 25. (Kal.): Tell (mit den berühmten Widmungsstanzen!).

Juni (Kal. 8): Auktionskatalog von G. Börner XLII Nr. 1007. Danach ist das Datum: „Aschaffenburg 1804". Mitgeteilt wird aus dem Wortlaut: „Die Werke Ihres hohen Geistes stärken und ermuntern mich in schwerer, mühsamer, täglich erneuter Erfüllung meiner Pflichten! Ihr Tell war für mich eine wohlthätige Erscheinung" ꝛc. Der Käufer war Albert Kohn.

Juni 22. (Kal.): 1085 Wiener Gulden in Bankozetteln von Aschaffenburg, macht 542 Rtl. 12 Gr.

Juli 2. (Kal.).

Juli 6. (Kal. 12): Ch.Fr. I 294 = BM I 189.

1805.

April 12. (Kal.): Brief nebst Vorspiel und Phädra.

Mai 17. (nach Schillers Tod, ohne Ahnung) II 586 = BM I 189.

1813.

September 12. an Lotte, siehe unten S. 203.

Nach der bisherigen Annahme ist Schiller erst im Jahre 1789 mit Dalberg in Berührung gekommen: zum ersten Male wird er in Schillers Briefen am 3. November 1789 genannt (Jonas II 358), persönlich scheint er ihn erst am 4. Dezember in Jena kennen gelernt zu haben (Fielitz II 164). Dem widerspricht nun aber der folgende Brief von Dalberg, der sich im Goethe- und Schiller-Archiv befindet:

„Hochwohlgebohrner Herr!

Ich habe sogleich an meinen Bruder geschrieben, und wünsche von Herzen, daß Euer Hochwohlgebohren das Ziel erreichen, das beste hierbey kann Hr Epr. von Leiningen thun, und wird Zweifels ohne auch hierin die Pflicht der Freundschaft und der Dankbarkeit erfüllen. Es wird mich übrigens sehr freuen, wenn einen rechtschaffenen und Verdienstvollen Mann in einer Laufbahn sehe, die Ihrer würdig ist. Ich bin mit vieler Hochachtung

Euer Hochwohlgebohrnen
ergebenster Diener
Dalberg.

Mainz den 29ten 9ber 1788."

Unter dem Bruder kann natürlich nur Wolfgang Heribert, der Mannheimer Intendant, verstanden sein; denn der andere, Johann Friedrich Hugo, Domherr zu Mainz, aber in Erfurt lebend, war Schiller wohl bekannt (vgl. Jonas, Register, und II 315), er kann aber hier nicht in Betracht kommen. Unter „Epr. von Leiningen" ist zweifellos der Erbprinz Emich Karl, der Gönner Ifflands, zu verstehen, der in dessen Briefen (herausgegeben von Geiger, Berlin 1904 und 1905) eine so große Rolle spielt. Der Brief wird sofort klarer, wenn man Schillers Schreiben an die Schwestern Lengefeld vom 10. November 1789 (Fielitz II 107) heranzieht, wo er schreibt: „Wenn Ihr meint, so will ich noch

einen Versuch machen, der vielleicht durchzusetzen ist. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim selbst, ein Etablissement verschaffen, entweder bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg. Sein Bruder muß alles thun, was er will — aber ich fürchte nur, dieser Bruder kann wenig." Es ist freilich auffällig, daß Schiller hier eines früheren Versuches bei Dalberg und seinem Bruder keine Erwähnung tut; und man wird auf den ersten Blick geneigt sein, in Dalbergs Brief ein falsches Datum anzunehmen, was bei dem zerstreuten Mann, wie unsere Tabelle zeigt, wohl vorzukommen pflegt. Das ist aber doch nicht möglich: denn Dalberg war nach BM nur bis „Anfang November" 1788 in Mainz. Nach unserem Brief ist er Ende des Monats noch dort gewesen. Seit Mai 1789 aber lebte er in Erfurt. Auch wird ein zweites Schreiben Schillers neben dem, das er am 3. November 1789 (Fielitz II 89) „nächstens" vorhatte und auf das der Brief Dalbergs vom 11. November 1789 (siehe Tabelle) die Antwort bildet, in dem ausführlichen Briefwechsel mit den Schwestern nirgends erwähnt, obwohl Schiller mit diesem zweiten Brief Dalbergs geradezu wuchert, indem er ihn nicht bloß den Schwestern, sondern auch Körner schickt und zuletzt noch bei der Schwiegermutter benützt, um sie über die Zukunft ihrer Tochter zu beruhigen. Ob Schiller bei seiner ersten Annäherung an Dalberg schon an die Mannheimer Akademie oder an Heidelberg oder an den Hof des Fürsten von Leiningen dachte, auf dessen Gesellschaftstheater zu Dürkheim bekanntlich 1785 die erste Aufführung der Ifflandischen „Jäger" stattgefunden hatte, könnte sich vielleicht noch aus dem Leiningischen Archiv zu Amorbach oder aus Eduard Brinckmeiers „Genealogischer Geschichte des Hauses Leiningen", Braunschweig 1890, eruieren lassen; diese beiden von Geiger zitierten Quellen sind mir augenblicklich nicht zugänglich.

Unser zweiter Brief bezieht sich auf den längeren Aufenthalt Schillers in Erfurt, wo er nach seiner Karlsbader

Kur, zwar gekräftigt, aber immer noch an Krämpfen und Katarrhen leidend, vom 27. August bis 1. Oktober weilte und, wie es in den Briefen heißt, alle Abende bei dem Koadjutor zubrachte. Von diesen Abenden ist gleich in dem folgenden Briefe Dalbergs an Lotte die Rede.

„Die abende die der Herr Hofrath Schiller und seine fürtrefliche Gemahlin mir schenkten sind mir unvergeßlich, mit höchstem Geschmack für das schöne vereinigt er so gründliches Erkentniß des wahren, und so reine liebe der Tugend; und das alles ergiest sich aus seinem ganzen Weesen mit so gleicher Sanftmut und Stärke, und seine liebenswürdige fürtrefliche lotgen — von dieser spreche ich nicht mit ihr selbst; sondern mit Schiller und Karoline Humbold, die sie eben so kennen wie ich sie kenne!

Ich wünsche von ganzem Herzen daß Ihr Herr Gemahl bald hergestellt werde; und ich hofe es. Wäre ich doch jetzt schon im stand meine Wünsche zu erfüllen. Daß ich jetzt hierin so gar nichts zu thun vermag! Doch wir sehen uns wieder. Ich bin von Herzen Ihr Verehrer und Freund.

Bitten sie H. Hofr. Schiller, daß er mir bey seiner jetzigen Gesundheit nicht schreiben soll. Ich kenne dannoch seine freundschaft für mich.

E. den 8. Okt. 1791."

Der folgende Brief fällt in die Zeit nach Schillers schwäbischer Reise, während welcher Schillers erster Sohn Karl geboren wurde, zu dessen Taufpaten Dalberg gehörte.

„Fürtrefliche freundin.

Ihr liebes Briefgen; der sanfte herzliche Ausdruck ihrer freundschaft die gute Nachrichten Von H. Schiller und seinem kleinen Karl haben mich herzlich erfreut, und eben darum

Verzeye ich unsrer guten fr. Von Stein ihre kleine Klatscherey! In der Lage wohrin ich lebe Beraubung meines familien Vermögens und Zerstöhrung meiner besten Aussichten, ist [außer] dem guten Gewissen die freundschaft edler Seelen mein süsester Trost.

Ich bin von Herzen.
Ihr Verehrer und freund
Karl Dalberg.

Erfurt den 2. Nov. 1794."

Der wehmütige Ton dieses Briefes erklärt sich daraus, daß Dalberg durch die Revolutionskriege nicht nur seine lang genährten Hoffnungen auf den erzbischöflichen Stuhl und das Kurfürstentum Mainz einzubüßen fürchtete, sondern daß auch seine Familie die härtesten Vermögensverluste erlitt (BM I 228). In dieser Stimmung wird er auch die „kleine Klatscherei" der Frau von Stein, die sich offenbar auf diese Ereignisse bezog, schwerer genommen haben, als sie gemeint war. Die Frau von Stein hatte am 21. April an Lolo geschrieben (Ch.Fr. II 296), ungeachtet alles Unglücks, das die französische Freiheit über ihn und die Seinigen gebracht habe, scheine ihr Dalberg ganz ruhig und lache und spasse wie gewöhnlich. Tags darauf reiste sie zu Dalberg nach Erfurt, und bald darauf muß die „kleine Klatscherei" entstanden sein. Offenbar hat Lotte unseren Brief dem Inhalt nach an die Stein weiter gegeben, denn diese schreibt ihr am 7. November (Ch.Fr. II 298): „Wenn der Coadjutor alle seine schönen Aussichten verlieren sollte, da seine Familie ruinirt ist, das würde mich sehr schmerzen. Ich mag gar nicht daran denken. Für mich ist die Welt bald vorbei, aber ich möchte doch gern die Zurückgebliebenen glücklich verlassen." Man sieht, daß es gewiß nicht bös gemeint war.

Vom Mai bis Ende Oktober 1796 lebte Dalberg, der es jetzt hauptsächlich mit dem Bistum Konstanz zu tun hatte, zum Teil in Arbon im Thurgau, zum Teil in Bischofszell

(BM I 223) und in Meersburg am Bodensee. Karoline von Wolzogen hatte den Herbst 1795 in Stein am Rhein verbracht, wo sie ihren Sohn Adolf geboren hat; dann lebte



Karl von Dalberg.

sie mit ihrem Mann in Bauerbach, von wo sie die Kriegswirren nach Rudolstadt vertrieben (Alfred von Wolzogen, Geschichte des freiherrlich Wolzogenschen Geschlechtes, Leipzig 1859, II 148 f.). Kurz vor der Abreise Dalbergs nach Schwaben ist der folgende Brief an Lotte geschrieben:

„Ew. Hochwohlgebohrne

haben mich durch ihren lieben Brief sehr erfreut! Schillers tugenden Vereint mit so hohem Geist Verdient dies hochste Geschenk des Himmels: das Herz einer solchen Gattin, die mit sanfter Theilnehmung und zartlicher Sorgfalt ganz für ihn lebt: und würklich das ist was er als Ideal von Würde der Frauen sagt!

Die muntre Laune seines letzten Briefs hat mich recht ergötzt. Meinen freundschaftlichen Grus dem würdigen Mann: ein Kuß meinem patchen: und herzliche Verehrung seiner lieben Muter! Von

Ew. Hochwohlg.

gehorsamen aufrichtigen Diener

Dalberg.

Erfurt. den 20. Merz. 1796.

Ich reiße ehestens nach Schwaben, Vieleicht kome im Rückweg durch die Gegend die Ihre liebe Schwester bewohnt."

In den Horen, die Dalberg von Schiller nach ihrem Erscheinen immer sogleich erhielt, erschien seit dem Oktober 1796 anonym der Roman Agnes von Lilien, als dessen Verfasser Friedrich Schlegel Goethe in Anspruch nahm. Auch Dalberg, in literarischen Dingen ohnedies kein Kirchenlicht, empfand nicht die Nähe seiner intimsten Freundin, der Frau von Wolzogen. Schon im Briefe an Schiller vom 28. Januar 1797 hatte er den Roman Schiller selbst zugeschrieben, und in dem folgenden Briefe wiederholt er mit einem stolzen Behagen das unbewußte Fehlurteil:

„Verehrungs-würdige Freundin

Ich bedaure von Herzen, daß die Gesundheitsumständen ihres fürtreflichen Gemahls zerruttet sind: Ich besorge, Zimmerluft, Sitzen, und spannen seines schönen, erhabenen, und

zu seinem Nachtheil nur allzuthätigen Geist sind daran ursach. Wie freue ich mich der Horen und besonders der lieblichen Agnes von Lilien, in deren Anmuth und Würde ich das liebliche Bild Charlotens Schiller jedesmahl erblicke. Ich bitte dem H. Hofrath Schiller H= und frau v. Humbold, und der frau von Wollzogen viel schönes zu sagen: Ich lebe unter manchen Sorgen, thätig, standhaft, und hoffend, daß ich meiner freundin einst beweißen kann und werde, wie sehr ich bin Gnädige frau

Ihr herzlicher Verehrer
Dalberg.

Erfurt. den 25 Merz. 1797."

Das „einst" in dem vorstehenden Briefe, das die Freundin mit dem Beweis seiner tatkräftigen Freundschaft auf die Zukunft verweist, hat der vorsichtige Mann, der keine falschen Hoffnungen erwecken und was er versprach auch halten wollte, erst später über der Zeile hinzugesetzt. Als aber seine Zeit kam, dann hat er sein Versprechen redlich gehalten, wie die wiederholten und namhaften Geldsendungen beweisen, die er auf anonymem Wege Schiller zugehen ließ. Daß er auch nach Schillers Tode der Witwe Schillers freundschaftliche Gesinnung bewahrt hat, das zeigt unser letztes Schreiben. Fast siebzig Jahre alt (geboren 1744) und wirklich, wie er es in dem Briefe voraussieht, nahe der ewigen Reise (gestorben 10. Februar 1817), post tot discrimina rerum, nachdem er als Großherzog von Frankfurt entsagt hatte und nun wiederum als Erzbischof auf Regensburg und Konstanz beschränkt war, versichert er die alte Freundin seiner „unabänderlichen Gesinnungen":

„Verehrte Freundin

Ihr liebes Briefgen hat mich herzlich erfreut. Täglich denk ich an meine Freundin Wollzogen: herzlich und unabänderlich sind meine Gesinnungen. mit dem Schreiben will

es nicht fort, wenn man nicht wissen kann wie bald der Brief ankommt. in meinem siebenzig jährigen Greißen Alter, wahrscheinlich der ewigen Reise nah, werden meine Herzens Ergießungen, der Corespontenz der Madam Necker gleichen: welche nach ihrem Todt dem Hr. Necker nach und nach zugeschickt worden! alte Briefe sind nicht mehr Ergießungen des Geistes und Herzens in gegenwärtiger Zeit. Gott erhalte die beyde fürtrefliche Schwestern Schiller und Wollzogen belohne, beglücke sie, durch Bildung und Wohlstand ihrer Söhnen. Ihr freund und Verehrer Karl.

Asch[affenburg] den 12 Sept. 1813."

Schillers Rede
Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.

Von

Otto Güntter.

Außer dem Stiftungstag wurden in der Militärakademie die Geburts- und Namenstage des Herzogs Karl von Württemberg und der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim festlich begangen. Eine Reihe von Festspielen, Festgedichten und Festreden, durch welche Lehrer und Zöglinge diese Tage zu verherrlichen hatten, gewähren uns ein Bild dieser Huldigungen. Leider ist von den aus solchem Anlaß entstandenen Gelegenheitsstücken gerade das nicht mehr aufzufinden, das wegen seines Verfassers auch heute noch Interesse beanspruchen könnte: nach einer Notiz im „Freimüthigen" (1805, Nr. 220) soll Schiller „ein kleines Vorspiel: ‚Der Jahrmarkt' verfaßt haben, welches am Geburtstag des Herzogs im akademischen Gebäude von Zöglingen der Akademie aufgeführt wurde und schon den genialischen Kopf verriet, der mit Proteus Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß." Dieses Stück ist vielleicht identisch mit der „Komödie", von der Göritz (Morgenblatt 1838, Nr. 225) aus Schillers Abendunterhaltungen vom Jahr 1791 zu berichten weiß, daß sie den Gegensatz von Akademie- und Universitätsleben behandelt habe. Auf uns gekommen sind dagegen neben manchen anderen Glückwunschgedichten auch zwei des Eleven Schiller: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Jhro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim," das eine im Namen der Akademie, das

andere in dem der École des Demoiselles dargebracht, sowie sieben von Schiller verfaßte Inschriften für ein Hoffest (s. S. 144).

Außerdem haben sich eine Anzahl Festreden erhalten, welche bestimmte Zöglinge auf den Geburtstag Franziskas auszuarbeiten gehabt hatten. Aus dem Jahr 1779 sind 29 Reden vorhanden, in einem schönen Karmoisinband vereinigt, in dem sie der Gefeierten überreicht wurden. Sie behandeln 29 verschiedene, vom Herzog selbst gestellte Themen, die mit wenigen Ausnahmen in irgend einer Weise auf die „Tugend" Bezug haben. Von Schiller befindet sich darunter eine Rede über die Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" Daß von den 29 Reden die Schillers zum Vortrag erlesen wurde, ist durch keine gleichzeitige Erwähnung belegt, wird aber von Schillers Akademiefreund Petersen in seiner nach des Dichters Tod verfaßten Jugendgeschichte Schillers[1] ausdrücklich hervorgehoben. Bei der Feier dieses Tages war Schiller auch noch in anderer Weise beteiligt: in dem von seinem Lehrer Balthasar Haug verfaßten Festspiel „Der Preis der Tugend", das durch Zöglinge der Akademie und der École des Demoiselles aufgeführt wurde, hatte er die kleine Rolle des Bauern Görge zu spielen.

Auch im Jahr 1780 bildete eine Rede Schillers ein Glied in der Reihe der Huldigungen, die Franziska von Hohenheim auf Veranlassung des Herzogs an ihrem Geburtstag dargebracht wurden. Sie berichtet darüber ausführlich in ihrem mit diesem Jahr beginnenden Tagebuch, dessen Einsichtnahme der Direktor des Königl. Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart Dr. v. Schneider freundlichst gestattet hat. Die Fülle der Veranstaltungen, die der Herzog für diesen 10. Januar vorbereitet hatte, nahm die Ge-

[1] Vollständig abgedruckt in Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 192 ff.

feierte vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne Unterbrechung in Anspruch, so daß man es versteht, wenn sie den Eintrag dieses Tages beginnt mit den Worten: „Ich stand mit zitternden Füßen und mit Angst auf den heutigen



Franziska von Hohenheim.

Tag auf.“ Als sie in der Frühe in ihr Zimmer trat, fand sie dort eine Figur „die Wahrheit vorstellend, die mir einen Brief übergab von Ihro Durchlaucht, der mich innigst freute“. Im nächsten Zimmer war eine schöne Uhr von Pfarrer Hahn aufgestellt und unter einem Tempel ein silbernes Service; junge Leute von der Akademie hielten Guir-

landen, durch die sie gehen mußte. Nach dem „Befehlbuch der Akademie" hatten diese Zöglinge um 6 Uhr anzutreten, um der Frau Reichsgräfin gleich nach dem Aufstehen das Vivat zuzurufen. „Ich war ganz bedrückt von aller der Gnade Ihro Durchlaucht und konnte Ihnen kein Wort von den Rührungen meines Herzens sagen. Ich zog mich an; um 9 Uhr war der ganze Hof versammelt. Ich staunte über die Menge und den Staat, mein Herz klopfte stärker." Es folgte die Gratulation im Namen der École des Demoiselles und der Akademie, wobei Chevalier[1]) v. Mandelsloh eine Ansprache hielt und Chevalier Pfeiflin das im Namen der Akademie verfertigte Carmen auf einem rotsamtenen Kissen überreichte. Dann ging es in die Stiftskirche. „Keinen rührenderen Anblick kann man sich denken, als da 15 Paar Arme, die von der Gnade Ihro Durchlaucht gekleidet, ausgesteuert und noch Geld mitgegeben dastanden sich kopulieren zu lassen, neben ihnen 4 Paare, die ihren 50. Hochzeitstag feierten, und auch von Ihro Durchlaucht gekleidet und beschenkt, und Ihro Durchlaucht neben ihnen, mit dem ganzen Hofe die ganze Kopulation aushaltend. Es soll Ihnen im Buche des Lebens angeschrieben werden, war die ganze Handlung über mein Wunsch zu Gott, sprechen konnte ich nichts. Wie dieses zu Ende war, so fuhr man in die Akademie, wo zuerst gefrühstückt wurde und dann mit einer allerliebsten Fête surpreniert wurde." Dieser lag ein Festspiel zu Grund, das von dem Vestibül im vorderen Flügel des Akademiegebäudes durch die Bibliothek, den alten Speisesaal und die übrigen Säle bis in den Neubau[2]) zwischen der Akademie und dem Waisenhaus führte. Dort wurden außer den 15 Neuvermählten und

[1]) Bezeichnung der Zöglinge der Akademie, die bei einer Preisverteilung in mindestens vier Fächern Preise erhalten hatten.

[2]) Das einige Wochen später seinem Zweck übergebene Kleine Theater oder Komödienhaus, gegenüber dem jetzigen Wilhelmspalais, 1779 von Bad Teinach hierher übertragen, 1802 abgebrannt.

den 4 Jubelpaaren auch 200 Arme gespeist, die auf Kosten des Herzogs ebenfalls neu gekleidet waren. „Das fühlloseste Herz konnte nicht gleichgiltig dabei sein und mußte den Wohltäter davor segnen. — Ihro Durchlaucht und der ganze Hof blieb einige Zeit dabei und dann ging es zum Essen von der Akademie, wo zuvor noch von dem Elev. Schüller eine Rede im Examenssaal gehalten wurde. Beim Rangieren und beim Essen von der Akademie waren aller Orten auch noch Sachen vor mich angebracht. Wie dieses vorbei war, ging man durch den Kabinetsgang von Ihro Durchlaucht in das Schloß zur Tafel, welche in 74 Couverts bestand. Nach der Tafel retirierte sich alles und es ging in die Opera Didone [1]), wo auf die lest noch was Besonderes vor mich gemacht war (s. u. S. 213). Nach diesem zur Tafel, die 90 Couverts war; nach der Tafel war noch Redoute, wovon es hernach bald zu Bett ging. Der ganze Tag ging also von einer Gnad zu der andern von Ihro Durchlaucht vorüber, und ich war viel zu voll, um Ihnen nur den vierten Teil von meiner Empfindung zu sagen [2]), war auch noch durch den Schnupfen so geplagt, daß ich fast nicht schnaufen konnte, und damit trete ich nun mein 33. Jahr an. Gott verleihe, daß ich darinnen umkehre und mich ganz bessere, und er leite mich nach seinem Rat und Wohlgefallen auf dem Weg des Glaubens und der Tugend."

Das „Befehlbuch" berichtet über die Rede: „Nach diesem Speisen kehrten sämtliche Zuschauer den nehmlichen Gang

[1]) „Didone abbandonata" von Niccolo Jommelli, 1753—1769 württembergischem Hofkapellmeister, Text von Pietro Metastasio, eine in Stuttgart häufig aufgeführte Oper; vgl. Kabale und Liebe III, 2: „Heute Abend ist große Opéra Dido — das süperbeste Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zusammen." — Über das Stuttgarter Theater dieser Zeit und die Opern Jomellis s. die betreffenden Abschnitte von R. Krauß und H. Abert in „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit".

[2]) Franziska hatte bei ihren Einträgen in das Tagebuch stets im Auge, daß der Herzog darin zu lesen pflegte; s. Stälin, „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit" S. 93.

zurück durch die Lehrsäle in den großen Examinations-Saal, allwo der Elev Schiller über das Thema von der Tugend in ihren Folgen betrachtet eine Rede unterthänig ablegte, und darauf gieng es zum Speisen der Akademie." (S. auch Vely, Herzog Karl und Franziska, 3. Aufl., S. 174.) — Auch eine gedruckte Erwähnung trug diese Rede Schiller ein: Balthasar Haugs „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen" brachte 1780 (S. 53): „Hr. Schiller, ein geschickter Zögling der Militär-Akademie, hat am 10. Jan. in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend." — Der Examinationssaal ist jetzt in die Schloßwache umgebaut, s. Bertold Pfeiffer im Marbacher Schillerbuch 1905, S. 222, und in Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, S. 657.

Die „allerliebste Fête" in den Räumen der Akademie beruhte auf einer Idee des Hofmalers Nicolas Guibal. Wie für die Reden scheinen auch für das Festspiel mehrere Zöglinge mit Entwürfen eines Textes beauftragt worden zu sein. Eine Inhaltsangabe des bei den Karlsschulakten im K. Geh. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart befindlichen Manuskripts des Festspiels, von Friedrich v. Hoven, möge hier folgen zu weiterer Charakterisierung der an diesem Tage veranstalteten Festlichkeiten. Es ist überschrieben:

Das Geburtsfest
Ihrer Excellenz
der Frau Reichs-Gräfin von Hohenheim
durch den
Dank und die Freude der Armen
gefeyrt.
Am 10. Jenner des Jahrs 1780.

Das Spiel beginnt im Vestibül der Akademie, das eine felsige Gegend darstellt mit einer Quelle, aus der ein Eremit

Wasser schöpft. „Sobald Seine Herzogliche Durchlaucht und die Frau Reichs-Gräfin herein treten, so nimmt dieser seine Müze ab, um zu sehen, wer kommt.

Der Eremit. (verwundert.)

Der Herzog, begleitet von einem glänzenden Hof, in dieser Wüste? Ha! ohne Zweifel will Er hier der Ruhe genießen, die die Großen dieser Erde flieht. Ohne Zweifel will der Weise die ach! so oft beschwerliche Bürde der Hoheit hier niederlegen. Eine lange Reihe von Jahren hindurch hat Er das Leere, das Nichts der Vergnügen dieser Welt kennen gelernt: Nun will Er noch leben, ehe Er stirbt. So will Er die lezten kostbaren Tage seines Lebens dem Nachdenken über sich selbst und der Ausübung der Tugend heiligen, die allein zu der wahren Glückseeligkeit führt.

Erster Hofmann.

Das will Er, mein Vater, und noch früher hat Er es gethan; Er der größer in der Hütte des Armen, als auf dem Thron ist. Und siehe, Karl führt auch diese liebenswürdige Frau mit sich hieher. Vielleicht findet Sie hier Gelegenheit, die unglücklichen Einwohner dieser öden Gefilde mit ihrer Wohlthätigkeit zu erfreuen.

Der Eremit.

Aber wozu dann dieser glänzende Hof? — Will auch dieser, vom erhabenen Beispiel gereizt, den großen Entschluß fassen, dem Tand dieser Erde zu entsagen? Oder ist er nur gefolgt, im erhabenen Fürsten den erhabeneren Menschen zu bewundern? — — (Auf den Herzog schauend.)

Ich kenne den Fürsten und preise Ihn seelig, dem der Nahme des Vaters süßer ist als der Name des Herrschers. — Aber was soll ich reden. (Zu den Hofleuten.) Wenn es dann wirklich der Entschluß eures Beherrschers ist, in der Beglückung der armen Einwohner dieser Gefilde das Vergnügen zu finden, das kein Thron und kein Zepter geben

kann: Wenn es sein Entschluß ist, diese seine liebenswürdige Freundin in diese Gegenden zu führen, daß ihr mildes Herz gegen ihre dürftigen Einwohner in Wohlthätigkeit zerfließe, o so folget mir, aber folget mir erst in meine Wohnung, daß, wenn ich einsam unter ihren Felsen sitze, und das Andenken an die Vergangenheit über mich kommt, ich sagen möge: daß der Vater seines Volks meine Höhle beglückt, und mich besucht die Freundin der Menschen."

In der zweiten Szene führt der Eremit den Zug die Treppe hinauf durch die Bibliothek in den alten Speisesaal. Der ganze Weg ist in Felspartien verwandelt. Im ersten Drittel des Speisesaals ist die Wohnung des Eremiten eingerichtet. In dieser aufgehängte Kleider lassen erkennen, daß der Eremit ein Fürst gewesen sein muß. In einem Gespräch mit einigen Herren vom Hof preist er das Glück seines jetzigen Standes gegenüber seinem früheren. Einige Bauern, die dem Eremiten Nahrungsmittel bringen wollen, treten zurück, als sie ihn bei Franziska stehen sehen, erkennen dann aber „die Frau, die ihre Tage nach ihren Wohltaten rechnet" und bringen auf sie ein Lebehoch aus.

Der Eremit geleitet nun den Hof in das zweite Drittel des Speisesaals, das einen Blumengarten mit Rasen, Statuen und Wasserfällen darstellt. Die Gärtner preisen ihre Blumen und ein Mädchen überreicht der Gräfin einen Strauß, worauf der Weg weiterführt in einen Küchengarten und dann in den nächsten Saal, einen Baumgarten, wo zwei Mädchen „der Freundin der Menschen, der bei jedem Schritt ein Dankbarer begegnet, der sie segnet," Früchte darbringen. Im folgenden Saal, einer Wiese mit Bach und weidenden Schafen, schenkt ein Mädchen der Gräfin zu ihrem Geburtstag ein Lamm. Fruchtfelder und Weinberge, in denen gearbeitet und gesungen wird, zeigt der nächste Saal; auch hier spitzen sich die Gespräche der Landleute zu Huldigungen für Franziska zu, „die man in der ganzen Revier nur die brave Mutter heißt". Während die Weingärtner wieder ihr

Trinklied anstimmen, führt der Eremit die Versammlung durch die Galerie in das neue Komödienhaus. Dort sind die 200 Armen und die in der Kirche Getrauten versammelt. „Über dem Tisch der Armen ist ein Gemälde, welches den Trajan vorstellt, der den Armen Korn austeilen läßt, mit der Aufschrift: Und hier ist mehr als Trajan! Über dem Tisch der Neuvermählten hingegen ein anderes Gemälde, welches die Gutthätigkeit vorstellt, die ein brennendes Herz hält, woran der Gott Hymen seine Fackel anzündet, mit der Aufschrift: So dienet Wohlthätigkeit der Liebe. Die Ankunft der Versammlung wird durch eine Symphonie begrüßt." An diese schließt sich ein Chor mit Soli, in dem die Wohltätigkeit und die beiden Wohltäter gepriesen werden.

Der Eremit schließt mit den Worten:

„O gnädigster Herr, o gnädige Frau! Könnt' ich doch den ganzen innigen Dank dieser Armen, die Sie durch ihre Wohlthätigkeit beglücken, so ausdrücken, wie er in ihren Herzen lodert. Aber dieser Stral der Freude auf ihren Wangen, dieses weinende gen Himmel gehobene Aug, redet inniger, redet stärker, als keine Worte vermögen. — Und Sie, Erlauchte Gräfin, freuen Sie sich ewig des Heutigen Tags; das Gefühl, das izt Ihre Seele durchglüht, ist mehr als irdisches Gefühl. Es ist ein Vorschmack des Himmels. Ja, Sie fühlen es, daß die Thräne des Dankbaren mehr wert ist, als eine Welt. Sie fühlen die Große Seele Karls, der Ihnen diesen Tag durch ein Fest feyert, das mehr werth ist, als die Welt."

Franziska erwähnt in ihrem Tagebuch, daß auch nach der Festoper „noch etwas Besonderes vor sie gemacht war". Es war dies ein mit französischem und deutschem Text gedruckt vorliegendes Nachspiel, „Das Geschenk der Götter", ein allegorisches Singspiel, nach Endigung der Oper Dido auf dem großen Theater aufgeführt durch die der Ton- und Tanzkunst sich widmenden Zöglinge der herzoglichen Militärakademie und des Erziehungsinstituts. Die Musik dazu war

von Jakob Friedrich Gauß, herzoglichem Hofmusikus und Eleven der herzoglichen Militärakademie. Das Huldigungsstück schließt sofort an die Oper an. Nachdem Dido sich in die Flammen gestürzt, erscheinen Neptun und Amphitrite in einem Wagen von Meerpferden gezogen im Hafen von Karthago. Auf Neptuns Geheiß überfluten die Wogen nach und nach die abgebrannten Gebäude. Dann erscheint der Tempel der Sonne, in den sich unter himmlischer Musik der Olymp herabläßt. Mitten unter den olympischen Gottheiten nimmt das Bildnis Franziskas unter dem Charakter der Tugend seinen Platz ein; auf einem fliegenden Zettel darunter stehen die Worte „Geschenk der Götter". Neptun und Amphitrite singen ein Duo „Die Tugend ward an diesem Feste 2c." Nun eilt Vulkan herbei: „Alle Gottheiten steigen herab, um das Fest der Tugend zu begehn, und ich allein sollte zurückbleiben? — Breite deinen Schleier, o Nacht! über diese Gegenden hin — auf vulkanische Art will ich dieses Fest krönen!" In einer Arie ruft er den Cyklopen, die das Feuerwerk herbeitragen, während das Theater sich verdunkelt. „Nach abgesungener Arie zündet Vulkan ein Feuerwerk an: in demselben brennt der Name Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim."

* * *

Der Bericht Franziskas wie der Inhalt des Festspiels und des Nachspiels lassen deutlich erkennen, daß die Rede des Eleven Schiller von dem Urheber des Ganzen, dem Herzog, gedacht war als einzelnes Glied in dem einheitlich durchkomponierten, ganz auf die „Tugend" gestimmten Gesamtprogramm dieser Rokokohuldigungen, welche die geliebte Franziska über sich ergehen lassen mußte, obwohl sie ‚auch noch durch den Schnupfen so geplagt war, daß sie fast nicht schnaufen konnte', ein nach all den Verhimmelungen wohltuender Zug menschlicher Bedürftigkeit.

In dieser Umrahmung und in diesem Zusammenhang

will die Rede Schillers betrachtet sein. Auch sie ist vom Herzog selbst veranlaßt. Zwölf Zöglinge der Akademie hatten den Auftrag erhalten, eine Rede auszuarbeiten. Im Gegensatz zum Jahr 1779 wurde diesmal allen das gleiche Thema gestellt. In den Akten der Karlsschule finden sich hierüber folgende Schriftstücke:

1.

haben auf der Gräfin Geburtstag eine Rede, welche in dem öffentlichen Examinations Saal abgelegt werden solle, zu verfertigen

Chev. Pfeiffer
„ Pfeifflin
„ Pfaff
Elev. Lt. Kapf
„ Schiller
„ Gegel
„ Duttenhofer
„ Bühler ältere
„ Kausler
„ von Hoven jüngere
„ Struve ält.
„ Plieninger

Das thema von der Rede ligt in Originali bey

Oberst Seeger

2.

Die tugend, in ihre folge betrachtet

Carl

Die Reden sind noch vorhanden mit Ausnahme der von Pfaff und der von Schiller. An Stelle dieser fehlenden liegen bei den Akten eine von Pfaff für den Geburtstag 1781 verfaßte Rede über das Thema „Giebt es Glückseligkeit ohne Freundschaft?" und eine weitere über die Frage: „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sey, wie die eines Privat-Mannes?" In dieser ist der Name des Verfassers ausgeschnitten; mit Rotstift ist der Name Schiller mit einem Fragezeichen beigesetzt. Keller, der sie 1859 in seinen „Beiträgen zur Schillerliteratur" veröffentlichte, hegte in seiner

1860 erschienenen „Nachlese zur Schillerliteratur“ keinen Zweifel mehr an der Urheberschaft Schillers, und Goedeke nahm sie sogar in die historisch-kritische Ausgabe der Schriften Schillers auf (I, 31 ff.). Sie ist jedoch, wie Schloßberger („Archivalische Nachlese zur Schillerliteratur“, 1877) nachgewiesen hat, wie die Pfaffs, auf den 10. Januar 1781 verfaßt worden; Schiller war aber im Dezember 1780 von der Akademie abgegangen. Eine gewisse Abhängigkeit des unbekannten Verfassers von Schiller hat Weltrich (S. 208 ff.) festgestellt.

Die von Schiller 1780 gehaltene Rede wurde in einer schönen Reinschrift in Folioformat der Gräfin von Hohenheim übergeben, in deren Bibliothek sich außer den Reden auf ihren Geburtstag 1779 eine ganze Reihe von Glückwunschgedichten und Festspielen befinden, teils in solchen Reinschriften, teils gedruckt. Nach dem Tode Franziskas (1811) wurde ihr Universalerbe der Gatte ihrer Nichte Sofie Schertel von Burtenbach, der bayrische Geheimerat und Kämmerer Frhr. v. Böhnen. Dessen Sohn Franz v. Böhnen veröffentlichte 1839 die in seinen Besitz übergegangene Rede, die er irrtümlich in das Jahr 1775 setzte, unter dem Titel „Zu Schillers Nachlaß. Schillers erste bis jetzt unbekannte Jugendschrift“ (Amberg, Verlag der C. Klöberschen Buchdruckerei). Nach diesem Druck, der im gleichen Jahre dreimal aufgelegt wurde, ist die Rede seitdem wiedergegeben worden; doch hat Goedeke in der historisch-kritischen Schillerausgabe die Schreibweise „Schillers damaliger Schreibung gemäß“ in einzelnen Punkten geändert. Die Handschrift, die Franz v. Böhnen in der Vorrede als ‚vom Verfasser eigenhändig geschrieben, mit allegorischer Zeichnung, Samteinband u. goldenen Buckeln verziert‘ beschreibt, war lange verschollen. Im Januar 1906 ist sie als Stiftung eines Schwaben in Berlin an den hohen Protektor des Schwäbischen Schillervereins, König Wilhelm II. von Württemberg, in die Heimat Schillers zurückgekommen und von dem König dem

Schillermuseum überwiesen worden. Sie ist sehr schön erhalten, bis auf die „goldenen Buckeln“, an die nur die Eindrücke in dem blauen Samteinband erinnern.

Der Handschrift ist folgendes Schreiben von Schillers Schwester Christophine beigelegt:

Euer Hochwohlgeboren

Sende ich nach Ihrem Wunsche diesen Auffaz gleich wieder zurük, und gebe Ihnen damit die Versicherung daß diese Schrift von meines sl. Bruders eigner Hand geschrieben ist, und ganz mit der in den Briefen die er mir einst schrieb, übereinstimmt, wovon ich aber längst keinen mehr besize. —

Die gütige Mittheilung desselben hat mir jene Jugenderinnerungen recht lebhaft zurükgeruffen obschon ein groser Zeitraum entdeßen und mit ihm ganz andere Verhältniße eintraten, daß das, was damahls mein Bruder nach seiner inigsten Überzeugung hier niederschrieb wohl ganz anderß jezt beurtheilt werden könnte. Denn das Verhältniß des Regenten zum Unterthanen ist anders geworden. Daher könte wohl jezt diese Sprache nur für Schmeichelen gehalten werden.

Mein stiller Wunsch wäre, daß dieß Denkmahl der innigsten Verehrung blos bey den Verwandten der hochselig. Frau Herzogin Franciska als eine Erinnerung an Ihre vielen Vorzüge zum Muster aufbewahrt werden möchte!

Auch ich hatte immer eine grose Verehrung für Sie da diselbe durch ihre Seelengüte allen die sich Ihr nahten wohl that, und überall Segensvoll zu wirken suchte.

Sie schien auch vom Schicksal bestimmt zu seyn das an sich grose edle Herz des Herzog Carls zu leiten, das nur durch Leidenschaft es irre führte —

Nun liegt dieses Alles längst im Hintergrund, aber die Erinnerung blieb mir in meinen hohen Jahren, und wirkte auch auf mein Leben, denn dieses Beyspiel der Begnüg-

samkeit und Einfachheit in dem ganzen Benehmen dieser hohen Frau hat auch mir immer den Muth erhalten mit einer sehr mäsigen Einnahme doch immer zufrieden zu seyn und bey ihr das hohe Alter von 85 Jahren zu erreichen, was so wenigen zu Theil wird.

Hier lebe ich im Besiz so vieler vortreflichen Freunde ein sehr ruhiges Leben, und ob ich gleich schon 25 Jahre Wittwe bin, u doch nie mich verlassen fühle, diß habe ich allein Gottes gnädiger Führung zu danken, die mich den langen Lebensweg immer beschüzte.

Ihrem gütigen Andenken empfelet sich

Meiningen den 28 Merz 1843.

Friederike Reinwald g Schiller.

Die gute Christophine, die sich hier, wie auch sonst hin und wieder, mit ihrem dritten Vornamen Friederike unterschreibt, täuscht sich jedoch in der Annahme, daß die Rede von ihres Bruders Hand geschrieben sei. Wie sich aus ihrem Briefe selbst ergibt, beruhte dieses Urteil der 85jährigen auch nur auf der Erinnerung an die einstige Handschrift ihres Bruders, von dessen Briefen sie längst keinen mehr besaß. Diese für Franziska gemachte Reinschrift ist vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit von derselben Hand geschrieben wie das Manuskript des oben berührten Festspiels, das nach der Aufschrift vom Verfasser, Schillers Freund Friedrich v. Hoven, selbst geschrieben ist. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Ausfertigung diesem wegen seiner schönen Handschrift übertragen wurde, oder ob es sich hiebei um einen Freundschaftsdienst handelt. Jedenfalls aber haben wir, da die erste Niederschrift der Rede durch Schiller selbst fehlt, in dieser Reinschrift den zuverlässigen Text der Rede vor uns, der auch in der Rechtschreibung der Schillers entspricht, denn diese war damals eben die in der Akademie übliche.

Der Eleve Schiller war gewiß nicht unempfindlich gegen die Auszeichnung, bei Festen der Akademie als Dichter oder

Redner mitwirken zu dürfen. Die maßlosen Verherrlichungen des Herzogs und der Gräfin, worauf diese Akte stets hinausliefen, waren mit der ganzen Atmosphäre der Anstalt gegeben. Wenn wir sie auch in Schillers Reden finden, so ist das nicht auf seine Rechnung zu setzen, sondern auf die der Akademie und die des Zeitalters. Schiller wird sie nicht schwerer genommen haben als seine Mitschüler, die solche Reden und Gedichte anzufertigen hatten, so widersprechende Gedanken und Empfindungen in Bezug auf seinen „Vater" Karl in ihm lebendig sein mochten und sich namentlich in dem gereifteren Jüngling der letzten Studienjahre, dem Dichter der „Räuber", mehr und mehr geltend machen mußten. Seit Jahren war der Knabe und Jüngling gewöhnt, aus dem Munde der Lehrer und der Mitschüler bei jedem Anlaß dieselben ins Unwahre und Widerliche getriebenen Lobeserhebungen zu vernehmen; sie mußten ihm ebenso als zum unumgänglichen Apparat dieser Prunkreden und Festdichtungen gehörig erscheinen, wie den Zeitgenossen das in den Schreiben an Fürsten und an Höherstehende überhaupt übliche Ersterben in Devotion. Wenn man die Gelegenheitsreden und -schriften der Akademie durchblättert, wundert man sich schließlich weniger über die, welche diese Schmeicheleien in nicht einmal immer neuen Wendungen pflichtgemäß wiederholten, als über die, welche derartiges jahraus jahrein mit Wohlgefallen anzuhören vermochten.

Nicht zu übersehen ist bei der Beurteilung dieser Dinge die unzweifelhafte Popularität der beiden Gefeierten. Den wohltätigen Einfluß Franziskas wußte das Land Württemberg wohl zu schätzen, und an ihrer damaligen Stellung wurde nach den Anschauungen der Zeit wenig Anstand genommen. Bei den im abgeschlossenen Bezirk der Akademie weilenden Jünglingen — „die Tore dieses Instituts öffnen sich, schrieb Schiller 1784 in Mannheim, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein" — erfreute sich „die liebens-

würdige Freundin Karls, die Menschenfreundin, unser aller besondere Freundin, Mutter, Franziska" [1]) ganz besonderen Interesses. Der Herzog aber mußte den jungen Leuten als eine imponierende Persönlichkeit erscheinen. Die Mängel und Schwächen seines Wesens wurden ihnen erst mit zunehmender Reife deutlicher: doch haben sie ihm auch in späteren Jahren beim Rückblick auf ihre Akademiejahre fast durchweg Gerechtigkeit widerfahren lassen und mit Anerkennung dessen gedacht, was sie seiner Schule verdankten. Die oft despotisch geübte väterliche Gewalt über seine „Söhne", die übrigens in der damals sehr häufigen harten Ausübung des Vaterrechts in vielen Familien ein Gegenbild fand, wurde von den Zöglingen als etwas Gegebenes und Unabänderliches hingenommen, in das man sich eben zu finden hatte. Überdies hatte der Herzog Stunden der Herablassung, wo er auch ein keckes Wort nicht übelnahm, wovon manche Anekdote zu erzählen weiß, darunter solche, die mit oder ohne Berechtigung an Schiller geknüpft werden.

Auch in der vorliegenden Rede scheint mir, worauf meines Wissens bisher noch nicht hingewiesen worden ist, eine Bemerkung persönlicher Art enthalten zu sein. Es ist bekannt, daß der Herzog auf die Gutachten der Professoren der Medizin Klein, Reuß und Consbruch über Schillers erste Dissertation „Philosophie der Physiologie" am 13. November 1779 verfügte: „Die Disputation des Reinhard solle nicht gedruckt werden, und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon Ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein

[1] Schiller in der Akademierede vom 10. Januar 1779.

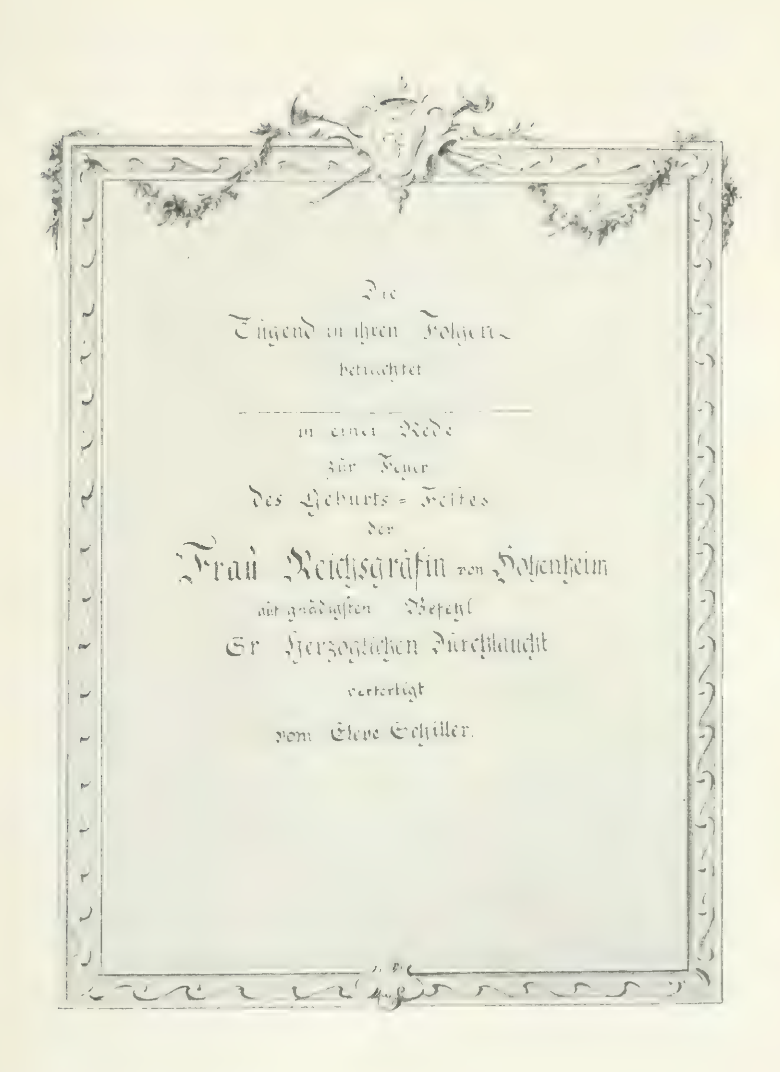
Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann." Wenn nun Schiller in der zwei Monate später gehaltenen Rede sagt: „So kann das jugendliche Feuer eines brausenden Geists durch den bedachtsamern Ernst des reifern Manns milder und mäßiger werden" (s. u. S. 228), so wird man in diesen Worten eine Anspielung erblicken dürfen auf die Entscheidung des Herzogs, die dem Verfasser der Dissertation gewiß mitgeteilt worden ist.

Im Bannkreis der Akademie befinden wir uns aber nicht nur mit der üblichen Verherrlichung des Herzogs und Franziskas. Auch die den eigentlichen Gegenstand der Rede betreffenden Ausführungen atmen den Geist, der dort herrschte. Die Reden gehen alle von denselben Grundanschauungen aus; ebenso zeigen sie in der Anordnung des Stoffs wie in der Anbringung der Wendungen auf die beiden zu Feiernden große Ähnlichkeit. Schillers Rede ragt freilich nach Inhalt und Form über die seiner Mitschüler weit hervor. Die meisten beschränken sich eben auf ein Aneinanderreihen von Einzelheiten mit schulmäßigen Ergüssen über Tugend und Laster; von selbständigem Erfassen des Gegenstands oder auch nur von Erinnerungen an Gelesenes ist wenig zu bemerken. Nur Pfeiffer (Vater von Charlotte Birch-Pfeiffer) zitiert an verschiedenen Stellen Abschnitte aus Klopstocks Ode „Für den König" in Anpassung an Karl und Franziska. Von der tiefgreifenden Art, mit der Schiller seine Aufgabe anfaßt und sein Thema durchführt, finden sich bei seinen Mitschülern nur vereinzelt schwache Spuren. Während die anderen moralisieren, philosophiert Schiller und erweist sich als der einzige, der das, was seinem Geiste zugeführt worden ist, persönlich verarbeitet und gestaltet. Seine Rede gewährt darum in weit höherem Maße als die der anderen einen Einblick in den Kreis der philosophischen Ideen, die im Sinn des Herzogs den Zöglingen der Akademie übermittelt wurden,

vor allem durch Professor Abel, der ein auf Leibnitz-Wolff, dem Lockeschen Empirismus und den schottischen Glückseligkeitslehrern beruhendes eklektisches System vortrug. In erster Linie folgt Schiller hier dem auf Shaftesbury und Hutcheson fußenden Schotten Adam Ferguson, dessen Hauptwerk „Grundsätze der Moralphilosophie" in der Übersetzung und mit den Anmerkungen von Garve ihn nach den Aufzeichnungen Abels (Weltrich, Schiller, S. 839) besonders anzog. Auch in der „Theosophie des Julius" und im Eingang seiner Dissertation „Philosophie der Physiologie" führt Schiller dieselben Gedanken aus, und Spuren dieser Anschauungen lassen sich noch in seinen späteren Werken erkennen (vgl. die betreffenden Abschnitte bei Minor und Weltrich und Walzels Einleitung zu den philosophischen Schriften Schillers in der Cotta'schen Säkularausgabe).

Zu manchen Stellen der Rede finden wir poetische Gegenstücke in der „Anthologie auf das Jahr 1782", besonders in den Gedichten „Die Freundschaft" und „Phantasie an Laura". Der Abscheu vor den selbstsüchtigen Eroberern lag in der Stimmung der Zeit: Schiller, der ihr auch sonst Ausdruck gegeben („Der Eroberer", 1777, „Der Venuswagen", 1781), fand sie besonders bei Klopstock, der in der Akademie eine Zeitlang sein Lieblingsdichter war und dessen „Messias" (VII, 425 f.) er auch die Schlußwendung der vorliegenden Rede entnahm.

Die Rede folgt hier in wortgetreuer Wiedergabe der Reinschrift. Von den Abweichungen des Abdrucks von 1839 sind die bloß die Schreibweise und die Zeichensetzung betreffenden nicht angemerkt. Die gesperrt wiedergegebenen Stellen sind in Zierschrift geschrieben. Der Abdruck von 1839 und nach ihm alle anderen geben eine Reihe von Stellen gesperrt, die in der Handschrift nicht hervorgehoben sind, und umgekehrt; auch hat er die Einteilung in Abschnitte teilweise geändert.



Die
Tugend in ihren Folgen
betrachtet

in einer Rede
zur Feyer
des Geburts = Festes
der
Frau Reichsgräfin von Hohenheim
auf gnädigsten Befehl
Sr Herzoglichen Durchlaucht
verfertigt
vom Eleve Schiller.



Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Wenn je etwas ist, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur Tugend erwärmen kann, so ist es gewis die Aussicht in ihre erhabene Folgen. Jedes fühlende Gemüt wird mit brennendem Eyfer der göttlichen sich weihen, wenn es einmal mit voller Überzeugung weis, daß nur Vollkommenheit, nur Glükseeligkeit ihre Folgen sind. — Denn wornach ringt die Seele des Jünglings, als nach diesem einigen Ziele? — wenn es[1] den grosen Gedanken denkt, daß nur Tugend den Menschen zum Abglanz der unendlichen Gottheit macht — dann wornach schmachtet die Seele des Jünglings, als nach diesem nie zu umfassenden Urbild? — Es ist also die Frage: Wie ist die Tugend in ihren Folgen betrachtet? deßjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in Mitte einer

[1] sic: „es“ verschrieben statt „er“.

jauchzenden Jugend, den göttlichen Wunsch äusserte: o daß ich alle glüklich machen könnte! — vollkommen würdig, an diesem Freundschafts-Feste feyerlich beantwortet zu werden.

Erlauchte Gräfin!

Wenn wir uns den Menschen als einen Bürger des grosen Weltsystems denken, so können wir den Werth seiner Handlungen nach nichts besser bestimmen, als nach dem Einflus, den sie auf die Vollkommenheit dieses Systems haben. Wenn wir noch weiter gehen, wenn wir finden, daß alle Räder, alle treibende Kräfte des grosen Systems nur darum so innig in einander greifen, nur darum so harmonisch zusammenstimmen, damit der geistige Theil der Schöpfung dadurch vollkommener werde, der empfindende angenehmer, stärker empfinde, der denkende höher, umfassender denke; so können wir jede moralische Handlung nur nach dem Maaße schäzen, oder verdammen, nach welchem sie mehr oder weniger zur Vollkommenheit der geistigen Weesen mitgewürkt hat. Ja, wenn wir dann noch höher hinaufsteigen, wenn wir finden, daß alle Vollkommenheit der geistigen Weesen die Nachamung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äussersten Ziel hat, so mus diese Gleichheit, diese Übereinstimmung mit den Eigenschaften der Gottheit, dieses ihr Wohlgefallen, diese ihre Verherrlichung der Maasstab aller moralischen Handlungen seyn. Jedwede Handlung eines Geistes also, jedweder Gedanke, ja, ich darf sagen, jedwede Empfindung macht sich des herrlichen ehrenvollen Namens von Tugend würdig, wenn sie die Vollkommenheit der Geister zum Zwek hat, wenn sie mit dem Weesen des Unendlichen übereinstimmt, mit seinen Absichten harmonisch geht, wenn sie seine Gröse verherrlicht. Jedwede im Gegentheil macht sich des schändenden Namens von Laster schuldig, wenn sie die Geister unvollkommener macht, wenn sie mit den Eigenschaften des Höchsten Weesens mislautet, wenn sie seine Ab-

sichten verfehlet. — Vollkommenheit der Geisterwelt wäre also die erste Folge der Tugend.

Noch herrscht ferner ein ewiges Gesez in der empfindenden und denkenden Natur, daß nämlich Vollkommenheit des Ganzen mit der Glükseeligkeit des einzelnen Weesens im innigsten Bunde stehe. Kraft dieses Gesezes wird uns das allezeit ergözen, was das Ganze vollkommener, das allezeit schmerzen müssen, was das Ganze[1] unvollkommener macht. So zieht also jene allgemeine Folge der Tugend, Glükseeligkeit des Ganzen, eine zweite und innere nach sich, Glükseeligkeit des einzelnen Wesens, das tugendhaft handelt.

Diß alles kurz zusammengefaßt, können wir sagen: — Derjenige Zustand eines denkenden Geists, durch welchen er am fähigsten wird, Geister vollkommener zu machen, und durch Vervollkommung derselben selbst glükseelig zu seyn, dieser Zustand wäre die Tugend. — Und worinn wird nun dieser Zustand bestehen? — Diese Frage unwidersprechlich bestimmt zu beantworten, müste mein Aug in die verworrensten Tiefen der menschlichen Seele gedrungen seyn, müste mein Verstand alle Gedanken der Menschen umfaßt und vereiniget haben. Beynah ein jeglicher Philosoph — ja was sag ich? jeder denkende Geist schaft sich aus seinem eigenen Gedankensystem ein eigenes Gebäude von Tugend und Laster, und obschon alle nur Einem Zwek entgegen arbeiten, so sind sie doch in Bestimmung deßjenigen Zustands, durch welchen sie ihn erreichen sollen, unendlich getheilt. Werd ich wohl jedes noch wankende System von Tugend vollends zu Boden stürzen, werd ich ihr wohl ihren festen ewigen Carakter anerschaffen, wenn ich sie mit den grösten Weisen dieses Jahrhunderts

[1] „vollkommener, das allezeit schmerzen müssen, was das Ganze“ fehlt in der historisch-kritischen Ausgabe der Schriften Schillers von Goedeke.

weises Wohlwollen heisse? — Ein weiser wohlwollender Geist also macht die Geisterwelt vollkommener, glüklicher. — Diß sind die äussern Folgen der Tugend! Er macht sich selbst vollkommener, glüklicher — Diß sind die innern Folgen der Tugend.

Und diese zwei Standpunkte sind es, aus denen ich nun die mir gnädigst aufgegebene Frage zu entwikeln suchen werde.

I. Folgen der Tugend auf das Ganze.

Nicht geringer, als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer, sag ich, ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt; Liebe ist es, die den Unendlichen Schöpfer zum endlichen Geschöpfe herunterneigt, das endliche Geschöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe ist es, die aus der gränzenlosen Geisterwelt eine Einzige Familie, und so viel Myriaden Geister zu soviel Söhnen Eines alliebenden Vaters macht. Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung; Liebe das grose Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen. Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung ersterben, — wie bald — wie bald würde das Band der Weesen zerrissen seyn, wie bald das unermessliche Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahin toben, eben so als die ganze Grundlage der Körperwelt zusammenstürzen, als alle Räder der Natur einen ewigen Stillstand halten würden, wenn das mächtige Gesez der Anziehung aufgehoben worden wäre.

Dieses allgemeinen Geisterzusammenhangs erste Folgen sind gegenseitige Ausbildung der Seelenfähigkeiten, Ergänzung, Erweiterung, Verfeinerung der Begriffe, Richtung des

Willens nach dem Vollkommenen. So kann die Wissenschaft des Einen in die Seele des Andern fliessen; So kann der rohe Gedanke des Einen durch die schärfere Denkkraft des Andern verfeinert werden. So kann ein doppelter Verstand das zur Reife bringen, was einem einfachen undurchdringlich war. So kann das Jugendliche Feuer eines brausenden Geists durch den bedachtsamern Ernst des reifern Manns milder und mäsiger werden. So kann der ersterbende Trieb zur Tugend in diesem durch die wärmere Tugendliebe in jenem in neue Flammen auflodern. So kann sich Seele in Seele spiegeln. So der Schöpfer selbst sein groses Bild in Menschlichen Seelen zurükwerffen. So kann Wonne des Freunds in die Seele des Freunds hinüberjauchzen — Vollkommenheit der höhern Geisteskraft wäre also die erste Folge dieses Zusammenhangs. Dieser Zusammenhang ist die Folge der Liebe.

Gros also sind die Folgen der Liebe. Die ganze Sphäre der Geister ist ihr unendlicher Krais. Aber wenn es auch nicht die ganze Sphäre der Geister ist, so kann sie doch thätig seyn in einer kleinen, und durch diese kleine rükwärts thätig in die grose, in die unendliche. Die Liebe, die den Vater an den Sohn, den Sohn an den Vater fesselt, die einen Weisen zum Lehrer eines, vielleicht verlassenen Jünglings macht, kann mächtig würken auf die Harmonie des Ganzen. Wenn sie in dem Jüngling einen Antonin, einen Trajan auf den Thron sezt, oder an den Ufern des Eurotas einen Lykurg erschaft, wenn sie aus dem Sohn einen Montesquieu, einen Gellert, einen Haller, einen Addison bildet, so kann sie das ganze Menschengeschlecht — ja was sag ich? — eine ganze Kette von Menschengeschlechtern, mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und näher rüken ihrem erhabenen Ziel (Denn vielleicht führt Gellerts Moral und Addisons Beyspiel noch in künftigen Jahrhunderten irrige[1])

[1] irrende.

Seelen zur Wahrheit zurük) — Aber eben so leicht kann das Laster eines Einzigen in tausend unverwahrte Seelen sein süsses Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menschenaltern ferne von ihrer hohen Bestimmung in das alte barbarische Dunkel thierischer Wildheit zurükstossen. So hat sich der unvollkommene Geist eines La Mettrie, eines Voltaire auf den Ruinen tausend verunglükter Geister eine Schandsäule aufgerichtet, ihres Frevels unsterbliches Denkmal! —

Aber noch einmal wollen wir jene fruchtbare Wahrheit zurükrufen, noch einmal vor unsere Seele stellen: — — „Daß nämlich Ein vollkommener Geist eine ganze Geisterwelt vollkommener machen könne: — — Meine Freunde! welche Scene [1]) rükt vor meine staunende Seele! Seh ich nicht ein Gewimmel von Menschengeschlechtern sich zu dem Grabmaal Eines Fürsten — (ach eines Fürsten, den ich Vater nennen darf,) hinzubringen [2]), seh ich sie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tausend — Millionen seegnend einen Einzigen? — Er allein wars, meine Freunde, der einer bildungslosen [3]) Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Arme rief, der Stralen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen gos, der jeder Sphäre von Erkänntnis tüchtige Männer erschuf, der, wenn von diesen tausenden nur zehen das grose Siegel ihres Erziehers nicht verläugnen, der Menschheit dereinst neue Solon, neue Platone aufstellen wird. Und wenn ein Einziger vollkommener Geist einen so grosen Schauplaz der Wirkung hat, wie weit hat nicht der grose Menschenbilder [4]) durch seine gebildete Jugend in die Harmonie des Ganzen hineingewirkt. Er allein, weil er immer tugendhafter zu

[1]) Sonne.
[2]) hinzudrängen.
[3]) eine bildungslose.
[4]) Menschenbildner.

werden sucht, Er allein, weil er ein Nachamer der Gottheit auf Erden ist. — Allmächtige Tugend, die du dich in den Busen des Fürsten niederließest, und von hieraus die Herzen der Menschen angelst, durch dieses einzige Fürstenherz hast du dir eine Welt unterworffen!!! —

Und wenn nun dieser grose Freund der Tugend zu seinem erhabenen Werk sich eine Gehülfin erwählte — wenn die sanfte Theilnehmung dieser vortrefflichen Freundin seine Freuden würzt und erhöht, seine Leiden — (denn auch die Grose, auch die vortrefflichsten unter den Grosen haben ihre Leiden, weil sie Menschen sind.) — seine Leiden, sag ich, sympathievoll mit ihm duldet, seinen Schmerzen den Stachel nimmt: wenn sie, die aufmerksame Hörerin seiner Lehren, ihre Tugend mit der Tugend ihres erhabenen Freunds zur Glükseeligkeit der Menschen vereinigt; wenn sie — — Steigt hier nicht jede Brust? Glüht nicht das Feuer der Freude in [1]) jedem Antliz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen? —

Thränen des Danks auf Ihre Asche, mein Vater: Thränen des Danks auf Ihre Asche, beste Freundin des Vaters!

II. Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst.

Diß sind die Folgen der Tugend auf die Vollkommenheit des Ganzen. Aber sie allein sind es noch nicht, die den Begrif von Tugend erschöpfen. Zwar rauschen die dem Ohr mächtig entgegen. Zwar stralt ihr blendender Schimmer in jegliches Aug: aber eben darum werden sie nicht selten vom stumpfern [2]) Auge des Pöbels mit dem Flittergolde unwürdiger Thaten verwechselt. Auch aus ungeweihtem

[1]) aus.

[2]) stumpfen.

Boden, aus unheiligen Herzen kann Glükseeligkeit des Ganzen emporkeimen; denn die weiseste Vorsehung ist eben so mächtig das Laster eines Einzigen in die Glükseeligkeit der Welt enden zu lassen, als sie diese durch Tugend glüklich machen kann. Es folgt also aus dem Wesen der Tugend selbst, daß sie im Herzen des Tugendhaften innere Folgen zurüklassen [1], innere Folgen, die, wenn sie auch dem Auge der Menschen entfliehen, dennoch vor jenem durchdringenderen [2] Aug einer höhern Weisheit in heller Erhabenheit feyren [3]; Innere Folgen, die jenen Eroberer fliehen würden, wenn er eben so leicht mit fliegendem Siege [4] von Welten zu Welten gegangen wäre, als er über den Indus gegangen ist; die den Weisen glükseelig machen [5], wenn er auch in bodenlosen Kerkern schmachtete. Wäre die Tugend nicht von diesen innern Folgen — Vorgefühlen des Himmels — begleitet, wie wenige würden ihr heiliges Bild anbeten? — Wäre das Laster nicht von jenen stummen Schauern der Hölle begleitet, wie leicht würde der zauberische Taumeltrank seiner Vergnügen alle Herzen dahinreissen?

Und was sind nun diese innere Folgen der Tugend? Jede tugendsame Seele wird hierinn meiner Antwort zuvorkommen, jede im stillen bei sich empfinden, daß sie nichts anders als Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schiksaals, Stärke des Geists in allen Auftritten des Jammers, Selbstgewisheit in allen Zweifeln der Finsternis, daß sie, wenn ich es kurz sagen soll, ein gleicher und unerschütterter Karakter gegen alle Vorfälle des Menschlichen Lebens sey, der jeden Schmerz stumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht, der einen Regulus den Schröknissen eines barbarischen Todes heiter entgegen führt, wenn die Cäsare unter blutig

---

[1] verbessert „zurücklasse".
[2] durchdringenden.
[3] stehen.
[4] mit fliegenden Siegen.
[5] machten.

errungenen Diademen zittern, der einen Seneka jeden Tropfen seines dahinrinnenden Lebens ruhig zälen läßt, wenn Gewissensmarter den Tyrannen bis unter die Hülle des Purpurs verfolgen, der selbst auf dem einstürzenden Holzstoß den Weisen Indiens nicht verläst, wenn Europäischer Mut bey schwachen Fieberschauern dahinsinkt, der blühende Paradise ihm zeigt, wenn seine Augen im Tod nun dahinstarren, und Erd und Himmel vor ihm schwinden in Nacht, und Seele und Leib im feyerlichen Bruche sich losreissen. — Ja, der ihn dereinst in den Schreken jenes furchtbaren Tages nicht verlassen wird, wenn unter Domitianen irrdische Throne schwanken, wenn jede Empfindung — Denn keine wird sich dem Aug des Rächers entstehlen — als eine drohende Zeugin wider den Gottlosen sich erheben — wenn ach vielleicht ein Einziger, nicht erstikter Gedanke zwischen Tod und Himmel entscheiden wird. In diesem Augenblik des Entsezens wird dem tugendsamen der Donnerton des Gerichts Jubellied seyn, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jezt wird sein Auge glänzen in ewigem Strale[1], wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel sinkt —

So gros, so seelig, so unaussprechlich seelig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglükt, — — Dieses Gefühl, einige Stralenzüge der Gottheit getroffen zu haben — — Dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu seyn — — Dieses Gefühl — —

Erlauchte Gräfin!

Irrdische Belohnungen vergehen — — Sterbliche Kronen flattern dahin — — die erhabenste Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franzisca,

[1] im ewigen Strale.

diese himmlische Heiterkeit, iezt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend — Eine Einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!



Briefe von Schiller.

Mitgeteilt von

Otto Güntter.

Seit dem Abschluß der verdienstvollen kritischen Gesamtausgabe der Briefe Schillers von Fritz Jonas, in der dem deutschen Volke die schönste Ergänzung zu Schillers Werken, der Forschung ein ganz unschätzbares Hilfsmittel geboten wurde, ist nur eine kleine Anzahl weiterer Briefe Schillers an die Öffentlichkeit gekommen. Selbst das Schillerjahr 1905, das eine Überfülle von Veröffentlichungen brachte, hat die Zahl der gedruckten Schillerbriefe — es sind rund 2100 — nur um wenige vermehrt. Den drei im ersten Marbacher Schillerbuch veröffentlichten und den drei in diesem Band von Albert Leitzmann mitgeteilten an Karoline v. Dacheröden kann ich hier fünf weitere anreihen, die meines Wissens noch nicht bekannt geworden sind. Nr. 3 und 5 sind von den Herren Edmund Weiß, Rentner in München, und Louis Koch in Frankfurt a. M. freundlichst zur Veröffentlichung überlassen worden; die anderen befinden sich im Schillermuseum.

1.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Buchhändler in Leipzig.

Jena den 5. October 1792.

Herr Goepfert[1]) wird bey Ihnen, auf meine Bitte, wegen der Ausgabe meiner Gedichte anfragen, und ich ersuche Sie, daß Sie ihn zu einer recht eleganten Ausgabe bevollmächtigen, und die Anordnung mir überlassen. Mein Wunsch ist,

daß wir auch im Aeußerlichen recht viel Ehre damit einlegen, und dem Publikum zeigen, daß nicht bloß Herr Unger in Berlin schön drucke. Was den Artikel der Vignette oder Kupfer betrift, so möchte ich Ihnen rathen, den Künstler[2]) dazu zu nehmen, der zu dem Wiener Nachdruck der Deutschen Dichter ganz vortrefliche Zeichnungen und Stiche geliefert hat. Sein Nahme fällt mir jetzt nicht bey, aber Sie kennen Ihn wohl schon, oder würden ihn in Leipzig gewiß erfahren.

Dann bitte ich Sie noch, mir gelegentlich mit Herrn Goepfert der in 8 Tagen wieder zurückgeht, Voltaires Candide und kleine Erzählungen und Diderot Sur l'Art dramatique zu übermachen. Ich verhare mit wahrer Achtung

E.H. ergebenster Diener

Schiller.

An
Herrn Buchhändler Crusius
in
Leipzig
Durch Gefälligkeit

An eine Sammlung seiner Gedichte, die bei Crusius erscheinen sollte, dachte Schiller schon im März 1789; zur Ausführung kam der Plan erst 1800—1803, s. u. S. 324.

[1]) Göpferdt, Buchdrucker in Jena.

[2]) Clemens Kohl, s. u. S. 265 das Antwortschreiben von Crusius vom 10. November 1792.

2.

An Friedrich Haug.

1761—1829, mit Schiller in der Militärakademie, als Dichter besonders bekannt durch seine Epigramme.

Jena den 3. Jul. 95.

Eben, mein lieber Freund, bin ich im Begriff, meinen MusenAlmanach für die Michaelis Messe in Ordnung zu bringen. Unter den Epigrammen, die ich von Jhnen in

Händen habe ich beyfolgende dazu bestimmt, und frage nun kürzlich bey Ihnen an

1) Ob keins derselben schon anderswo gedruckt ist?


Friedrich Haug.

2) Ob Sie mir binnen jetzt und 4 Wochen nicht eine Anzahl neuer schicken können und mögen?

3) Ob Sie nicht etwa sonst Gedichte vorräthig haben, und meinen Almanach damit beschenken wollen. Besonders wären mir kleine erzählende sehr willkommen.

Sie sollen, wie ich hoffe, in keiner schlechten Gesellschaft vor d Publicum erscheinen.

Unsern gemeinschaftlichen Freunden meine beßten Grüße.

Schreiben Sie mir auch etwas von Ihrer gegenwärtigen Lage. Ich nehme herzlichen Antheil daran.

Ganz der Ihrige

Schiller.

Beylage bitte an Freund Conz zu befördern.

Haugs Antwort, vom 17. Juli 1795, ist von Julius Hartmann nach einer Abschrift veröffentlicht in der „Bes. Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 9. Mai 1905. Haug schickte u. a. auch „drei modernisierte Minnelieder". In Schillers „Musenalmanach für das Jahr 1796" sind fünf Gedichte von Haug aufgenommen, darunter „Minnelied, nach Kristan von Hamle" (Wunneclichen sol man schouwen), mit Noten. — Von Conz brachte der Almanach zwei Gedichte, von weiteren Schwaben waren Hölderlin (Der Gott der Jugend) und Neuffer darin vertreten. Vgl. Schiller an Haug 18. Januar 1796.

3.

An Johann Wilhelm v. Archenholtz.

1743—1812, Geschichtschreiber.

Jena d. 2 8br [November] 95.

Mein verehrter Freund,

Vor einigen Augenblicken erhalte ich Ihr gütiges Schreiben und sogleich geht die Post. Ich ergreife daher den Moment, um Ihnen zu schreiben, daß ich Ihren Beitrag[1]) zu den Horen mit rechter Ungeduld erwarte und daß er ohne Anstand auf einmal soll eingerückt werden.

Ich kann, da ich mit kleineren Sachen versehen bin, dem Monathsstück dennoch die nöthige Varietät ertheilen. Wenn ich den Aufsatz binnen 14 Tagen in Händen habe, so kann er das zwölfte Stück eröfnen, und ich kann ihn noch darein bringen, wenn ich ihn von heut in 3 Wochen nur gewiß in Händen habe. Kommt er später, so müßte der neue Jahrgang damit angefangen werden.

Mir würde die Erscheinung noch in diesem Jahr darum willkommener seyn, weil in der Liste dessen, was wir geleistet, auch noch dieser Aufsatz sich auszeichnen wird. Auf jeden Fall aber wird er ein gleich gutes Omen für den Ausgang des alten und für den Anfang des Neuen Jahres sein.

Mit dem Musen-Almanach[2]) von mir hat man Sie nicht getäuscht. Er ist biß auf zwey Bogen bereits bey Ungern abgedruckt und erscheint in 2, 3 Wochen zuverläßig. Ich hoffe, er soll Ihnen Vergnügen machen. Göthe, Herder und ich haben 3 Viertheile daran verfertiget.

Sie erweisen uns daher eine Gefälligkeit, wenn Sie zu seiner Bekanntmachung etwas beytragen wollen.

Die Post geht ab[3]). Empfangen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

Ihr

Schiller.

Antwort auf den Brief von Archenholtz vom 28. Oktober 1795 (Euphorion 1905, S. 378). Oktober ist verschrieben für November, wie in dem am gleichen Tag geschriebenen Brief an Cotta: vgl. die Antwort von Archenholtz, Schiller-Cotta-Briefwechsel S. 133.

[1] „Sobiesky“, vgl. S. 290, erschien im 12. Stück der „Horen“ 1795.

[2] Schillers „Musenalmanach für das Jahr 1796“.

[3] Nach Schillers Kalender ist der Brief erst am 6. abgegangen.

4.

An W. F. H. Reinwald.

1737—1815, Schillers Schwager.

[Weimar 6. Dezember 1802.]

Lieber Bruder

In Ermanglung eines Cottaischen Damen Calenders[1]) den ich nicht mehr besitze schicke ich dir einen, von Wilmans, der wenigstens durch seine artigen Kupfer sich empfehlen wird. Auch lege ich einen Novität von mir bei, die ich in lezter Messe herausgab[2]).

Von dem Ulphilas[3]) wird die hiesige Bibliothek ein Exnehmen, sobald er heraus ist: man pflegt sich auf keine Subscriptionen einzulassen. An Herder habe ich das Avertissement befördert.

Ich wünsche diesem Werke viele Käufer, aber freilich ist in Deutschland nicht viel Aufmunterung zu erwarten: doch Ehren halber muß jede ordentliche Bibliothek sie besitzen und dieser Absatz wird zu d Unkosten der Unternehmung gewiß hinreichen.

Die StandesErhöhung[4]) zu der du mir Glück wünschest ist auf Anregung des Herzogs von Weimar geschehen, der mir und meiner Frau dadurch eine Freude machen wollte. Vor 14 Tagen habe ich von Wien das Diplom und Wappen erhalten. Nun wünschte ich aber, daß zu der bloßen Ehre auch der Nutzen kommen möge, den erwarte ich aber von einer andern Gegend her[5]), wenn das Glück günstig ist.

Ist dieses nicht, so habe ich mich eher verschlimmert als verbessert, weil mir die neue Lage manchen Aufwand verursachen wird.

In Rücksicht auf meine Frau und ihre Familie ist mir das Ereigniß allerdings angenehm, weil meine Frau nun wieder in alles das restituiert ist, was sie durch ihre Heirath verloren hat

Der Schluß des Briefes und das Datum fehlen; nur die 2 ersten Seiten sind vorhanden. Er beantwortet Reinwalds Brief vom 30. Oktober 1802 (Briefwechsel mit Christophine und Reinwald S. 235 ff.). Nach Schillers Kalender ist der Brief am 6. Dezember abgegangen

[1]) Reinwald hatte um das Cottasche „Taschenbuch für Damen" gebeten als Weihnachtsgeschenk für seine Frau (vgl. Schillers Beziehungen S. 292). — Der Kalender von Wilmans ist das „Taschenbuch für das Jahr 1803" mit Kupfern zur Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Wallenstein und drei Rätseln zu Turandot.

[2]) Turandot.

[3]) Ulfilas' gotische Bibelübersetzung, mit dem von Reinwald umgearbeiteten Glossar von F. K. Fulda, 1805 herausgegeben von J. C. Zahn. Reinwald hatte um Übermittlung einer Ankündigung dieses Werkes an die Weimarer Bibliothek, Herder und Goethe gebeten.

[4]) Reinwald hatte aus den Zeitungen erfahren, daß Schiller vom Kaiser der Adel verliehen worden war. Das Diplom erhielt Schiller am 16. November.

[5]) Von Dalberg; vgl. die Ausführungen zum folgenden Brief.

5.

An Frau Professor Niemeyer in Halle.

Lauchstädt 13. Jul 1803

Da ich vorigen Montag das Vergnügen nicht haben sollte, Sie und Ihren Herrn Gemahl selbst hier zu sehen, so waren mir Ihre freundlichen Zeilen, meine gütige Freundin, ein erfreuliches Andenken. Leider werde ich das Vergnügen, das Sie mich hoffen lassen, Sie diese Woche noch einmal zu sehen, nicht mehr genießen können, da ich Donnerstag früh

nach Weimar zurückreisen muß. Meine Schwägerin reist auf den 16ten [1]), vielleicht auf lange Zeit, weg und wollte mich vorher noch sprechen. Auch muß ich zu einer Reise nach Franken [2]) Anstalt machen. Empfangen Sie also noch einmal meinen innigen Dank für Ihre gütige Aufnahme und lassen Sie mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause zu freundlichem Andenken empfohlen bleiben.

Mit wahrer Verehrung

Ihr gehorsamster

Schiller

Der Frau D. Niemeier
Hochwohlgeb
in
Halle

Schiller weilte vom 2.–14. Juli im Bad Lauchstädt, wo das Weimarische Theater spielte und unter anderem auch die Braut von Messina aufgeführt wurde. Er verlebte dort fröhliche Stunden der Erholung, besonders auch in Gesellschaft des preußischen Generals Herzog Eugen von Württemberg, des Besitzers von Carlsruhe in Schlesien, und dessen Adjutanten August v. Wolzogen.

Mit August Hermann Niemeyer, dem Direktor des Pädagogiums und des Waisenhauses in Halle, stand Schiller schon längere Zeit in Verbindung. Auf Goethes Anregung hatte Niemeyer die Andria des Terenz bearbeitet, die am 6. Juni in Weimar gegeben wurde und ehrenhalber in Lauchstädt produziert werden mußte, wie Schiller am 20. Mai 1803 an Goethe schreibt. Das Stück mißfiel in Lauchstädt (Schiller an Lotte 4. Juli 1803). Am 6. Juli berichtet er seiner Frau: „Am Montag waren Niemeiers hier und haben mir keine Ruh gelassen, sie diese Woche in Halle zu besuchen." Der Besuch wurde am 8. ausgeführt. Sein Befinden erlaubte ihm nicht viel anzusehen „außer Niemeiers Pädagogium, welches eine kleine Stadt ist". „Sie haben mich sehr geehrt und tüchtig aufgeschüßelt" Auf Montag den 11. hatten Niemeyers wieder einen Besuch in Lauchstädt angesagt, um die „Jungfrau von Orleans" zu sehen. Sie mußten jedoch auf den Ausflug verzichten; Frau Niemeyer hoffte aber, Schiller vor seiner Heimreise noch einmal zu sehen. Der vorliegende Brief ist Schillers Antwort auf ihren Brief vom 11. Juli (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 530).

[1]) Nach Schillers Kalender reiste Karoline v. Wolzogen am 21. ab.

[2]) Am 7. Januar 1803 schrieb Schiller an seine Schwester Luise

Frankh in Cleversulzbach „Es könnte kommen, daß ich mit meiner Frau eine Reise nach jenen Gegenden machte, die uns Dir auf einige Tagreisen näher brächte, und dann würden wir dem Wunsch schwer widerstehen können, Dich mit Deinem lieben Mann zu besuchen. Schenke uns der Himmel nur bis dahin Gesundheit, so kann sich vieles schicken und fügen." Auch seiner Schwester Christophine stellte er am gleichen Tag die Möglichkeit eines Besuchs in Aussicht aus Anlaß einer Reise „nach den südlichen Gegenden". In einem Brief an W. G. Becker vom 2. Mai 1803 erwähnt er eine Reise, die er zu machen habe und die ihn daran hindern könnte, Dresden zu besuchen. Am 10. Juni erwidert er Hoven in Ludwigsburg, der ihm geschrieben hatte „Wie ich höre, warst Du Willens, mit Cotta ins Land zu kommen" (Marbacher Schillerbuch 1905, S. 314; vgl. Cotta an Schiller 13. Mai 1803): „Ich wäre gern mit Cotta nach Schwaben gereist. — Als ichs ihm zusagte, glaubte ich einen andern Plan damit vereinigen zu können, welcher aber jetzt abgeändert ist."

Wohin sollte nun die in Aussicht genommene Reise führen, über deren eigentliches Ziel Schiller sich stets ausschweigt? Jonas (VII, 293) und Wilhelm Vollmer (Schiller-Cotta-Briefwechsel S. 486) denken an die Schweiz. Schiller trug sich wirklich mit der nicht zur Ausführung gekommenen Absicht, die Schweiz zu sehen, ehe er den „Tell" drucken lasse (an Iffland 5. Dezember 1803). Es ist also nicht ausgeschlossen, daß an einen Abstecher in die Schweiz im Anschluß an die geplante Reise gedacht war. Aber der Zweck dieser Reise war das sicherlich nicht. Hätte es sich nur um eine Reise in die Schweiz gehandelt, so hätte Schiller keinen Anlaß gehabt, sich auf unbestimmte Andeutungen zu beschränken. Cotta, der anscheinend eingeweiht war in die Absichten Schillers, gibt uns einen Fingerzeig in seinem Brief vom 7. September 1803. Er erwähnt dort die ihm gewordene — irrtümliche — Mitteilung, Schillers Frau wolle ihre Schwester Karoline v. Wolzogen nach Heidelberg begleiten, hofft, Schiller werde auch mitreisen und fährt fort: „Sie erlauben mir, Sie in Heidelberg abzuholen, wir könnten dann einen kleinen Sprung nach Regensburg zu Dalberg machen, während die Frauen hier ausruhten."

Von der Möglichkeit einer Abholung Schillers durch Cotta scheint schon bei Cottas Aufenthalt in Weimar die Rede gewesen zu sein. Am 3. Juni 1803, als Cotta ohne Schillers Begleitung nach Schwaben zurückgekehrt war, schreibt er an diesen: „Machen Sie, daß ich Sie mit Ihrer lieben Frau im A. abholen kann." Vollmer in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta ergänzt dieses „im A." zweifelnd zu: „im August?" Es wird aber wohl „im Aschaffenburgischen" zu verstehen sein und nicht eine Abkürzung vorliegen, sondern absichtlich eine bloße Andeutung.

Schillers Absichten gingen ohne Zweifel auf einen Besuch bei

Dalberg. Als Vermutung hat dies in Bezug auf die Andeutung in Schillers Brief an Christophine vom 7. Januar 1803 schon Maltzahn ausgesprochen (Schillers Briefwechsel mit Christophine S. 238 Anm. 1: „vielleicht zu Dalberg nach Aschaffenburg"). Es ist auch zu beachten, daß die erste Ankündigung dieser Reise in den Briefen an seine beiden Schwestern am 7. Januar 1803 erfolgte, also demselben Tage, an dem Schiller von Frankfurt aus anonym (von Karl v. Dalberg) 650 Taler erhielt. (Vgl. auch oben S. 238 den Brief an Reinwald.) Dalberg, bisher Koadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, war am 25. Juli 1802 Kurfürst von Mainz geworden. Für diesen Fall, dessen Eintreten weit früher erwartet wurde, hatte er Schiller schon im Jahr 1789 Aussichten eröffnet auf eine Stellung, „daß Ihr Geist nach eignem Trieb sich seinem Flug überlassen könnte" (Dalberg an Schiller 11. November 1789, Beaulieu Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit, S. 172, vgl. Schiller an Körner 1. März 1790). Am 28. August 1802, nachdem der „Schatz", der „Goldschatz", wie ihn Schiller, seine Frau und seine Schwägerin unter sich nannten, zur Regierung gelangt war, gedachte er seines Wunsches, „Deutschlands Dank dem ersten deutschen Dichter dereinst zu entrichten; näher bin ich an dem Ziel, (doch sehr unter uns gesagt) gesichert ist es nicht ganz! Doch bald hoff' ich Ihnen das zu werden, was ich von ganzer Seele wünsche" (an Schiller 28. August 1802, Charlotte v. Schiller I, S. 294). Inzwischen war Dalbergs Lage gesicherter geworden; für die auf dem linken Rheinufer an Frankreich verlorenen Gebietsteile hatte er 1803 im Reichsdeputationshauptschluß zum Fürstentum Aschaffenburg die Gebiete von Regensburg und Wetzlar erhalten. So richteten sich Schillers Hoffnungen in erster Linie auf Dalberg, wenn er an eine Veränderung und Verbesserung seiner Lage dachte. Daß er 1803 und 1804 eine solche anstrebte, geht aus manchen Stellen seiner Briefe deutlich hervor. „Oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem anderen Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich gienge fort," schreibt er am 17. Februar 1803 an Wilhelm v. Humboldt, und am 20. März 1804 an seinen Schwager Wolzogen: „Es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet." — „Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehn." Wenige Wochen später reiste er nach Berlin, wohin Iffland ihn zu ziehen bestrebt war. Auf die Anerbietungen, die Schiller vom preußischen Hofe gemacht wurden, erhöhte Karl August die Pension Schillers von 400 auf 800 Taler, und so blieb Schiller, der auch das in die Wagschale warf, was ihm der Aufenthalt in seinem bisherigen Kreise bedeutete, schließlich

doch in Weimar. Er hat diesen Entschluß, wie er wenige Wochen vor seinem Tode an Wilhelm v. Humboldt schreibt, keinen Augenblick bereut, wenn er auch beifügt: „Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Mensch, so würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken."

In ihrem Leben Schillers erzählt Karoline v. Wolzogen, Schiller habe vor seiner Entscheidung über die ehrenvollen Anträge aus Berlin Dalberg sprechen wollen, „dessen Gesinnung und treuen Anteil er nicht durch einen solchen Schritt beleidigen mochte. Kaum von Berlin zurückgekehrt, gedachte er nach Aschaffenburg zu reisen; denn das Gefühl, daß er eine sichere Existenz bei vermehrter Familie haben müsse, war mächtig in ihm. Der edle Dalberg, der die Zerstörung deutscher Verhältnisse immer klarer einsah und der alle großmütige Unterstützung, die er Schillern seit dem Antritt seiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie seine eigene Existenz ihm sehr prekär erschien, äußerte, daß er keinem Freunde raten könne, sein Glück an sein schwankendes Schiff anzuschließen. Die Reise verschob sich und unterblieb endlich."

Eine Reise zu Dalberg in der hier genannten Absicht hätte nur vor der Unterbreitung der Berliner Anträge an Karl August, also vor dem 4. Juni, einen Zweck gehabt, oder etwa noch vor dem 18. Juni, wo Schiller seine Bedingungen für einen jährlichen Aufenthalt in Berlin dem preußischen Geh. Kabinettsrat Beyme übersandte, wenn man annehmen will, daß Schiller auch diesen Schritt nur nach vorherigem Benehmen mit Dalberg tun wollte. Mit der kurzen Zeit vom 21. Mai 1804, dem Tag der Rückkehr von Berlin, zum 4. oder auch 18. Juni läßt sich Karolinens Schlußsatz schwer vereinigen. Wohl aber paßt er auf das Jahr 1803, wo wir mehrfache Andeutungen einer immer wieder verschobenen Reise zu Dalberg gefunden haben Es erscheint mir daher nicht ausgeschlossen, daß Karoline v. Wolzogen sich irrt, wenn sie die Absicht einer persönlichen Aussprache mit Dalberg in die Zeit nach der Berliner Reise setzt und als eine Folge derselben darstellt. Weit wahrscheinlicher ist das Umgekehrte: daß Schiller zu der Anknüpfung in Berlin auch dadurch mit bestimmt wurde, weil von Dalberg bei den unsicheren politischen Verhältnissen eine feste und dauernde Verpflichtung nicht zu erwarten stand.

An eine Zusammenkunft mit Dalberg, ohne bestimmte Absichten, hat Schiller natürlich auch in der Folge noch gedacht. Noch im letzten Brief an seine Schwester Luise Franckh (27. März 1805) schreibt er von einer „künftigen Reise nach Franken, die wir alle Jahre projektieren". Auch Charlotte v. Schiller rechnete mit einem solchen Besuch. „Schiller wird unser Freund (Dalberg) nie bei sich selbst anstellen, ob er ihm gleich Beweise seines Andenkens gibt, und auch thätige. Aber seine eigene Lage ist zu precär, dünkt

ihm: und er mag recht haben. Aber Sie könnten ihm sehr nützlich sein in seinen Geschäften," schreibt sie am 8. November 1804 an Fischenich. „Mein Plan wäre, sie reisten nach Regensburg — — oder im nächsten Sommer nach Aschaffenburg; vielleicht wären wir auch dort, denn Schiller muß bald hin, um einmal seinen Dank auszusprechen."

Seine Absicht, Schiller möglichst unabhängig zu stellen, betätigte Dalberg auf andere Weise. Den oben erwähnten 650 Talern ließ er am 10. Oktober 1803 weitere 620 Taler folgen und am 22. Juni 1804 542 Taler. Nach dem Tode Schillers setzte er den Hinterbliebenen eine jährliche Pension von 600 fl. aus.

6.

Zu Schillers Brief an Körner.

Weim. 4. Jan. 1804

Mit meiner Schwägerin hätte ich rechte Lust zu zanken, daß sie uns so plantiert hat. Auch hat sie an der Bekanntschaft v M. d. Stael viel verloren. Indeß war sie bei euch und es scheint ihr sehr zu behagen, welches ihr auch mag verziehen werden.

Der vorstehende Abschnitt, der nach den Worten „und enget einem das Herz" einzufügen ist, fehlt in den bisherigen Wiedergaben des Briefes. Auf diese Stelle bezieht sich die Mitteilung Körners am 15. Januar: „Deine Schwägerin ist immer im Begriff zurückzureisen; aber sie wird immer durch Hindernisse abgehalten." Karoline v. Wolzogen hielt sich von September bis Februar in Dresden auf.

Den folgenden Schluß gibt auch die vollständigste Ausgabe des Schiller Körnerschen Briefwechsels, die von Ludwig Geiger in der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, nur mit Auslassung der Worte „meiner Schwägerin".

Lebet alle herzlich wohl, meiner Schwägerin schöne Grüße von uns allen

Dein

Sch.

Briefe an Schiller.

Mitgeteilt von

Otto Güntter.

Zu den Briefen Schillers auch die nicht in den Briefwechseln mit seiner Familie, mit Körner, Humboldt, Goethe und Cotta enthaltenen Briefe an ihn kennen zu lernen, hat sich längst als Bedürfnis erwiesen. Den von Goedeke 1875 herausgegebenen „Geschäftsbriefen" waren auch viele an Schiller gerichtete Briefe beigegeben; Urlichs veröffentlichte 1877 die ihm zugänglichen Briefe an Schiller; eine Reihe wertvoller Briefe haben Speidel und Wittmann 1884 in ihren lebensvollen „Bildern aus der Schillerzeit" dargeboten. Seitdem sind, leider zum Teil an schwer zugänglichen Stellen, weitere Veröffentlichungen gefolgt, 1905 insbesondere im Marbacher Schillerbuch und in der Zeitschrift Euphorion. So schien es angezeigt, aus den im Schillermuseum befindlichen Briefen an Schiller die anscheinend noch unbekannt gebliebenen ebenfalls der Öffentlichkeit zu übergeben. Naturgemäß ist auch hier der Wert der einzelnen Stücke sehr verschieden. Doch werden die hier folgenden Briefe zu einem großen Teil nicht nur für den Forscher Interesse bieten, indem sie den Briefwechsel Schillers vervollständigen und seine vielfachen Beziehungen weiter aufhellen, sondern auch für einen weiteren Kreis von Lesern. Sind doch die Verfasser dieser Briefe der Mehrzahl nach Männer und Frauen von bekannten Namen, die mit Schiller nicht nur in vorübergehender Beziehung standen, und behält doch das Wort seine Gültigkeit, das Speidel und Wittmann in der Vorrede ihres Buches ausgesprochen haben, daß bei einem Manne wie Schiller das,

was ihm von anderen geschrieben wurde, in mancher Hinsicht ebenso wichtig und für die Erkenntnis seines Wertes ebenso bedeutsam ist wie das, was er selbst den anderen schrieb.

1.
Heinrich Beck.

1760—1803, Schauspieler in Mannheim.

[Käferthal bei Mannheim, April 1786.]

Ich verlöhre mich in Lobsprüchen wenn ich mein Gefühl über den Werth dieser Deiner Arbeit ganz ausgießen wollte. Es, ist eine Kette von unendlich großen Zügen. Alle aus der Natur der Sache genommen alle so in einandergefügt daß man glauben muß, sie konnten nicht anders kommen — und darum so treffend! so hinreißend täuschend. Du hast Dich selbst schon hier so übertroffen, daß man staunen wird über den Grad Deiner Annäherung zur Aesthetischen Schönheit. Nicht mehr blos glüende Phantasie, sondern Kenntniß der Falten menschlicher Leidenschaften. Ich sage nichts mehr — aber ich preiße Deinen Entschluß unter den Himmelsstrich und auf solche Art Dein Genie Physiokratisch zu benutzen. Ich bin stufenweise stolzer Dein Freund zu seyn!

Der Rest des Briefes in Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, S. 155 ff., mit kleinen Abweichungen vom Original. Nach diesem ist S. 158 zu lesen: „Schurken und Dummköpfe giebt's ja überal, was können die hiesigen dafür daß sie nichts beßers sind."

Der undatierte Brief ist dort in den Anfang des Monats April gesetzt unter Bezug auf Jonas I, S. 292. Einen Anhaltspunkt aus dem Brief selbst gibt die Mitteilung Becks, daß Charlotte v. Kalb von einem Mädchen entbunden worden sei. Die Geburt dieser schon im Mai wieder gestorbenen Tochter fällt auf den 19. April (Klarmann, Geschichte der Familie v. Kalb auf Kalbsrieth, S. 261). Danach wäre der Brief gegen das Ende des Monats anzusetzen.

Die Äußerungen Becks nehmen Bezug auf das 2. und 3. Heft der „Thalia", in denen außer Gedichten der „Verbrecher aus Infamie", der 2. Akt des „Don Carlos" und die „Philosophischen Briefe" erschienen.

2.
Friedrich Ludwig Schröder.
1744—1816, Theaterdirektor in Hamburg.

Hamburg, den 14 Nov. 87.

Ich könnte Ihnen böse seyn, liebster S. wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen an meinem Zorne nichts gelegen ist. Sich so von Woche zu Woche erwarten zu lassen! Mich das Publicum auf Ihre Ankunft vorbereiten zu lassen! Mich unsre Weiber den gewissen Trost versprechen zu lassen, daß ihre Neugier über den Schluß des Geistersehers bald würde befriedigt werden — das sind schwere Verbrechen, die Sie auf sich haben, und die Sie nicht anders als durch eine baldige Herkunft tilgen können. Es ist klar, daß ich Sie gewiß erwartete, weil ich Ihnen nichts über Carlos schrieb. — Auch izt sage ich Ihnen nichts, als daß ich weder Fleiß noch Kosten gespart habe, es würdig aufzuführen; daß dies alles mir durch den Beifall des Publicums ist belohnt worden; daß ich aber wünschte, die Länge des Stücks könnte um eine Stunde verkürzt werden, um sich ewig in gleichem Beifalle zu erhalten. Die Auffühung hat mir Gelegenheit zur Critik gegeben, aber ein Schelm, der sie schreibt!

Sie schrieben mir von einem neuen Stücke —

Kommen Sie bald, und erfüllen Sie die Erwartung einer Menge Leute, die Sie ungesehen lieben und ehren!

Ihr
ergebenster
Schröder.

An
Herrn Schiller
Gelehrter
in
frey. Erfurt Weimar.

Antwort auf Schillers Brief vom 25. Oktober 1787. Am 4. Juli 1787 hatte Schiller aus Dresden an Schröder geschrieben, er werde auf einige Monate nach Weimar gehen, um die Michaelsmesse aber,

vielleicht noch vorher, nach Hamburg kommen. — Das neue Stück ist der „Menschenfeind", vgl. Schiller an Schröder 13. Juni 1787 und 12. Oktober 1786, an Göschen 5. November 1786.

3.

Cornelius Johann Rudolf Ridel.

1759—1821, Erzieher des Erbprinzen von Weimar.

Weimar den 20 Jun. 1788.

Unlängst schon würd' ich Ihnen, lieber Schiller, meinen Dank für Ihren Brief [1]) schriftlich gesagt haben, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen zugleich Ihre Thalia [2]) mit zurückzuschicken. Dahin konnt' ichs aber nicht bringen. Der Herzog sah sie den Tag vor der Ankunft Ihres Briefs auf meinem Zimmer liegen und begehrte sie. Weislich fügte ich bei, sie sei nur von Ihnen geliehen, und dies würkte das Versprechen der Zurückgabe nach wenig Tagen. Indeß verzog sichs damit bis vorgestern — aber — auch da ward sie mir wieder entrissen. Denn sie reitzte das lüsterne Auge des Prinzen August von Gotha, der zum Besuch hier ist, und auch dem konnte ich sie nicht wohl versagen. Sie sehen, wie sehr die Prinzen Geister wittern! — Sie müssen's verzeihen. Schreiben Sie mir indeß nur mit umgehender Post, ob Sie sie unumgänglich nothwendig brauchen, und ich schaffe sie Ihnen sicher — entweder zurück aus den Händen des Prinzen [3]), oder in einem andern Exemplar. Um alle Götter willen möcht ich mich nicht so am Publikum versündigen, daß ich Sie abhielte, diesen Sommer den Geisterseher zu vollenden. Schreiben Sie mir also ja Ihr Begehren ohne Umstände, und gleich, denn Sie müssen wissen, daß ich einen kleinen Eigennutz dabei habe, ich karge ja so, mit der besten Manier bald wieder was von Ihnen zu hören.

Es hat mich gefreut aus Ihrem Brief zu sehn, daß Gegend u. Menschen Ihnen wohl gefallen, und daß Sie vergnügt leben — der Katharr wird Sie auch hoffentlich

verlassen haben. Seien Sie nur ja hübsch fleißig, Sie sinds der Welt und sich schuldig. Möge Ihnen dafür auch das blaue Magazin manche Gabe der Ceres und des Bachus auftischen, und Venus Sie in irgend einer dunklen Laube unterm vollen Concert der Nachtigallen beglücken. Für mich darfs so was nicht geben, Sie müssen's also doppelt genießen. Ach! Quis talia fando — Temperet a lacrimis!

Sonst leb ich so in meiner großen Zelle fort, und es ist hier alles beim Alten. Doch ist Göthe am 18. zu meiner großen Freude wiedergekommen [4], zwar magrer, aber heiter. Ich finde immer mehr, daß er ein sehr edler Mensch ist [5]. Alles reißt sich jezt noch um ihn, ich glaube daher nicht daß er in den ersten vier Wochen viel in Geschäften wird arbeiten können. — Wissen Sie denn schon daß Herder mit dem Hrn. v. Dahlberg [6] nach Italien reist, und von ihm freigehalten wird? In drei bis vier Wochen tritt er die Reise an, sie wird wenigstens ein Jahr dauern. Das Publikum ist, wie Sie leicht denken können, mit der Reise nicht sonderlich zufrieden. Der Herzog und die Herzoginnen sind indeß billig genug, ihm diese Erholung von Herzen zu gönnen. Er hofft noch manches dort zu entdecken, aber kein durch ihn wieder aufgefundener Kirchenvater soll durch ihn das Licht der Welt erblicken, und keinen Codex des N.T. will er anschauen.

Das sind die erheblichsten Neuigkeiten. Ihre Grüße hab ich bestellt, und mir sind viele Gegengrüße an Sie aufgetragen worden.

Sie fehlen mir hier gewis sehr. Wie manchen Geist u. Leib erquickenden Spatziergang hätt ich mit Ihnen machen können! Indeß muß ich suchen mich so gut als möglich in meine isolirte Lage zu schicken. Den Klubb hab ich seit vier Wochen nicht besucht weil er gar zu leer ist. So viel es Zeit und Umstände erlauben, geb ich mich mit Botanik ab, die mir viel Freude macht. Doch interessirt mich die todte Nomenklatur dabei am wenigsten.

Lassen Sie mich nicht zu lang auf Ihre Zurückkunft warten und leben Sie recht vergnügt u gesund. Vergessen Sie bis zum Wiedersehn nicht

Ihren
aufrichtigen Freund
Riedel.

1) Fehlt.

2) Das erste Buch des „Geistersehers" erschien im 4. und 5. Heft der „Thalia" 1787/88. Schiller hatte das 4. Heft in Weimar zurückgelassen; vgl. seinen Brief an Lotte, Volkstädt 27. Mai 1788.

3) Vgl. Schillers Brief an Ridel vom 7. Juli aus Volksstädt bei Rudolstadt.

4) Von seiner italienischen Reise.

5) Vgl. Ridels Brief vom 4. August 1788. (Euphorion 1905, S. 282 f.).

6) Friedrich v. Dalberg, Domherr in Trier, Bruder von Karl und Heribert v. Dalberg; die Reise wurde am 6. August angetreten und dauerte bis Juli 1789.

4.

Johann Friedrich Frauenholz.

Kunsthändler in Nürnberg.

Wohlgebohrner Herr
Insonders Hochzuverehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgebohrn Bildnis von H. Graf [1]) ist mir im Monath 7br. zugekommen, und ich würde Ihnen sogleich schuldigst Nachricht davon gegeben haben, wann ich nicht zugleich diejenige damit hätte verbinden wollen, daß H. Prof. Müller [2]) den Stich desselben auch wirklich übernommen habe. Die von diesem bisher verzögerte Erklärung, woran seine Geschäfte schuld waren, hielt mich aber davon ab. Nun kan ich sie Ihnen mit desto größern Vergnügen geben, als H. Prof. Müller den Stich nicht nur übernommen, sondern mir auch gemeldet hat, daß er an der Aehnlichkeit nicht zweiflen könne, weil eine gewisse Person, die die Ehre

hat, Sie persönlich zu kennen, das Gemälde sogleich für Ihr Bildnis erkannt habe.

Der H. Prof. Müller will zwar nach meiner Bitte den Stich so viel als möglich beschleunigen. Da es aber sich nicht mit seiner Denkungsart und meiner Erwartung vertrüge, an einer ihm so angenehmen Arbeit seinen Fleiß zu spahren: er überdies noch an dem grosen Portrait Louis XVI. und an der Bataille nach Trumbull[3]) zu arbeiten hat; so verspricht er nicht, es gewiß im nächsten Jahr zu liefern — ich werde es an meinem Betreiben nicht fehlen lassen. Ew. Wohlgebohrn belieben inndessen für das mir, durch diese gegebene Erlaubnis, gewährte Vergnügen meinen wiederholten gehorsamsten Dank anzunehmen und erlauben mir die Anfrage, ob Sie für gut halten, bald oder spät eine Anzeige davon zu machen. Den Preiß weiß ich nicht recht zu bestimmen, weil ich denselben nicht zu hoch sezen mögte, um nicht manchen, dem es Nothwendigkeit auflegt oekonomisch zu seyn, das Vergnügen zu entziehen, es sich anschaffen zu können. Da aber doch bloß der Stich vom Hrn. Müller f. 1200— kosten wird, Papier und Druck und der an die Buch- und Kunsthandlungen abzugebende rabatt eine beträchtliche Summe ausmacht, so werde ich denselben nicht geringer als 1 Laubthaler per Exemplar sezen können: es seye dann, daß eine ansehnliche Praenumeration mich veranlaßte, ihn zu erniedrigen, in welchen Fall ich auch am besten dem Publikum beweisen könnte und würde, daß nicht Eigennuz alle Kunsthändler beseelte, sondern daß es auch welche geben könne, die Achtung für verdienstvolle Männer haben, und die allen überflüssigen Gewinn der Ehre Deutschlands aufzuopfern bereit sind. Meine Liebe für die Kunst verleitete mich bequeme und sehr vortheilhafte Stellen auszuschlagen, und ein geschäfte zu etabliren, in welchen ich Tag und Nacht arbeiten muß, um mich in meinen Stand auf eine honette Art zu erhalten: aber dies kan mich mein Unternehmen nicht gereuen machen — kan mir nicht die Hofnung

nehmen, daß, wann mir Gott das Leben schenkt, ich vielleicht das Werkzeug seyn könne, wodurch der so lange und so sehr gefallene Ruhm unserer Stadt, wahre Künstler und Kunstverehrer in ihren Mauern gehabt zu haben, einigermaßen gehoben werde.

Leider! ist gegenwärtig hier die Liebhaberey für die Kunst und besonders für Gemälde und Kupferstiche so unbedeutend, als sich's nur denken läßt. Ein Mangel an Kenntniß läßt manchen wackern Künstler nach Brod arbeiten und einen Marktschreyer erheben: aber diesem Uebel wollte ich bald steuern, wann ich manches D—— seine Kasse hätte, wodurch ich in den Stand gesezt wäre, Männer herbeyzuziehen, die meinen lieben Mitbürgern die Augen öffneten. Haben wir doch unter den neuen deutschen Künstlern einen Schmidt gehabt, der für einen der größten Kupferstecher gelten konnte, und können wir uns rühmen, einen Wille, Preißler, Müller, Klauber, Guttenberg, Kobell, Prestlin und andere mehr zu deutschen Kupferstechern zu haben — wie könnte es einem, der die Mittel hätte, schwer werden, durch Werke sich und die Künste in unsrem Vaterland zu verewigen — und diese den vergötterten Künstlern Englands entgegen zu stellen.

Verzeihen Sie mir diese Ausschweifung! ich kan mir aber nicht anders helfen, als mein ganzes Herz auszuleeren, wann ich bedenke, daß kein Monarch in Deutschland es sich wahr angelegen seyn läßt, auch dafür zu sorgen. Es werden an manchen Hof ungeheure Summen verschwendet, und für die arme Kunst wird am wenigsten gesorgt. —

Obschon für unsere Stadt ein geringer Vorrath von Kupferstichen leicht zu groß seyn kan; so darf ich, ohne mir selbst zu schmeichlen, sagen, daß der Meinige für mich, als einen Anfänger, der noch wenige auswärtige Bekantschaft an Liebhaber hat, sehr ansehnlich ist. Ich habe in diesem Jahr schon die 2te Auction, beyde reich an schönen und sehr seltenen Blättern, veranstaltet, wozu freylich viele Beyträge

eingelaufen sind: ich würde sie aber auch ohne diese mit den vorzüglichsten Stücken haben ausfüllen können. Ganz ohne Gehülfen, der mir zu diesem Geschäfte etwas taugte, und behaftet mit einer eigensinnigen Akkuratesse in der Wiederherstellung alter Blätter, um sie Liebhabern nicht verschmuzt oder zerrissen, sondern manche wie neu in die Hände zu liefern, muß ich viele Erholungsstunden opfern, und ich konnte noch nicht die Zeit gewinnen, einen Katalog auszufertigen, so, wie ich es willens bin. Inndessen nehme ich immer Bedacht, außer den neuesten engl. italienischen und französischen Blättern, vorzüglich diejenigen der besten deutschen Meister — eines Bause, Berger, Chodowiecki, Guttenberg, Klauber, Kobell, Preissler, Prestelin, Quarry, Rode, Schlicht, Schmidt, Sintzenich, Tischbein, Wille und anderer zu haben, welche ich um die nemlichen Preise, wie die Künstler selbst, verkaufe.

Um dero Frau Gemahlin Selbst die Wahl aus einigen Blättern lassen zu können, war ich so frey, verschiedene in einem Kistgen durch den leztabgegangenen Postwagen an Sie zu senden. Sie werden mir die Bitte erlauben und gewähren, Sich aus diesen für 2 Louisd'or zu einem Andenken auszusuchen.

Im Fall Ew. Wohlgebohren hoffen könnten, daß daselbst wenigstens für 3—400 f jährlich abgesezt werden könnte, und Ihnen ein solider Mann bekannt wäre, der Vergnügen an einem solchen Nebengeschäfte hätte; so wage ich die Bitte an Sie, denselben zu befragen, ob er geneigt wäre ein kleines Sortiment aus allen Gattungen in Kommission zu nehmen. Um deswillen lege ich eine Preiß Nota über die gesandten Blätter bey, und ungeachtet ich die Preiße so billig, als nur möglich war, ja manche unter den englischen Preiß ansezte; so offerire ich jenem noch für seine damit habende Bemühung 10 pt. rabatt, damit er nicht Ursache hat, die Preise zu erhöhen, wodurch die Liebhaber abgeschreckt werden mögten. Ich habe auf diese Bedingnis auch einen Kom-

missionair zu Leipzig, welcher immer mit andern dasigen Kunsthändlern gleich verkaufen kan. Damit ihm die 10 pt. rein verbleiben, trage ich das porto und verlange keine weitere Verbindlichkeit, als mir für die gute Conservation der unverkauften Blätter zu haften, alle 3 Monate Nachricht von dem Verkauf zu geben, und alle 6 Monate richtige Zahlung zu leisten.

Nächstens hoffe die ersten Lieferungen meiner Kunstwerke fertig zu bringen. Ich werde mir die Freyheit nehmen, Ihnen solche zur Ansicht zu senden und eines davon für Ihre Bibliothek zu bestimmen. Der Himmel gebe! daß sie gut aufgenommen werden: Sorge und Geld kosten sie mich wenigstens genug. — Da ich zur Zeit kein Buchhändler, sondern nur Kunsthändler bin und mich auf keine andern Bücher und Werke einlassen darf, als welche mehrere Kupfer haben; so wünschte ich eine Anleitung zu einer Geschichte, oder sonst interessanten Werk, womit diese verbunden werden könnten. Dörfte ich diese und zugleich die Bearbeitung des Textes nicht von Ihnen hoffen? Jedes Honorarium, welches Sie von einer andern Hand fodren würden, bin ich bereit zu bezahlen: und an meiner Besorgung würde ich nichts fehlen lassen, um es so gut zu liefern, als es eine andere Handlung im Stand seyn kan.

Auch wünschte ich ein Namensverzeichnis einiger Herren Gelehrten, deren Bildnisse noch nicht gut gestochen existiren, und von deren anerkannten Verdienst und grosen Namen ich für mein Kapital gesichert wäre, wann ich sie von den besten Künstlern stechen ließe. Glauben Sie nicht, daß Hr. Prof. Miller[1]) zu Itzehoe unter diese zu zählen sey? oder könnten Sie mir einen andern in der Nähe angeben, der an einem Orte wäre, wo sich zugleich ein guter Zeichner oder Mahler befindet? — wenigstens in der Nähe ist?

Ew. Wohlgebohrn werden aus meiner Litaney erkennen, daß ich Ihre gütige Anerbietung zu benuzen suche.

Schenken Sie mir beständig Ihr Wohlwollen! ich werde

es mit innigen Dank erkennen, und Ihnen zu beweisen suchen, mit welcher besondern Verehrung ich bin

Ew. Wohlgebohrn

gehorsamster Diener

Nürnberg den 4. 9br. 791.

Johann Friedrich Frauenholz.

[1]) Anton Graff in Dresden.

[2]) Johann Gotthard Müller, Kupferstecher in Stuttgart, 1747 bis 1830; über ihn Bertold Pfeiffer in „Herzog Karl von Württemberg und seine Zeit", 1906, S. 749 ff. — Der Stich nach dem Gemälde von Graff wurde 1794 während Schillers Aufenthalt in Stuttgart vollendet. Schiller fand ihn „voll Kraft und doch dabei voll Anmut und Flüssigkeit. Auch finden es alle, die es bei mir sahen, ähnlich." (An Frauenholz, 26. Mai 1794.) Er selbst meinte freilich (12. Juni 1794): „Zur völligen Ähnlichkeit fehlt noch viel," worauf Körner berichtete: „Graff ist sehr zufrieden und sagt, daß manches besser wäre als im Gemälde."

[3]) Schlacht von Bunkers Hill, nach einem Gemälde von John Trumbull; vgl. Goethe an Schiller aus Stuttgart 30. August 1797. Müller, der 1801 Schiller in Weimar besucht hatte, sandte diesem einen Abdruck, wofür Schiller mit der Widmung eines Exemplars der Maria Stuart dankte (3. Januar 1802).

[4]) Johann Gottwerth Müller, 1743—1828, Verfasser komischer Romane.

5.

Jens Baggesen.

1764—1826, dänischer Dichter.

Koppenhagen den 10ten Jenner 1792.

Sie werden Sich kaum vorstellen können, mein verehrungswürdigster Freund, mit welcher Entzückung der Printz von Augustenburg und der Graf von Schimmelmann Ihren so sehnlich erwarteten Brief empfangen und gelesen haben. Ich bin ein nicht gleichgültiger Zeuge ihrer lebhaften Freude gewesen; Die Gräfin Schimmelmann, meine Frau, und mein bester hiesiger Freund, der Graf Moltke [1]) (ein Mann, dessen Hochachtung und Bewundrung Sie ganz besitzen, und dessen Freundschaft Ihnen einst seelige Stunden schenken wird)

haben diese Freude mit uns getheilt — und, nehmen Sie, Edler Geber auf dem Gipfel des edlen Nehmens, in den Thränen, welche die Freude über Ihre Briefe unsren Augen ablockte, den wärmsten, herzlichsten Dank an für Ihre freundliche Annahme. Daß der Zweck jener Anerbietung, der Erfolg dieser Annahme der von beyden Seiten gewünschte sein wird: daran können wir nicht, und daran müssen Sie nicht zweifeln. Wahrlich, wenn auch nur die Musenwelt mit einer Erscheinung mehr, wie die Ihrer Künstler, dadurch beschenckt werden sollte, so wäre schon ein Zweck erreicht, der jene Mittel, deren Gewicht gewogen werden kann, tausendfach belohnte. Und — was sage ich? Alles ist schon mit Zinsen bezahlt durch die einzige Nachricht in dem letzten Brief meines Reinholds [2]: „Schiller ist seit dem Er sich von der Ueberraschung erhohlt hat heiter, und zusehends gesünder."

Wir wollen also diese ins reine gebrachte Sache zu den übrigen qvittirten Rechnungen hinlegen, und hinführo kein Wort mehr davon sprechen. Wie soll ich Ihnen aber beschreiben, mein innigstverehrter Freund, wie unendlich über allen Ausdruck mich die kurze Skizze Ihrer Geistesgeschichte [3] Ihnen verpflichtet hat? Meine ganze Seele dankt Ihnen in bewundernder Anhänglichkeit dafür; und dürfte ich meinem Kopfe nur den hundertsten Theil der Aenlichkeit mit dem Ihrigen zutrauen, die mein Herz mit Ihrem Herzen empfindet, würde ich diesen Dank lauter werden lassen. Ich würde Ihnen denn die Geschichte des Verhältnisses meiner Seele zu jenen Geist, den sie in Ihren Schriften sogleich mit Entzückung erkannte, erzählen — und Sie würden im Stande seyn, ganz zu begreifen, wie tief der Nahme: Freund in einen Brief von Friederich Schiller mich gerührt hat, und wie sehr das Andenken an die Empfindung worin er mir — sey es auch für's lezte, wie zum ersten Mahle — geschenckt wurde, immer beglücken wird.

Sehr weh thut es mir, und uns allen, daß Ihre phy-

sische und moralische Verhältnisse es Ihnen, wie ich leicht begreife, unmöglich machen dies Jahr noch hieher zu kommen. Wir vertrösten uns indessen in der schönen Hoffnung auf das künftige — und was mich betrifft, kehre ich nur den Wunsch, daß Sie zu uns kommen! in den um: daß ich zu Ihnen kommen möchte! Leider aber ist die Erfüllung des lezten fast eben so schwierig als des ersten. Das dritte, welches Sie die Güte haben mir vorzuschlagen, durch das Medium der Briefe uns einander so nahe zu seyn als möglich hat mich in sich, und noch mehr, durch die Art wie Sie es äussern, so schaamroth gemacht, daß der Wielandsche Ausdruck vom Erröthen bis an die Fingerspizen — wenigstens in Ansehung der dreyen die ich zum Schreiben brauche — hierbey im geringsten nicht übertrieben seyn würde. Mein nicht halberstorbener; aber, leider kaum lebendiger Geist wagt es nicht mit Ihrem verwundeten Genius nur den kleinsten Flug zu machen[4]. Selbst blutend, mit gesenkteren Flügeln ist der Ihrige doch der verwandten Sonne zu nahe — um in seinen tiefsten Wirbel von meinem kaum befiederten erreicht zu werden — jene rothe Perlen, die seinen vom Schicksal verwundeten Flügeln enttraufeln, drücken schon den meinige zu Boden. So unaussprechlich gern also ich es auch wollte, so sehr mich auch der bloße Gedanke, mich mit Ihnen, mein erhabener Freund, schriftlich zu unterhalten, berauscht; so ganz Ihre Briefe den stolzesten Wunsch meiner Seele erfüllen würden — so darf ich es doch nicht wagen, Ihr bezauberndes Anerbieten anzunehmen — ich müßte, um diese Verwegenheit zu rechtfertigen, wenigstens die Sprache in meiner Gewalt haben; wir müßten (um in dem Gleichniß vom Adler zu bleiben), zu unsren gemeinschaftlichen Flug wenigstens Element gemein haben — und doch, wenn ich auch im Rausche des Enthusiasmus die Schwäche meines Vermögens vergessen konnte, würde jeder Brief von Ihnen mein eingeschlummertes Gewissen wecken.

Sollte ich aber, troz allen dem, einmal schwach genug

sein meinem Herzen und meiner Eitelkeit — meinem besten und meinem schlimmsten Sporn nachzugeben — und sollten Sie, theuerster Schiller, dann nicht freundschaftlich genug, oder vielleicht zu freundschaftlich seyn, um mich zu warnen, und wie Carlos von Posa verlachen im Lauf meiner Leidenschaft zurückzuhalten — so würde ich mir vor allem ausbitten, daß gerade Ihr Ich in unsrer Correspondenz, nicht nur nicht für immer abgethan: sondern im Gegentheil für immer die Hauptrolle spielen möchte — und zwar ganz, indem ich Ihre liebenswürdige Charlotte dazu rechne. So wenig ich auch Egoist zu seyn glaube, sind mir doch gewisse Ichs theurer und interessanter, als ganze sogenannte Welten, der großen, der feinen, und der gelehrten Welt selbst nicht ausgenommen.

Der Raum des Papiers, der Ruf, meiner Sie und Ihre Gemahlin tausendmahl grüßenden und seegnenden Frau, und die dringend. Post nöthigt mich, das hier abzubrechen, was mein Herz und meine Phantasie unaufhörlich fortsezt

Ewig der Ihrige

Baggesen.

Am 13. Dezember 1791 hatte Schiller den Brief des Prinzen Friedrich Christian von Schleswig Holstein Augustenburg, des Urgroßvaters unserer Kaiserin, erhalten, der dem kaum von schwerer Erkrankung Genesenden durch das Anerbieten einer jährlichen Pension von 1000 Talern auf drei Jahre die Möglichkeit gewährte, „unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben". Der vom Prinzen geschriebene, vom Grafen Schimmelmann mitunterzeichnete Brief, jetzt im Schillermuseum zu Marbach, ist im Marbacher Schillerbuch 1905 im Facsimile wiedergegeben. Mit diesem Brief erhielt Schiller auch ein Schreiben des im Verein mit Reinhold in Jena um die ganze Angelegenheit hochverdienten Baggesen, dem eine Zuschrift Schimmelmanns an Baggesen beigelegt war, worin der Graf bat, daß sein Name geheim bleiben möge. Am 16. Dezember antwortete Schiller seinem glühenden Verehrer Baggesen, der im Sommer 1790 durch ein Schreiben von Schillers Mannheimer Freund Heinrich Beck und durch Reinhold bei ihm eingeführt worden war (vgl. Euphorion 1905, S. 367, und ebenda L. Bobé, Schiller und Dänemark, S. 155 ff.). Am 19. Dezember sandte Schiller ein Dankschreiben an den Prinzen

und den Grafen. Diese Briefe kamen am 3. Januar 1792 nach Kopenhagen. Der Prinz eilte mit Schillers Antwort sogleich zu Baggesen und dieser brachte dem Prinzen noch am Abend den an ihn gerichteten Brief, der ihm einige Stunden später zugestellt worden war (Hans Schulz, Schiller und Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein in Briefen, S. 44).

Der vorstehende, für Baggesens ganze Art überaus charakteristische Brief ist in seiner ersten Hälfte mitgeteilt in Speidel und Wittmanns schönem Buche „Bilder aus der Schillerzeit" S. 203 f.

[1]) Adam Gottlob Detlef Graf Moltke, 1765—1843, der auch als Dichter aufgetreten ist, wohnte damals in Baggesens Hause.

[2]) Vom 20. Dezember 1791 (Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi, I, 134).

Karl Leonhard Reinhold, Schwiegersohn Wielands, Professor der Philosophie in Jena, mit dem Baggesen seit seinem Aufenthalt in Jena in Briefwechsel stand, hatte am 17. Oktober 1791 geschrieben: „Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, und kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen." Dieser Brief, den Baggesen dem Prinzen mitteilte, führte zu der großherzigen Hilfeleistung (vgl. Hans Schulz a. a. O. S. 22 ff.).

[3]) In Schillers Brief vom 16. Dezember.

[4]) Schiller hatte geschrieben: „Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und meinen halberstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfnis meines Herzens sein."

Der vorliegende Baggesens kreuzte sich mit einem am 9. Januar abgegangenen Brief Schillers, auf welchen der folgende die Antwort bildet. Stücke aus diesem sind abgedruckt bei Speidel und Wittmann S. 213 f.

6.

Jens Baggesen.

Copenhagen den 30ten Januar 1792.

Welch eine unaussprechliche Freude, mein verehrungswürdigster Freund! hat uns das gestern angelangte Paqvet von Ihnen gewährt! Kaum trauten wir unsren Augen, als alle die Erfüllungen unsrer geheimsten und verschämtesten

Wünschen daraus nach einander zum Vorschein kamen. Beinahe alle die Nachrichten, die unsren Herzen vorzüglich interessirten, sprangen uns in Evangelien entgegen! Die Geburt der jüngsten Thalia, die, wie man einstimmig behauptet Ihrem Vater noch ähnlicher sieht, als irgend eine Ihrer älteren Schwester, und um so viel reizender ist, da sie noch mit den männlich erhabenen Zügen Friedrichs jene sanfte, rührende Grazie Charlottens verbindet — Die Möglichkeit, und das darauf gegründete Versprechen Ihrer baldigen Hieherkunft — der Brief von Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn an meine Sophie (wofür diese bald selbst danken wird) — und über alles die tröstende, uns alle ganz entzückende Nachricht von Ihren Gesundheitshoffnungen — Wahrlich! es war beinahe zu viel Freude auf einmal, und wir dankten Gott, daß wir sieben waren, um sie zu theilen.

Die Bekanntmachung jener, wie die Unschuld, schüchternen Freundschaftsbezeugung des Pr. u. des Gr. in den Frankfurter- Gothaischen- Hamburger- und Dänischen Zeitungen befremdete freylich alle sieben ausser mich, der nie, auch nur im Traum, die Möglichkeit mir hatte einfallen lassen, jene That gänzlich verborgen zu halten. Homo sum, nil humani a me alienum, und nichts kann ich gänzlicher mitempfinden, als was Sie von jener gar zu strengen Bedingung sagen. Ich würde an Ihrer Stelle eben so gehandelt haben; denn welche Qvaal ist unausstehlicher als Freude, die man mit niemanden, selbst nicht mit denen die wir mehr als uns selbst lieben, theilen darf. Die Indiscretion der Zeitungsschreiber kenne ich. Als ich in Paris war, hatten sie mir auf ein Haar meine Sophie, durch ihre Rebhuhnsche Geschwäzigkeit und Lügen aus den Händen gespielt — und was mir jene Ankündigungen, Reinholds Ruf nach Cop. betreffend, für Unannehmlichkeiten zuwegegebracht haben, können Sie Sich gar nicht vorstellen. Man muß sich aber darüber wegsezen — man würde vergebens verbluten im Kampf mit notwendigen Übel. Beruhigen Sie sich ganz über diesen unab-

wendbaren Zufall, mein theuerster Freund! so wie der Graf darüber schon lange beruhigt ist. Ich sah es voraus, und machte Ihn darauf gefaßt; daß ich Ihnen so angelegentlich und dringend schrieb, geschah mehr, um Ihnen ganz anschaulich zu machen, wie dieser Edelste unter den Edlen, die ich kenne, über so was denkt, und wie unendlich, fast bis zur entgegengesezten Extremitet, er von jener den sogenannten Großen anhängenden Eitelkeit und Schausucht entfernt ist.

Was den Prinzen betrifft, werden Sie Menschenkenntniß genug haben, um a priori zu wissen, daß der Pr. nicht gebohren worden ist, nicht gebohren werden kann, dem ein solcher Zufall schlechterdings unangenehm wäre. Jene Originalitet der Denkungsart wächst nicht auf diesem Boden — es ist schon Wunder genug, daß sie im gräflichen fortkommen kann. Beyde diese wirklich äusserst seltene, höchst achtungswehrte und liebenswürdigste Menschen, schäzen, bewundern, und lieben überhaupt Ihren Geist — und jezt, seitdem wir so glücklich sind Sie etwas näher zu kennen, — Ihre Person zu sehr, um Ihnen etwas übel zu nehmen, was nicht gerade auf Ihrer Seite böse gemeint, und also das unmöglichste alles unmöglichen wäre.

Ich habe schon Ihren theuren Brief, wozu ich den an meine Frau von Ihrer liebenswürdigen Lotte rechne, mehrere malen — Ihre höchst vortreffliche Abhandlung über den Grund des tragischen Vergnügens, worin ich Vater Kants scharfe Denkkraft in der bezaubernden Darstellung Ihrer schöpferischen Phantasie, den Blizstrahl in den Klauen des Sonnenadlers — erblicke, eine Erscheinung, die mich im strengsten Sinne des Worts, hat den Himmel offen sehen lassen — zweimahl, und Ihre unübertreffliche, in ihrer Art einzige Übersezung der Zerst. von Troya im 2tn Buch der Äneide — einmal mit dem Genuß aller Genüße der vollendeten Kunst gelesen und vorgelesen. Das einzige, was ich bei der Übersezung zu erinnern habe, ist von der Art daß vielleicht nur Ihre Leser, und niemals Sie Selber, es werden

mitempfinden können, daß man nehmlich am Ende der unübertrefflichsten Übersezung des vollkommensten Meisterstücks des vortrefflichsten Dichters, von Ihrer Hand, wohl immer ausrufen wird: „O! warum hat Er uns nicht, lieber statt allen diesen verschönerten Stanzen, auch nur eine einzige Ihm ganz gehörige, Ihm ganz eigene geschenkt!" Nicht, daß ich weder den subjectiven noch objectiven Werth des Übersezers (zumal wenn die ganze Form ihm gehört) verkenne aber — weil ich den ganzen subjektiven und objektiven Wehrt des Verfassers kenne — ist mir die einzige Ode: Resignation theurer, als die ganze musterhafte, unvergleichbare Übersezung der Äneide jemals seyn wird. Verzeihen Sie mir diese Anmerkung. Sie sind berufen, die Kunstwelt zu bereichern. Ich weiß nicht wie ich meine Idee hierüber einleuchtend machen soll; denn Sie werden mir einwenden daß der Verschönerer im Reiche der Kunst nothwendig bereichert, — und wahr ist es, es existiren jezt zwei Gemälde der Zerstörung von Troya — aber — vielleicht wird dies Ihnen am kürzesten und bündigsten sagen, wie ich es meine: sie existiren analytisch, nicht synthetisch. Sie müssen cosmopolitisch die ganze Kunstwelt — nicht patriotisch die deutsche Kunstwelt bereichern. Indessen ist es schön, daß Sie durch Ihre Übersezungen aus dem Griechischen und jezt aus dem lateinischen gezeigt haben, daß Sie auch der Erste aller Übersezer hätten seyn können; wer zweifelt aber daran, daß der Schöpfer auch Bildner seyn kann? Denen, die dies nicht im voraus wissen, verdienen kaum daß man es ihnen beweise.

Mit der vorigen Post habe ich Ihnen durch ein kleines in einen Brief an unsren Reinhold — (Kennen — doch ja! — nein, fühlen Sie den ganzen Wehrt dieses Sie so innig liebenden Mannes? nur die Bejahung dieser Frage macht mich in Ihrem Verhältniß zum seeligsten Freund!) eingeschloßnes Billet von der Anweisung Ihres Geldes benachrichtigt. Erhalte ich noch einen Brief von Ihnen, wird die innigste Freundschaft die Schüchternheit meiner Bewunderung

besiegen und ich werde Ihnen (auf Kosten der Ehre meines Kopfs vielleicht) mein Herz in längeren Briefen schicken.

Ewig mehr und mehr der Ihrige

Baggesen.

P.S. Prinz Fr. Chr., Graf Sch., Gräfin Sch, Graf Moltke, —, meine Frau, ich und der siebende — machen Ihnen und Ihrer Charlotte, die herzlichste, dankbarste, freundschaftlichste Empfehlungen.

Schiller übersandte mit dem Brief vom 9. Januar 1792 die eben aus der Presse kommenden Bogen der „Neuen Thalia". „Die Stanzen (d. i. Schillers Übersetzung der „Zerstörung von Troja" aus dem 2. Buch der Aeneide) und der dritte Aufsatz („Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen") sind von meiner Hand; finden Sie eins von beiden wert, unsern Prinzen und Graf Sch. zu beschäftigen, so lassen Sie es zu einem Sühnopfer dienen."

Ohne Schillers Wissen war die Nachricht von dem Anerbieten des Prinzen in die Öffentlichkeit gekommen. Körner, dem Schiller das beglückende Ereignis gleich mitgeteilt hatte, ohne den Wunsch Schimmelmanns zu erwähnen, „hatte ein Bedürfnis, die Sache jedem, den sie interessieren konnte, mitzuteilen" (an Schiller 6. Januar 1792), da er keinen Grund zur Geheimhaltung sah. Der Prinz schrieb am 3. Januar, wo er Schillers Danksagung erhalten hatte, an seine Schwester Luise: „Recht sehr bin ich darüber verwundert, daß es schon in der deutschen Zeitung steht, daß Schiller ein solches Anerbieten habe," berührte aber diesen Punkt nicht in seinem Antwortschreiben an Schiller. In einem späteren Brief an seine Schwester schreibt er, Schiller habe sich gerechtfertigt. „Es ist izt algemein bekant, daß er von hier aus eine Unterstützung bekömt, und man ist sehr im Publiko damit zufrieden." (Hans Schulz a. a. O. S. 44 und 51; vgl. Schiller an Baggesen 9. Januar 1792.)

Der Brief von Sophie Baggesen an Schillers Frau ist abgedruckt in „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", II, 445 ff.

Im letzten Abschnitt des Briefes wirbt Baggesen um eine engere Freundschaft Schillers mit Reinhold. Dieser hatte ihm am 2. Januar geschrieben: „Ich kenne Schiller'n, wie er mich nicht kennt, genieße seine Schriften, während ihm die meinigen, auch selbst wenn er sie liest, durch ihre Trockenheit kaum genießbar sein dürften, liebe ihn mit einer Liebe, die er, wie Du noch wohl von Deinem Hiersein wissen kannst, nicht zur Hälfte erwiedert". Vgl. Baggesens Brief an Reinhold vom 28. Januar 1792, dem das in dem vorstehenden Brief an Schiller erwähnte Billett beilag, und Reinholds Brief

vom 23. Januar, ferner Litzmann, Schiller in Jena, S. 60 ff. und Göritz im Morgenblatt 1838, S. 901.

In der Nachschrift ist nach Graf Moltke ein Name unleserlich gemacht, der des „Siebenten“: auch im Anfang des Briefes spricht Baggesen von sieben.

7.

Siegfried Lebrecht Crusius.

Buchhändler in Leipzig.

Leipzig, den 10. 9ber. 1792.

Herr Göpfert hat mir vergangener Meße versprochen zu Ew: Wohlgeb: Gedichte eine neue Schrift sich anzuschaffen, und alle seine Kräfte und Geschiklichkeit anzuwenden, den Abdruk auf das eleganteste zu liefern, und ganz nach dero Vorschrift und Zufriedenheit ihn auszuführen. So lange ich mit H. Göpfert in Geschäften gestanden bin, habe ich ihn als einen sehr rechtschaffenen und accuraten Mann gefunden, ich zweifele daher keinen Augenblik daran, daß er sein Versprechen auf das genaueste erfüllen werde. Mit Vergnügen bin ich bereit die dazu nöthigen Vignetten Herrn Kohl in Wien verfertigen zu laßen, da aber dieser Mann mit Arbeit stets sehr occupiert ist so bitte ich Ew: Wohlgeb: gehorsamst angelegentlichst mir gütigst bald mögl. deren Anzahl zu bestimmen, und mir die Sujets dazu zu übersenden. Von denen geneigt verlangten Büchern bin ich denenselben jezt nicht mehr zu senden vermögend, als Voltaire Candide. Diderot Sur l'Art dramatique konnte ich hier nirgend bekommen, ich habe sie daher von Strasburg verschrieben, und erwarte sie nun täglich.

Mit der größten Hochachtung verehret Ew: Wohlgeb:

Dero

gehorsamster

Siegfr. Lebr. Crusius.

Was verstehen Ew: Wohlgeb: eigentl. unter Voltaire kleine Erzählungen? Deutsch, so wie Französ., sind sie mir

nicht bekannt. Da jezt der Zeitpunct ist, wo man so gern von Revolutionen lieset, so würden dieselben mich äuserst verbunden haben, wenn dieselben jezt hätten die unserigen fortsezen wollen.

Eiligst.

Sr. Wohlgebohren
Herrn Hofrath Schiller
Benebst 1. Päkel Bücher in
Sign. I-I. R. S. Jena
Frey

Der Brief beantwortet Schillers oben (S. 234 f.) mitgeteilten Brief vom 5. Oktober, bezw. den vom 3. September.

Zu der Nachschrift ist zu bemerken, daß Crusius die „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" verlegte.

8.

Karl von Dalberg.

1744—1817, Koadjutor von Mainz, Statthalter in Erfurt.

Hochwohlgebohrner Herr.

Ihr Geschenk ist mir ein Schatz für Kopf und Herz: Lotchen Schiller ist mir das Bild der reinsten Anmuth: und Schillers Genius ist mir Ideal der Geisteswürde denn er entweyete sich nie durch verführende Gemälde des Lasters noch durch Schmeicheley: und beyde liebe Seelen stiften mir dies Denkmahl Ihrer Freundschaft! Jemehr ich dies Meisterwerk durchdenke um so mehr erkenne ich was mir fehlt; meine Begrife werden bestimter: und die Liebe zur Tugend entflamt sich in mir. Es ware mir Trost und Stärkung in kumervollen Tägen woh mein Bruder gefährlich erkrankte, meine Schwester[1]) von Hauß und Hof vertrieben wurde und Maynz[2]) in Schut zusamenstürzt! woh das schuldlose Maynzer Volk das mir so herzlich ergeben ist in Jamer schmachtet, und ich seine Rettung nicht vermag! Doch ich bin gefaßt:

und helfe thätig woh ich kann. Ich bin mit lebhafter Dankbarkeit und großer Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.

Erfurt, den 4 July 1793.

ergebenster Diener und dankbarer
Freund Dalberg

Das Geschenk war, wie auch die Anspielung im ersten Satz zeigt, der Sonderdruck aus dem zweiten Stück der Neuen Thalia 1793: „Ueber Anmuth und Würde An Carl von Dalberg in Erfurth. Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst. Milton."

[1]) Verwitwete Gräfin von der Leyen.

[2]) Mainz war von Oktober 1792 bis Juli 1793 in den Händen der Franzosen.

9.

Karl Heinrich Heydenreich.

1761–1801, Professor der Philosophie in Leipzig.

Leipzig, d. 28. Jul. 1793.

Verzeyhen Sie, verehrungswürdigster Herr Hofrath, wenn ich Ihnen durch gegenwärtige Zeilen einige Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit raube. Sie haben die Güte gehabt, mir zu einer Anzeige meiner Gedichte in der Allgem. Litter. Zeit. Hofnung zu machen, und ich weiß den Werth Ihres Versprechens zu sehr zu schätzen, um nicht die Erfüllung desselben auf das angelegentlichste zu wünschen. Erlauben Sie mir also meine in iener Hinsicht gewagte Bitte zu wiederholen wenn anders die Gewährung derselben Ihrer Neigung und Ihren Verhältnißen nicht widerspricht, in welchem Falle ich sie zurücknehme, wie ich auch gleich Anfangs zu äusern verbunden war.

Eine andre Bitte betrift die Befriedigung meiner Neugier in Hinsicht der Glücksveränderung eines Mannes, den ich, bey allem seinem sonderbaren Betragen gegen mich, auserordentlich achte — nämlich Reinholds. Es hat sich bey

uns das Gerücht verbreitet, er gehe von Jena nach Kiel, und obwohl man kaum begreifen kann, daß nicht Alles geschehen sollte, um diesen Mann für Jena zu erhalten, so stimmen doch die Nachrichten deßhalb so miteinander überein, daß man seinen Abgang kaum bezweifeln kann. Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie mir, wie kurz und flüchtig es auch immer wäre, meldeten, ob Reinhold wirklich Jena verläßt. Ihre Gefälligkeit würde sich verdoppeln, wenn Sie mir zugleich einige Nachricht gäben, wie stark Reinholds Pension gewesen, und ob Herr Schmid aus Giesen, wie man hier sagt, bereits in Jena angekommen, um Reinholds Stelle zu ersetzen.

Mit Mehrerem will ich Ihnen vor der Hand nicht beschwerlich fallen. Sollten Sie mir durch eine geneigte Antwort die Erlaubnis sichern, abermals an Sie zu schreiben, so würde ich Stoff genug haben, um etwas weitläuftiger zu seyn, als heute.

Leben Sie wohl, und erhalten Ihre gütige Gesinnung

Ihrem verbundensten,

Karl Heinrich Heydenreich.

Sr. des Herrn
Herrn Hofrath und Professor Schiller
Wohlgeb.
zu
Fr. Jena.

Der Brief ist offenbar veranlaßt durch Schillers Mitteilung an Göschen: „Hier werden wir Reinhold verlieren, der eine Vocation nach Kiel erhalten hat und sie annimmt. Ich wünschte sehr, daß wir Heidenreich dafür bekämen" (18. Juli 1793), worauf Göschen am 26. antwortete: „Ich will Heydenreich heute noch mit Reinholds Veränderung bekannt machen" (Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers, S. 92.) — Der Kantianer Karl Christian Erhard Schmid in Gießen wurde berufen.

Wegen der Besprechung seiner Gedichte, die nicht geschrieben wurde, war Heydenreich schon im Dezember 1792 auf später vertröstet worden (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 153).

10.

Friedrich von Beulwiz.

1755–1829, erster Gatte von Karoline von Lengefeld.

Rudolstadt den 28 Julius 1793.

Empfangen Sie, Theuerster Freund, meinen wärmsten Dank für den schäzbahren Beweiß Ihres freundschaftlichen Andenkens. Das Lesen Ihrer Schriften gewährte mir immer eine so vorzügliche Unterhaltung; daher mir die überschickte Abhandlung nicht anders als ein überaus angenehmes Geschenk seyn konnte.

Zu Ihrer bevorstehenden Reise in Ihr Vaterland, und zu der so freudigen Veranlassung diese Reise zu beschleunigen wünsche ich Ihnen mit dem aufrichtigsten Herzen Glük. Meine Segens Wünsche sollen Sie begleiten. Vielleicht darf ich hoffen vor Ihrer Abreise Sie und Ihr liebes Weibgen noch bey mir zu sehen und Ihnen mündlich versichern zu können, daß ich von ganzen Herzen Sie schäze verehre und liebe.

Ihr
treu ergebenster Freund
von Beulwiz.

Die überschickte Abhandlung war wohl der Sonderdruck von „Anmut und Würde" (s. o. zu dem Briefe Dalbergs S. 266). Die Veranlassung, die Reise nicht hinauszuschieben, war die erwartete Niederkunft seiner Frau: am 14. September wurde ihm in Ludwigsburg sein erster Sohn, Karl, geboren.

11.

Friedrich Immanuel Niethammer.

1766—1848, Professor der Philosophie in Jena.

Jena, den 22. Nov. 1793.

Ich erfülle durch diesen Brief eine Foderung meines Herzens, die schon längst sehr laut an mich ergangen ist, Ihnen, Verehrungswürdigster, für die großmüthige Unter-

stüzung, durch welche Sie der Schöpfer eines bessern Schicksals für mich geworden sind, meinen gerührten Dank noch schriftlich zu wiederholen. Eben diese Aufforderung wird nun um so dringender, da ich im Begriff bin, Jena und mit demselben die ganze Laufbahn, die ich mir hier durch Ihre Hülfe gewählt hatte und deren Ziel ich erst neuerlich um einen beträchtlichen Schritt näher gekommen bin, — auf immer zu verlassen. Diesen Plan über den ich ohne Ihren Rath keinen Entschluß fassen werde, theile ich Ihnen hier sammt allen Umständen, soviel mir deren zur Zeit selbst bekannt sind, mit, um Ihre Meinung darüber von Ihnen mündlich zu hören, da mir das Vergnügen bevorsteht, Sie in wenigen Wochen selbst zu sprechen.

Ein Brief von Herbert [1]) aus Klagenfurt brachte mir in den lezten Tagen unsrer Herbstferien eine Einladung, auf drei bis vier Monate zu ihm zu kommen, und ich fand wenig Bedenklichkeit, diese Einladung anzunehmen. Für meine akademischen Zwecke war dabei um so weniger etwas zu fürchten, da ich bereits die Versicherung hatte, die nun bereits in Erfüllung gegangen ist, daß ich zum Professor extraordinarius ernannt werden sollte. Ich konnte nun sogar umgekehrt vielmehr hoffen, daß eine solche Reise hier zu meinem Vortheil entscheiden würde. Ich fand aber doch nöthig, erst noch an Herbert zu schreiben, und da ich seine Antwort abwarten will, so verzögert dies meine Abreise. Inzwischen ist meine Reise jezt auf alle Fälle auf den 4ten Dezember festgesezt, und ich hoffe am Ende der darauf folgenden Woche schon bei Ihnen [2]) gewesen zu sein. Der große Umweg über Wirtemberg wird mich freilich nöthigen schnell zu reisen, und ich werde meine vaterländischen Freunde doch kaum im Vorübergehen sehen können, denn am Ende des Dezembers muß ich in Klagenfurt eintreffen, weil Herbert im Januar, wie er schreibt, eine Reise nach Italien machen will, wo er wünschen wird, daß ich da sei, er mag nun die Absicht haben mich mitzunehmen, oder — wie es mir aus dem folgenden wahrschein-

licher wird — nur indeß in Klagenfurt einen Theil seiner Geschäfte zu übertragen. — Diese bloße Besuchreise an sich nun könnte in meinem bisherigen Lebensplan nicht ändern, und mein Entschluß zu dieser Reise ward bloß in der Absicht gefaßt, diesen glücklichen Umstand für mich zu benuzen, und im April zu meinen Kollegien hieher zurück zu kehren. Allein ein späterer Brief, den Herbert an Reinhold geschrieben hat, belehrt mich, daß diese Einladung nur ein Theil der Vorschläge ist, die er mir zu machen gedenkt. Er vertraut dem Reinhold in diesem Briefe (unter der Bedingung, die dieser für nöthig fand nicht zu erfüllen, daß er es mir nicht wieder vertrauen solle) ungefähr folgendes: „Er habe, seit er von Jena wieder zu Hause sei, seine Einkünfte verdoppelt, und zugleich die Absicht sie jezt noch einmal zu verdoppeln; er sei es aber herzlich müde, dieses jüdische Geschäft des Geldmachens allein zu treiben, und er wünsche jemand bei sich zu haben, der es ihm erleichtern könnte; er habe dabei an mich gedacht, und dies sei eigentlich der Hauptbeweggrund seiner Einladung; wenn ich mich entschließen könne, drei Stunden täglich für ihn aufzuopfern, so wolle er mir dafür jährlich zwölfhundert Gulden und alles in seinem Hause frei geben.“ — — Es ist mir sehr lieb, daß mich Rhld mit diesem Plan vorhinein bekannt gemacht hat; ich würde kaum im Stande gewesen sein, darüber einen Entschluß zu fassen wenn ich damit überrascht worden wäre. Ich kann freilich jezt auch noch keinen Entschluß drüber fassen, weil der Vorschlag noch viel zu unbestimmt ist, da ich die Lage nicht kenne, da ich von dem eigentlichen Geschäft, das mir aufgetragen werden soll gar keine Vorstellung habe etc. Indeß kann ich mir doch bedingungsweise — wenn der Vorschlag so oder so sein würde — eine Entschließung denken, und — was noch mehr ist — ich kann meiner Freunde Rath darüber hören. Ich bitte deshalb auch vorzüglich um den Ihrigen, den ich persönlich bei Ihnen abholen will, wo ich denn vielleicht eine und

die andre nähere Bestimmung selbst werde noch hinzusezen können.

Wegen der Revision der Thalia, dem einzigen Geschäft, das mich hier bindet, habe ich alle Sorgfalt angewendet, jemand zu finden, dem die Korrektur mit Zuversicht anvertraut werden kann. Ich habe sie vorläufig, bis Sie etwa andere Befehle ertheilen würden, einem gewissen Candidat Starr übergeben, den ich bei Schüzens, wo er den Kindern Informationsstunden gab, kennen gelernt habe. Meine Kommission gieng aber nicht weiter als auf die noch übrigen Bogen des vierten Hefts, wo es sich etwa zeigen kann, ob er den an ihn zu machenden Forderungen entsprechen werde.

Die beiliegende Abhandlung[3]) bitte ich als ein Zeichen meiner dankbaren Verehrung von mir anzunehmen. Sie macht in dem Schmidschen Journal den ersten Aufsaz des 5ten Hefts aus. Mein Plan war, noch vor meiner Abreise, eine andre Abhdlg über die Freiheit des Willens, welche den zweiten Theil von dieser vorangeschickten Abhdlg ausmacht, zu vollenden. Allein ich habe jezt nicht Ruhe des Geistes genug, um in solchen subtilen Spekulationen mir einen glücklichen Erfolg versprechen zu können. Ich werde also diese Arbeit auf die Reise mitnehmen.

Meine Einrichtungen werden hier alle so getroffen, daß ich — im Fall meines Außenbleibens — durch meinen Bruder, der seit dem Ende des Oktobers wirkl. hier ist, alles leicht in Ordnung bringen lassen kann. — Die Landsleute sind hier beisammen geblieben; Groß[4]) geht auf Ostern nach Göttingen; Diez[5]) bleibt aber vielleicht auch den nächsten Sommer noch hier. Paulus[6]) wird nun, da Ziegler förmlich abgekündigt hat, wahrscheinl. Döderleins[7]) Stelle erhalten, und man sagt dazu, daß Gaab[8]) in Tübingen an Paulus Stelle gerufen werden solle. — Für Hrn v. Humbold[9]) soll Ihr ehmaliges Logis im Schrammischen Hause gemiethet sein. — Man fürchtet hier allgemein, Sie nicht wieder in Jena zu sehen. — Reinhold macht Anstalten zur

Abreise[10]), die auf den 1. April schon ganz festgesezt ist. — Unter unsre traurigen Nachrichten gehört auch die, daß Hornemann[11]) am Ende des Oktobers an einem Faulfieber gestorben ist. — Alles, was ich Ihnen sonst von und aus Jena sagen könnte, erspare ich, um es Ihnen mündlich zu erzählen. Ich wünsche, daß ich so glücklich sein möge, Sie mit den Ihrigen recht wohl zu finden. — Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Frau Gemahlin. Mit den Gesinnungen der reinsten Verehrung und Achtung

Ihr

dankbarer,

Niethammer.

Schiller hatte seinem jungen Landsmann Niethammer (geb. in Beilstein bei Marbach) seit 1791 fortgeholfen, indem er ihm außer literarischen Hilfsarbeiten, wie die Revision der Thalia, auch die Übersetzung und Bearbeitung der Geschichte des Malteserordens von Vertot übertrug, die mit einer Vorrede von Schiller 1792/93 erschien. In seinem Brief vom 5. Oktober 1791 stellte Schiller ihm die Übertragung zweier Arbeiten in Aussicht. Die eine ist die eben genannte Bearbeitung; die andere aber ist offenbar die Besorgung der bei demselben Verleger von 1792 an erschienenen Sammlung „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller"; vgl. Gradmann, Das gelehrte Schwaben, 1802. — 1793 wurde Niethammer a. o. Professor in Jena.

[1]) Franz Paul Frhr. v. Herbert, Fabrikbesitzer in Klagenfurt, hielt sich im Winter 1790/91 in Jena auf, um bei Reinhold Kantische Philosophie zu studieren, und verkehrte auch im Schillerschen Kreise. Die hier erwähnte Reise nach Italien machte er mit Baggesen und Fernow (Schiller-Cotta-Briefwechsel S. 57).

[2]) Schiller war damals in Ludwigsburg.

[3]) Die beiliegende Abhandlung Niethammers war der „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft", in Schmid und Snells Philosophischem Journal, Bd. II Heft 2 und selbständig, Jena 1793.

[4]) Karl Heinrich Gros, geb. 1765 in Sindelfingen bei Stuttgart, war Erzieher des nachmaligen Königs Wilhelm I. von Württemberg gewesen, wandte sich dann von der Theologie zur Rechtswissenschaft, die er 1792—94 in Jena studierte, wo er zu dem Kreise junger Freunde um Schiller gehörte („Von den hiesigen Schwaben kommt ihm an Capacität keiner gleich", Schiller an Fischenich 11. Februar

1793). Er wurde 1796 Professor in Erlangen; König Wilhelm berief ihn nach seinem Regierungsantritt in die Heimat zurück, wo er als Geheimer Rat 1840 starb.

[5]) Tiez wird auch in einem Brief Schillers an Fischenich (25. Juli 1793) erwähnt: „Unsere Tischgesellschaft zerstreut sich nun in alle Lande. Stein geht nach Hamburg, Göritz ist mit Fichard in Frankfurt, Tiez geht nach Berlin. So ist alles vergänglich; aber unsere Liebe für Sie wird keine Veränderung erfahren.“ Dieser Abschnitt fehlt bei Jonas (III, 347), wo der Brief wiedergegeben ist nach Hennes, Andenken an Fischenich, 1841. Dort ist aber diese Stelle, ohne daß dies angedeutet wäre, ausgelassen, während sie in Hennes, „Fischenich und Charlotte v. Schiller“, 1875, abgedruckt ist. Hennes hat auch sonst in den Briefen Abschnitte weggelassen und zwar nicht nur da, wo er eine Auslassung andeutet; er gestattete sich auch Änderungen des Wortlauts, wie der Vergleich seiner Briefe von Fischenich und Charlotte mit den Originalen im Schillermuseum ergibt. — „Schiller und Lotte“ III, 77 bittet Karoline v. Wolzogen im Juni 1793 vor ihrer Reise nach Schwaben ihre Schwester um einen Brief von Tiez an seinen Onkel in Teinach.

[6]) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. 1761 in Leonberg bei Stuttgart, 1789—1803 Professor in Jena, gest. in Heidelberg 1851, stand besonders in Schillers ersten Jenaer Jahren in nahen Beziehungen zu ihm.

[7]) Johann Christoph Döderlein, Professor der Theologie in Jena, gest. 1792.

[8]) Johann Friedrich Gaab, Professor der Philosophie in Tübingen.

[9]) Wilhelm v. Humboldt nahm im Februar 1794 seinen Wohnsitz in Jena.

[10]) Reinhold ging nach Kiel.

[11]) Christian Hornemann, ein junger Däne, Freund Baggesens, studierte in Jena, wo er auch bei Schiller verkehrte.

12.

Siegfried Lebrecht Crusius.

Buchhändler in Leipzig.

[Leipzig, Sommer 1794]

Wohlgebohrner ꝛc.

Insonders Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ew: Wohlgeb: erlauben mir gütigst, daß ich Denenselben einmahl wiederum meine Verehrung bezeugen, und mich von neuen in Dero hochschäzbares Andenken sezen darf,

in dem ich ganz erloschen zu seyn scheine. Es würde mir ungemein leid thun, wenn ich Denenselben Veranlaßung zur Unzufriedenheit mit mir gegeben, und mich dadurch selbst aus demselben verdrängt hätte. Mich in Dero Wohlwollen zu befestigen war aber mein unabläßiges Bestreben, und aus Unschicklichkeit müßte ich nur in der Wahl der Mittel zu diesem Zwek gefehlt haben, wenn ich in Denenselben dadurch gegenseitige Gesinnungen erwekt hätte. Eine Zurechtweisung hierinnen von Ew: Wohlgeb: würde ich als Wohlthat mit dem lebhaftesten Danke verehren, und sollte ich nicht mit völliger Zuversicht darauf rechnen können, da Zufriedenheit um sich her zu verbreiten einer von denen vortrefflichen Hauptzügen Dero edelmüthigen Herzens ist! Durch Hn. Göpfert habe ich die angenehme Versicherung erhalten, daß Dieselben mit ganz wiederhergestellter Gesundheit glüklich aus Dero Vaterlande in Jena wieder angekommen sind. Ich freue mich über Dero Wiederherstellung ganz herzlichst. Oft ist die Luft des Vaterlandes die einzige Arzney, die die Gesundheit, die das Ausland geschwächet hat, wieder in ihrer Dauer herstellen kann. Möchte doch der Allgütige der Ihrigen die unwandelbarste Festigkeit gegeben und dadurch alle Hindernisse aufgehoben haben, die Dero erhabenen und für die Vervollkommung der Wissenschaften so thätigen Geist in seiner Wirksamkeit öfters aufhielten! Ew: Wohlgeb: würden dann gewiß die Wünsche Dero Verehrer um die Vollendung dererjenigen Werke nicht lange mehr unerfüllet laßen, mit denen Dieselben sie zu beschenken angefangen haben, und die noch die späteste Nachwelt als classisch bewundern wird. Die Ehre, der Verleger einiger derselben zu seyn haben Dieselben mir zu Theil werden zu laßen geruhet und gegen diese Dero Güte werde ich die stärkeste Dankbarkeit bis ins Grab empfinden. Viele beschuldigen mich aber der Unwürdigkeit derselben, da sie in mir die Ursache glauben, daß von keinem einzigen derer Werke eine Fortsezung erfolget, die Dieselben meinem Verlag zu überlaßen die Gewogenheit gehabt haben.

Wollten Ew: Wohlgeb: gegen diese Beschuldigung mich retten, und von einem od. dem andern dieser Werke nächstens eine Fortsezung erscheinen laßen, so würden Dieselben mich zu einer Verbindlichkeit gegen Sich verpflichten, die keine Grenzen kennen würde. Der erste Teil von Dero vortrefflichen Geschichte der Niederlande hat sich nun gänzlich vergriffen. Würden Dieselben diese wählen wollen, meine Wünsche und Bitten zu erfüllen, so würde ich auch zugleich von dem ersten Theil davon eine neue Auflage veranstalten, und Ew: Wohlgeb: bitten müßen, auch diesen für die zwote Auflage zugleich mit zu bearbeiten, wenn es anders Denenselben möglich ist, ihm noch eine höhere Vollkommenheit zu geben, als Dieselben diesem Meisterstüke schon gegeben haben. Zu Dero Gedichte, die so sehnlich von dem Publiko erwartet werden, hat H. Göpfert nach Dero Anordnung die gewählte Gattung Schrift gießen laßen, und mir versprochen, alle seine Kräfte aufzubiethen, um durch deren Abdruck ein typographisches Meisterstük zu liefern. Sobald Dieselben eine feste Wahl des Formats getroffen, und mir solches anzuzeigen die Güte gehabt haben, so werde ich ihn auch mit dem dazu nöthigen Pappiere versehen. Vielleicht haben Ew: Wohlgeb: deren Bearbeitung in dem Schoose des Vaterlandes vollendet. Möchten Dieselben doch Muse und Heiterkeit gehabt haben hierinnen meiner Hoffnung entsprechen zu können, und mich mit dem angenehmen Befehl nächstens erfreuen, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, daß der Abdruk sogleich angefangen werde.

Mit Empfindungen der stärksten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew: Wohlgeb:

gehorsamster

S L Crusius.

Sr: Wohlgebohrn
Herrn Hofrath Schiller
in
frey Jena.

Goedeke, der in den „Geschäftsbriefen" S. 216 einen kurzen Abschnitt aus dem „nur fragmentarisch bekannten Briefe" anführt, setzt ihn irrtümlich in den Herbst des Jahres 1799. Er muß bald nach der Rückkehr Schillers aus Schwaben (15. Mai 1794) geschrieben sein Über die geplante Ausgabe der Gedichte vgl. oben S. 234 Schillers Brief an Crusius vom 5. Oktober 1792.

13.

Christian Gottfried Schütz.

1747—1832, Professor in Jena,
Redakteur der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

[Anfang September 1794]

PP.

Sie haben, Verehrungswürdigster Mann, die A.L.Z. mit einer so vortrefflichen Recension beschenkt, daß sie allein für die Leser, die sie zu verstehen u zu genießen fähig sind, einen ganzen Jahrgang aufwägt. Um nun an diesem herrlichen philosophischkritischen Kunstwerke auch nicht ein Fäserchen hängen zu lassen, das ihm etwa zufällig angeflogen seyn könnte, frage ich bey Gelegenheit der lezten Correctur an, ob folgender Zweifel gegründet sey.

Nro 298. pag 668 sagen Sie: in einem Gedichte darf nichts wirkliche (historische) Natur seyn etc. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so weniger etc. Nro. 299. gleich zu Anfange rühmen Sie an H. M. Wahrheit und Individualität.

Wie ist dies zu vereinigen? Soll es etwa heißen Wahrheit und Idealität?

Melden Sie mir nur mit zwey Worten, ohne sich ins Detail einzulassen, das ich schon gelegentlich erfahren werde, ob Individualität hier zu Anfange Nro. 299. stehen bleiben soll.

Vortreflich wär es wenn Sie gelegentl. einmal Ihre Gedanken wiefern Idealität u. Individualität mit einander zu vereinigen seyen, (denn beides kann in einem guten u.

in einem verwerflichen Sinn genommen werden) weiter ausführten.

Ich werde Ihnen einige Abdrücke auf schönes Papier von dieser Recension zusenden. Brauchen Sie etwa noch mehr als drey, so melden Sie mirs.

In LectionsCatalog haben Sie gesezt: valetudine non obstante Aestheticam docebit: dis würde nach dem Latinismus heißen: da mich meine Gesundheitsumstände nicht hindern, so werde ich — lesen. Ich habe dis boni ominis causa stehen lassen, obgleich einige unsrer gemeinschaftl. Freunde versichern wollten, Sie hätten es hypothetisch gemeint, wenn Sie Ihre Gesundheit nicht hinderte. Da hätte es besser etwas anders ausgedrückt seyn müssen, z. B. si per valetudinem licuerit etc. Indeß, wie gesagt, ich wünschte daß Ihre Gesundheit immer kategorisch, u nie mehr hypothetisch ausgedrücket werden dürfte.

Vale et fave
Tuo
Schütz

Die Allgemeine Literaturzeitung brachte in ihren Nummern 298 und 299 (11. und 12. September 1794) Schillers Rezension der Gedichte von Friedrich Matthisson, 3 Aufl. „Individualität“ ist dort ersetzt durch „Anschaulichkeit“; vgl. auch Jonas IV, 372. Das undatierte Schreiben ist kurz vor das Erscheinen der Rezension anzusetzen, von welcher Schiller am 4. und 7. September Exemplare an Körner und Goethe sandte.

Die Ankündigung der Vorlesung war von Schiller jedenfalls hypothetisch gemeint. Vgl. Litzmann, Schiller in Jena, S. 136.

14.
Friedrich von Matthisson.
1761—1831, Lyriker.

Stuttgardt. 6 Sept. 1794.

Nur im Fluge kann ich Ihren Brief, verehrungswürdiger Freund, den ich hier erhielt, als ich eben im Begriff stand

weiter zu reisen, beantworten. Schon in Jena machte ich mich anheischig an den Horen Theil zu nehmen und füge jezt diesem Versprechen nur noch die Versicherung bei, daß dieser Antrag eines der größten Schriftsteller der Nazion zu den ehrenvollsten gehört die mir jemals hätten gethan werden können. Ich werde also alle meine Kräfte aufbieten, um etwas zu liefern, das der Gesellschaft in welcher ich auftreten soll nicht ganz unwürdig sei. Wann ich Ihnen aber etwas liefern werde, kann ich noch nicht bestimmen, weil ich jezt mit meiner Frau nach Magdeburg zu meiner Familie reise u. mich unterwegs bei einigen Freunden aufzuhalten gedenke, folglich noch nicht wissen kann wann ich wieder in Ruhe seyn werde. Ich war überhaupt seitdem ich in Jena war immer auf der Reise, weil ich in der Schweiz noch verschiedene Gegenden zu besuchen hatte, die mir bisher entgangen waren. Noch ist mir die Rezension (auf die ich ihres berühmten Verf. wegen im eigentlichsten Verstand stolz seyn könnte) nicht zu Gesichte gekommen; aus Ihrem Briefe schließe ich aber, daß Sie Gutes von mir gesagt haben u. freue mich dessen eben so sehr als der nur allzu freundschaftlichen Urtheile Wielands.

Ihren Auftrag an Füßli werde ich mit Vergnügen besorgen.

Was den Musenalmanach betrift zu dessen Herausgabe Sie sich entschlossen haben: so verspreche ich Ihnen alles was ich, ausser einem oder zwei Stüken die ich Vossen aus alter Freundschaft zu liefern fortfahren will, an poetischen Arbeiten hervorbringen werde, womit Sie dann nach Belieben schalten und sie entweder den Horen oder dem Almanach einverleiben können. Da ich den ganzen Winter u. vielleicht auch einen Theil des Frühlings bei Magdeburg im Schooße meiner Familie zubringen werde, so bitte ich Sie Ihren künftigen Brief, worin ich besonders mir zu sagen bitte wann die Horen zu erscheinen anfangen werden, zu addressiren: beim Hrn. Hofrath von Köpken in Magde-

burg. Verzeihen Sie mein Gekrizel; ich bin auf der Flucht. Mit der tiefsten Hochachtung u. wärmsten Freundschaft Ihr eigener

Matthisson.

Der Brief beantwortet Schillers Brief vom 25. August 1794. Über Schillers Rezension der Gedichte von Matthisson s. die Anmerkung zum vorhergehenden Brief. Wieland hatte Matthissonsche Gedichte besprochen im Deutschen Merkur Januar 1789, April 1790 und Februar 1791.

Der Auftrag an Buchhändler Füßli in Zürich war die Bitte um den 1. Band der Wielandschen Shakespeareübersetzung.

15.

Christian Garve.

1742–1798, Philosoph.

Breßlau d. 17. Oct. 1794.

Theuerster Freund.

Ich beantworte Ihren Brief so schleunig als ich kann, um Ihnen zu zeigen, wie lieb er mir gewesen ist.

Ich freue mich sehr auf Ihre Abhandlung über den Umgang. Eine scharfsinnige Theorie, mit feinen Beobachtungen, und einer glücklichen, oft poetischen Darstellung, pflegt in Ihren philosophischen Aufsätzen verbunden zu seyn. Aber erlauben Sie mir eine Anmerkung. Bey einer Materie, die ganz fürs größere Publicum gemacht ist, wünschte ich daß Sie sich derjenigen Ausdrücke, wenn sie nicht ganz unentbehrlich sind, enthielten, die nur den schulgerechten Philosophen bekannt sind. Selbst der Titel, von dem aesthetischen Umgange, ist gewiß einer Menge Menschen dunkel, denen doch Ihre Abhandlung sehr wichtig und sehr lehrreich seyn kann. Und ich weiß auch nicht, ob dieses Epithet, welches in neuern Zeiten den schönen Künsten gewidmet worden ist, ganz schicklich auf den Umgang angewandt werden kann, der doch im eigentlichen Verstande kein Kunstwerk sondern nur eine natürliche Handlung ist, die der Mensch

nach und nach, wie alles, was um u. an ihm ist, vervollkomnet hat. — Ich hoffe, und wünsche es, daß wir uns auf diesem Weg von neuem begegnen werden. Ich bin willens, die Materie von Gesellschaft u. Einsamkeit in einem etwas größern Umfange, für den zweyten Theil meiner Versuche zu bearbeiten: u. ich habe dazu einen Entwurf fertig, den ich diesen Winter auszuführen gedenke. Ich halte den Stoff für so reichhaltig, — (da alle menschliche Fähigkeiten und menschliche Tugenden sich vornehmlich durch Gesellschaft üben und in Gesellschaft zeigen): daß mehrere Denker sich damit beschäftigen können, ohne auf dieselben Betrachtungen zu kommen, selbst, wenn ihre Grundsätze harmonisch sind.

Aber dazu sehe ich keine Möglichkeit Ihnen, in diesem Winter, etwas zu Ihrem neuen Journale zu liefern. Setzen Sie sich selbst in meine Stelle. Meine wandelbare Gesundheit, u. besonders mein krankes Auge hindert u. beschwert alle meine Arbeiten. Ich bin nicht im Stande, die, welche ich selbst unternommen, u. versprochen habe, fertig zu machen. Wäre es mir erlaubt, unter diesen Umständen, noch wieder neue Arbeiten anzufangen? Ich habe in der That eine Menge von Fragmenten alter Aufsätze liegen. Aber etwas unvollendetes, oder nicht völlig ausgearbeitetes, könnte weder für Ihre Zeitschrift passen, deren erste Stücke sich doch natürlicher Weise, durch vorzügliche Aufsätze unterscheiden sollen, noch mir selbst der öffentlichen Bekanntmachung werth scheinen. Sollte ich unter meinen Papieren etwas finden, das ich, ohne jetzt noch die Hand daran legen zu dürfen, doch einigermaßen Ihrer Absicht u. Ihrem Wunsche gemäß hielte: so würde ich es Ihnen mit Vergnügen darbiethen. Wenn dieß aber nicht ist, so erlauben Sie mir nur schon, oder ermahnen Sie mich vielmehr, als Freund, bey den Arbeiten, die ich einmahl unter der Feder habe, lieber zu bleiben, als mich mit neuen zu zerstreuen: woraus endlich entsteht, daß alle Fragmente bleiben.

Die Materie, welche Sie mir zu bearbeiten aufgeben: —

das Verhältniß des Schriftstellers zum Publicum u. zu seinen Lesern, — hat sehr viele Seiten, u. könnte deswegen eine sehr reichhaltige und eine sehr lehrreiche Abhandlung veranlassen; — aber sie hat wenige ihr ganz eigne, und wird also vielleicht besser in eine andre Untersuchung, über den Lehrstand überhaupt, eingeschoben, als abgesondert behandelt. Die Anzahl derer welche aus der Schriftstellerey ihr Hauptgeschäfte u. gleichsam ihr Gewerbe machen, ist doch wirklich verhältnißmäßig geringe. Und unter dieser Anzahl sind gerade nicht die achtungswürdigsten Schriftsteller. Die meisten Schriftsteller sind zugleich Lehrer auf Schulen, Universitäten u. in der Kirche. Dieß ist der Fall bey allen Nationen, bey uns aber vorzüglich. Nur das Uebersetzen hat das Schriftsteller-metier aufgebracht. Denn jenes kann man treiben, wann man will: eine eigene Schrift schreibt man nur, wenn man kann. Wenn gesammelter Stoff vorhanden ist, u. eine Reihe Gedanken, die uns selbst gut scheinen, lebhaft geworden ist: dann nur sollen wir fürs Publicum schreiben; u. dann thun wir, — welche wir einmahl die erste Blödigkeit überwunden haben, — es auch ganz natürlich; ohne an einen weitern Endzweck zu denken. Die Wirkungen einer guten Schrift finden sich von selbst: indem ich sie schreibe, denke ich nur an den Gegenstand, u. ergötze mich an den Aussichten, die mir mein Nachdenken gewährt.

Mir dünkt, das Verhältniß des Schriftstellers zum Publicum ist jetzt, da man so viel schreibt, und so flüchtig liest, da schon so viele trefliche Bücher geschrieben sind, und die meisten neuen, auch die guten, nur die alten Wahrheiten unter neuen Formen wiederhohlen, weniger wichtig, als es vor Zeiten gewesen ist, — da neue Schriften Erscheinungen waren welche die Aufmerksamkeit eines ganzen Volks, oder seiner höhern Stände, erregten. Ist jetzt zwischen einem Menschen, der einen guten Gedanken in Gesellschaft sagt, und zwischen einem, der ihn drucken läßt, ein großer Unter-

schied? Jener wird von mehrern gelesen: unter den mehrern sind mehr aufgeklärte Köpfe und bessre Richter. Daher muß das, was man drucken läßt, gewählter, ausgearbeiteter, vollkomner seyn, als das, was man sagt, oder an einen Freund schreibt. Hierauf schränkt sich, wie mich dünkt, der Unterschied fast ganz allein ein. — Ein größeres u. ein erleuchteteres Auditorium, als selbst der besuchteste Universitätslehrer hat, — ein ausgebreiteterer Nutzen, oder Schaden, den man hervorbringt, wenn man nützliche Wahrheiten, oder schädliche Irthümer durch Schriften verbreitet, — eine Fortwirkung durch einen längern Zeitraum, wenn man so glücklich ist, eine bleibende Aufmerksamkeit beym Publicum zu erwecken, — endlich eine größere Dauerhaftigkeit u. Consistenz der dadurch zuerst veranlaßten Eindrücke, weil jeder Leser sie so oft erneuern kann, als er das Buch wieder zur Hand nimmt: dieß sind, glaube ich, die Gesichtspuncte ziemlich alle, durch welche sich diese Art der Mittheilung unsrer Gedanken, von allen andern unterscheidet. Ein Buch, das wenig, oder gar nicht gelesen wird, ist die unbedeutendste Sache von der Welt. Und oft kann ein guter Gedanke, oder eine noch so unvollständige Erörterung eines Gegenstandes, die in Gesellschaftlichem Gespräche vorkommen, unterstützt durch Ton u. Geberdensprache, auf den kleinen Kreis mehr Eindruck machen, u. durch diesen selbst auf ein größeres Publicum wirken, als derselbe Gedanke, oder dieselbe Betrachtung gethan haben würde, wenn sie in einem Buche gestanden hätte, das sich nicht durch ausnehmende Vorzüge, oder durch einen berühmten Nahmen auszeichnet.

Ich sehe zwar: daß so wie ich mein Nachdenken auf diesen Vorwurf richte, sich mir noch neue Seiten davon zeigen. Der Ruhm des Schriftstellers ist von der Ehre jedes andern geschickten und nützlichen Gelehrten sehr verschieden. Er ist ausgebreiteter, aber er ist für ihn selbst von weit weniger angenehmen u. nützlichen Folgen. Der Lehrer, der Geschäftsmann nutzt Individuen, u. durch diese

erst dem Publicum: er erntet also auch den Dank einzelner Personen ein, u. zwar derer, die nahe um ihn sind, u. die wieder etwas zu seinem Nutzen, oder Vergnügen beytragen können. Der Schriftsteller arbeitet für das Publicum im Allgemeinen, u. macht sich keine Person insbesonder verbindlich. Er kömmt mit niemanden dadurch in persönliche Verbindung. Er muß abwarten, ob jemand sich seines Dienstes, d. h. seines Werkes bedienen will, u. hat einen Saamen aufs Ungewisse hin, ausgestreut. Jedermann rühmt ihn, wenn er vorzüglich ist: aber wenige gewinnen ihn deßhalb lieb, oder wünschen ihn zu ihrem Freunde zu machen. Ein treflicher Geschäftsmann oder Lehrer kann nie isolirt seyn; ein treflicher Scribent kann es seyn, wenn er nicht noch andre Eigenschaften hat, u. durch andre Mittel sich der Gesellschaft empfiehlt.

Durch die Schriftsteller allein, kann die Aufklärung bey einer Nation allgemein werden. Durchs Lesen können Tausende sich unterrichten, deren Erziehung völlig vernachläßiget worden ist. Auf der andern Seite ist kein stärkrer Sporn zum Studiren für viele, als der pruritus scribendi. Wer einmahl schreibt u. drucken läßt, wenn er nicht der unverschämteste Mensch ist, studirt doch erstlich, und strengt sein Nachdenken an. — So viel, u. vielleicht schon zu viel für einen Brief: Beehren Sie mich, sobald es Ihre Arbeiten erlauben, mit Ihrer Antwort. Dieser Briefwechsel wird für mich eben so viel Belehrung als Aufmunterung enthalten.

Garve.

Am 28. Juni hatte Garve auf Schillers Einladung die Bereitwilligkeit ausgesprochen, gelegentlich einen Aufsatz in die „Horen“ zu geben (vgl. Jacoby, Schiller und Garve, Archiv für Literaturgeschichte VII S. 117 ff. und Euphorion 1905, S. 262 ff.). Schiller antwortete am 1. Oktober 1794 und teilte Garve mit, er habe „den Versuch gemacht, in einem Aufsatze über den *ästhetischen Umgang* den Grundsatz der Schönheit auf die Gesellschaft anzuwenden, und den Umgang als ein Objekt der schönen Kunst zu betrachten“. Zugleich regte er an, Garve möge das Verhältnis des

Schriftstellers zu dem Publikum und des Publikums zum Schriftsteller behandeln. Auf diesen Brief Schillers bildet der vorstehende die Antwort. Ein Stück des 2. Abschnitts wird von Hoffmeister, Schillers Leben, 1840, IV 218, angeführt. Schiller sandte das Schreiben Garves am 7. November an Körner, der sich in seinem Brief vom 20. sehr scharf darüber äußerte. Die Abhandlung Garves „Über Gesellschaft und Einsamkeit" erschien 1797–1800. Für die Horen lieferte er keinen Beitrag. — Den von Garve angegriffenen Gebrauch des Wortes „ästhetisch" rechtfertigte Schiller in seiner Antwort am 25. Januar 1795.

16.
Christian Gottfried Schütz.

An des Hn. Hofrath Schiller Wohlgeb.
Erg. ProMemoria.

In Ansehung der von Ew. Wohlgeb. wegen der unter Ihrer Aufsicht herauszugebenden Monatschrift, die Horen an mich erlassenen Anfrage

in wie weit es mit der Einrichtung der Allg. Lit.Zeitung vereinbar sey, dieselbe entweder monatlich oder quartalweise recensiren zu lassen

habe ich bey der heutigen Directorialconferenz das Erforderliche in Proposition gebracht, und ist der Entschluß der Direction, den ich Ihnen hierdurch ergebenst zu eröffnen den Auftrag erhalten, dahin ausgefallen:

1, Die Direction macht sich anheischig eine Recension jährlich von einem Quartale ex officio zu besorgen, und abdrucken zu lassen.

2, außerdem will sie die Horen noch dreymal im Jahre recensiren lassen, unter der Bedingung, daß der Verleger H. Cotta sich anheischig mache, für die Kosten solcher Extra-Recensionen zu stehn; diese würden Druck, Papier, Honorar und Correcturgebühren zusammengerechnet, für eine Recension die ein Ganzes Stück füllte

Zwanzig Thaler in Leipziger Curs, oder Conventionsfuß betragen: Kürzere Recensionen würden dann Zeilenweise be-

rechnet, und für jede Spaltenzeile Einen Groschen für 60 Zeilen 2 Thlr 12 berechnet werden,

Mithin würde, gesetzt daß auch die drey Quartal-Recensionen jede ein ganzes Stück betrügen, die höchste Ausgabe des Hn Cotta dafür im ganzen Jahre 60 rthlr sein, welche ihm gewiß mit großem Wucher durch die öftere Erinnerung des Publicums an Ihre Monatschrift würden in dem dadurch merklich beförderten Debite compensirt werden.

Das Honorarium von obigem Umsatze zu trennen und allenfalls demjenigen, welcher die drey Quartalrecensionen übernähme, anzusinnen solche unentgeldlich zu fertigen, geht nicht an, und würde uns in unserer Rechnung nicht nur viel Verwirrung machen, weil wir schlechterdings keine unentgeldliche Recensionen aufnehmen, sondern auch, da wir uns gewärtigen müssen, daß bald mehrere Buchhändler diesen Weg einschlagen dürften, um ihre Bücher schleuniger, oder wenn sie fortlaufend sind, öfter zur Recension zu bringen, um gegen alle gleiche Billigkeit zu beobachten, den Ansatz gleich so machen müssen, wie wir ihn gegen Alle beybehalten können.

Uebrigens wird H. Cotta schon bekannt seyn, daß wenn er von der Monatschrift ein frey Exemplar an die A.L.Z. einsendet, dafür 12 mal die Anzeige des monatl. Inhalts unentgeldlich ins Intelligenzblatt unter der Rubric, Neu'e periodische Schriften inserirt wird.

Auf diese Weise würden die Horen jährlich 16 mal angemeldet werden.

Ew. Wohlgeb. überlasse nunmehr den Verleger deshalb zu informiren, und beharre übrigens mit der größten Verehrung u. Freundschaft

Dero gehorsamster Diener
Schütz.

Jena
d. 14. Dec.
1794.

Schiller hatte am 30. September bei Schütz angeregt, jedes Monatheft der „Horen“ sogleich nach Erscheinen in der Allgemeinen Literaturzeitung besprechen zu lassen, womöglich durch einen der Mitarbeiter der Horen. Am 2. Oktober gab er Cotta Kenntnis von dieser Anregung und ihrem Erfolg (vgl. auch an Goethe 8. Oktober 1794). Cotta dankte dafür am 21. Oktober und erklärte sich bereit, die für Druck und Papier entstehenden Kosten zu übernehmen. Am 12. November fragte Schiller bei Schütz an, ob er nun bestimmt sagen könne, wie es mit den Rezensionen gehalten werden solle. Zugleich teilte er ihm mit, daß es genügen würde, vierteljährliche Rezensionen zu bringen, und schlug vor, diese zu verteilen auf Schütz, Humboldt, Fichte, Körner und ihn selber. Am 6. Dezember konnte er Goethe mitteilen, daß nunmehr arrangiert sei, alle drei Monate eine ausführliche Besprechung zu bringen; das erste Stück werde jedoch sofort besprochen werden. Am 14. erfolgte dann die vorstehende offizielle Erklärung, die Schiller am 22. Dezember Cotta übersandte. Am 31. erklärte dieser sein Einverständnis, wenn er auch monatliche Besprechungen lieber gesehen hätte. Die erste und einzige dieser in Aussicht genommenen Rezensionen, welche die Allgemeine Literaturzeitung im Jahre 1795 (31. Januar) brachte, war von Schütz. Angriffe auf diese Besprechung hatten zur Folge, daß die Vereinbarung im März aufgehoben wurde. Es folgte nur noch eine Besprechung der Gedichte und ästhetischen Aufsätze des ganzen ersten Jahrgangs durch A. W. Schlegel, 4.—6. Januar 1796; vgl. auch Schiller-Cotta-Briefwechsel S. 75 Anm.

17.

Johann Wilhelm von Archenholtz.

1743—1812, Geschichtschreiber.

Hamburg d. 30 Decr. 1794.

Verehrungswürdiger Freund!

Sie werden in der Hamb. Zeitung vom 27 Decr. die Anzeige der Horen im Auszuge gelesen haben, so wie Sie es wünschten; die vollständige Anzeige aber habe in der Minerva gleich abdruken lassen. Sie sehen also würdiger Mann! daß ich nichts versäume, u. daß es mir mit meinem freundschaftlichen Diensteifer wahrer Ernst ist. Da Sie von den hiesigen Zeitungen (wir haben hier drei) keine namentl. bezeichneten, so habe natürl. den Hamb. Corresp. gewählt,

wovon jetzt, 22,000 debitirt werden, von der Neuen Zeitung aber nur 4500.

Die Anzeigen in der erstern sind freyl. viel theurer: aber auch welch ein Vehiculum zur Verbreitung! In Betref der Ankündigung kan ich mir eine Bemerkung nicht versagen. Die Idee die Namen am Ende des Jahrgangs erst anzuzeigen, ist einer so außerordentl. Monatschrift würdig, aber der Debit wird dadurch, wo nicht um die Hälfte, doch gewiß um 1/3 vermindert. Unser Publicum ist noch nicht in dem Grade ausgebildet, daß der innere Werth einer Menge Schriften bei der großen Lesewelt den Ausschlag geben könte. Die Namen aber entscheiden alles u. alles.

Von gantzem Hertzen

der Ihrige

v. Archenholtz.

P. S. Die Rechnung auf dem Zeitungs Comptoir habe ich berichtigt, u. die Quitung an H. Cotta geschickt.

P. S. 2. Soeben da ich meinen Brief siegeln will, erhalte ich meine fertig gewordene Quartal Schrift Erster Band.

Dieser Umstand nöthigt mich Sie ergebenst zu bitten, beikommende Anzeige aufs schleunigste zum Abdruck im Intell:Bl: der J.L. Zeitung zu empfehlen. Den Betrag dafür wird Dieterich, der Buchhändler in Göttingen entrichten.

Könten Sie gelegentlich einen gütigen Wink geben, daß bald in der J.L. Zeit: eine Recens: dieser Miscellen erschiene, so würden Sie mich verbinden.

Auf die Einladung zur Mitarbeit an den Horen hatte Archenholtz am 14. November (Euphorion 1905, S. 371 f.) zustimmend geantwortet. Cotta, dem Schiller den Brief geschickt hatte, bat ihn am 18. Dezember, Archenholtz für die Bekanntmachung der Horen zu interessieren.

Der vorstehende Brief zeigt, daß Schiller, dessen Brief an Archenholtz fehlt, diesem Wunsch entsprochen hat.

Die „Minerva" war eine von Archenholtz 1792—1812 herausgegebene Zeitschrift historischen und politischen Inhalts. Die „Miscellen zur Geschichte des Tages" erschienen 1795.

18.

Johann Gottfried v. Herder.

1744—1803, Generalsuperintendent in Weimar.

[Weimar, Ende Februar oder Anfang März 1795]

Unsres Körners Abhandlung hat mich ausserordentl. erfreuet: es sind feine Bemerkungen u. eben so scharfe u. veste Principien darinn, reich an vielen Folgen. Seine musikalische Seele ist darinn lebend.

Grüßen Sie ihn aufs schönste. Es freut mich, daß Ihnen meine Abhandlung nicht mißfallen hat. Sie tritt als ein Landmädchen unter glänzenden Göttinnen auf, oder vielmehr sie schleicht ihnen nach, demüthig u. bescheiden. Vale, vale

H.

Die Abhandlung Körners ist dessen im 5. Horenheft 1795 erschienener Aufsatz „Über Charakterdarstellung in der Musik". Am 23. Februar 1795 schreibt Schiller an Körner: „Gegenwärtig ist er (Körners Aufsatz) in Herders Händen"; am 2. März: „Hier Herders Urteil über Deine Abhandlung: ein gnädiges Cabinetsschreiben von Seiner Herderischen Eminenz." Danach ist der vorliegende Brief auf Ende Februar oder Anfang März 1795 anzusetzen.

Die eigene Abhandlung, von der Herder spricht, ist sein Aufsatz „Das eigene Schicksal", den das 3. Heft der Horen 1795 brachte. Der Brief Schillers an Herder mit der Beurteilung des Aufsatzes fehlt: vgl. Schiller an Goethe 19. Februar, an Körner 23. Februar und dieser an Schiller 27. April 1795.

19.

Ludwig Theobul Kosegarten.

1758—1818, Dichter.

Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow
im Lande Rügen
den 24sten Julius 1795.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath,

Ich war sonst für den Göttinger Allmanach engagirt. Durch unsers Bürgers beklagenswürdigen Tod ist diese Verbindung aufgelöset worden: und so stelle ich mich mit Freuden unter Ihre Fahne, welcher anzugehören nicht anders, denn ehrend seyn kann. Möchten nur die Lieder, welche ich beyschließe, Ihre Erwartung nicht allzusehr täuschen! Sie enthalten wenigstens das Bessere unter meinem dermaligen lyrischen Vorrath; und dieses Bessere stehet Ihnen, theuerster Mann, gern auch für die Zukunft zu Diensten, wenn Sie es anders der Mühe werth achten sollten, dieses Institut fortzusezzen.

Ich bin nicht mehr in Wolgast. Seit dreyen Jahren schon hat die Vorsehung es mir gelingen lassen, meine dortige von mehreren Seiten sehr gepreßte Lage mit einer andern zu vertauschen, in welcher ich einer goldenen Muße und der gewünschtesten Unabhängigkeit genieße. Hier in der allernördlichsten Ekke unsers Vaterlandes, im Angesichte des Meeres und im Schooße einer wahrhaft großen Natur lebe ich ganz so verborgen und vereinzelt, als ich mir es immer wünschte.

Man sagt, daß Ihre Gesundheit es Ihnen zur Pflicht mache, sich dann und wann durch eine kleine Reise zu zerstreuen. Möchten Sie sich doch entschließen, diesen verschmähten Norden unsers Deutschlands einmal zu besuchen! Auf dieser meiner Insel würden Sie eine Natur finden, die Ihrer Stimmung zusagte; eine Menschengattung, in deren Mitte Ihre Berühmtheit Ihnen nicht zur Last fiele, und

unter meinem ländlichen Dache eine Familie, welche Ihres Besuches, wie der Erscheinung eines segenbringenden Genius, sich freuen würde.

Da wir in unsrer Ferne die Producte der Michaelismesse gewöhnlich erst zu Ostern empfangen, und ich auf Ihren Allmanach sehr neugierig bin, so ersuche ich Sie mir nach dem Abdruck ein Exemplar mit der Post zu senden. Leben Sie gesund und glücklich, und gedenken Sie mein bisweilen in Liebe!

Ludwig Theobul Kosegarten,
(zur Zeit Doctor der Theologie u. Philosophie, Königl. Schwedischer Lehnsträger und Hauptpastor zu Altenkirchen.)

Der Brief kam am 12. August an (Kal.). Am 25. September schickte Schiller „Huldigung" von Kosegarten an Cotta für die „Flora"; andere gab er in den Musenalmanach für 1796; vgl. Schiller an Humboldt 9. Januar 1796.

Schillers Briefe an Kosegarten fehlen.

20.

Johann Wilhelm von Archenholtz.

Hamburg d. 28 July 1795.

Die Nachlässigkeit, mein Verehrungswürdigster Freund! gehört nicht zu meinen fehlern. Nur der große, kaum glaubliche hiesige Mangel an litterarischen Hülfsmitteln konte die Zögerung bewirken, worüber Sie gewiß weit mehr aus freundschaftlicher Zuneigung, als aus Bedürfniß klagen. Der Anfang der Arbeit war gemacht, allein ich muste aus obiger Ursache damit inne halten. Ich werde mich indeß helfen, so gut ich kan; allein vor Ausgang des Sept: werde ich Ihnen schwerlich mein Mspt. senden können. Die Wahl des Sujets hat mir große Schwierigkeiten gemacht. Mein Wunsch

war: ein historisches Fragment, das für sich ein Gantzes ausmachen konte; nicht zu klein, um nicht in die Classe der Anecdoten zu kommen, u. auch nicht zu groß, weil eine Geschichts-Erzählung von einem halben Alphabet für die Horen sehr unpassend seyn würde: dabei solte das Fragment auch Sitten und Gebräuche schildern. Ich fand endlich ein solches in der Pohlnischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, u. das werde ich Ihnen senden, mit der Bitte es wo möglich nicht zu theilen, wodurch bei historischen Sachen das Interesse außerordentlich geschwächt wird, zumahl bei Journalen, wo unter 20 Lesern nur einer das vorige Stück bei der Hand hat, u. den Faden wieder anknüpfen kan.

Ihr Beifall Vortreflicher Mann! macht mich stoltz, u. obgleich nur unter 4 Augen gegeben, so wiegt er doch bei mir unendlich mehr, als der öffentliche, den mir Eschenburg neul. in seiner Beispielsamlung gegeben hat. Es könte wohl seyn, daß ich nicht den Americ: Krieg bearbeitete, da ich schon vor 6 Jahren den Vorsatz hatte, eintzelne Hauptbegebenheiten aufzustellen; z. B. die Belagerung von Gibraltar, eine der außerordentlichsten in der Weltgeschichte u. in ihrer Art ganz eintzig.

Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, Ihnen meine innige Verehrung zu erneuern, die sich durch leidenschaftliche Empfehlung Ihrer Schriften, durch Beförderung deren Uebersetzung u. s. w. längst gezeigt hat. Einer meiner Bekanten in Paris, ein gelehrter Unger, u. auch Ihr Bewunderer, hätte bald diese Verehrung mit seinem Blute bezahlt. Er übersetzte die Verschwörung des Fiesco; noch vor der Vollendung, da nur bloß eintzelne Scenen erst fertig waren, u. im Mspt. mitgetheilt wurden, geriethen diese Blätter den Jacobinern in die Hände. Sie glaubten darin andre Verschwörungsgrundsätze zu finden, als die ihrigen; der Verfasser wurde aufgesucht, u. nur zufällig glückte es ihm aus Paris zu entkommen. Beiliegendes Blat ist das Fragment eines Briefes, den ich vor 12 Tagen aus Paris erhielt. Ich

sende Ihnen die Nachricht wörtlich, in der Voraussetzung, daß sie Ihnen nicht gantz gleichgültig seyn wird.

Ich umarme Sie u. bin von gantzer Seele

der Ihrige

v. Archenholtz.

Unter dem Datum steht von Schillers Hand: erhalt 3. Aug Schiller hatte am 10. Juli 1795 Archenholtz geschrieben, er habe seit Wochen mit jedem Posttag auf seinen Aufsatz geharrt; zugleich hatte er angeregt, ob Archenholtz nicht eine gedrängte Darstellung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges schreiben möchte. Den Aufsatz aus der polnischen Geschichte (Sobiesky) stellte Archenholtz am 28. Oktober (Euphorion 1905, S. 378) in baldige Aussicht; er lief am 21. November ein und erschien im 12. Heft der Horen 1795 (vgl. Schiller an Archenholtz 8. Januar 1796).

21.

Johann Friedrich Reichardt.

1752–1814, Musiker und Journalist.

Neumühlen bei Altona

den 26 Aug 95.

Ich hätte Ihnen gerne Ihren schönen Tanz mitgesand, das Wesen will aber keine musikalische Gestalt gewinnen und so leg' ichs lieber für iezt bei Seite. Auch würd' es für einen Allmanach eine zu große musikalische Composition werden, wenn es überall eine giebt: denn noch weiß ich in die Mannigfaltigkeit, die der unmusikalische Zuschnitt durchaus erfordert, keine Einheit zu bringen. Diese Schwierigkeit u dies Verlangen hat meine Antwort bis heute verzögert: ich wünsche daß die beikommenden drey Stücke nicht zu spät anlangen mögen. Erlauben Sie mir ihnen einige Anmerkungen beizufügen. Wenn Sie sich Ihr herrliches Gedicht Die Macht des Gesanges vorsingen lassen wollen, so werden Sie vieleicht mit mir fühlen, daß sich am Ende die kalten Regeln, mit den kräftigen Tönen, die den übrigen Strophen zukommen, nicht wohl singen lassen, und so ändern Sie

vieleicht noch dem Gesange zu Liebe, die beiden letzten Verse, in welchen auch In und zu zu viel Accent erhalten: wie in der 2t Str. Und u der in der 3t Und u in der 4t Es.

In dem Minneliede hab' ich die ersten 3 Sylben des letzten Verses: Heut ist mein ꝛc als einen Dactyl. behandeln müssen, weil der musikal. Rythmus ein solches Gemisch von Versen mit u ohne Aufschlag nicht wohl verträgt. Das geht nun auch so leidlich hin durch alle Strophen bis auf die dritte wo die Tugen | den all | nothwendig geändert werden muß.

Daß der Frühling mich glücklich gemacht hat, werden Sie hoffentlich der Melodie anhören. So nennen Sie mir doch die tiefsühlende heißgenießende Sapho.

Wollen Sie mir noch etwas sangbahres von Ihrer Muse schicken, so wird es mich bereit und meine Leyer gestimmt finden. Doch besorg ich fast Sie haben schon zu viel von mir für Einen Allmanach.

Herzlichen Dank für das Horenstück: die Liedermelodien sind recht gut u sauber abgedruckt. Wo sind sie wohl gedruckt?

Der junge Dichter, den ich gerne in Ihrem Schutze wüßte läßt mich noch auf die Einsendung seiner Gedichte warten. Vermuthlich wird ihm iezt die erste Auswahl schwer, da er zum ersten Mahl vor ein hohes Gericht treten soll. So bald ich etwas erhalte send' ichs gleich nach. Wenn er auch schüchtern hinter den Meistern hergehend das Werkl. beschließt.

Daß Sie sich um die große französische Sache so wenig bekümmert haben sollten kann und mag ich Ihnen nicht glauben. Daß Sie sich aber darauf nicht einlassen mögen, begreif ich indeß wohl, wenn gleich in meinem Innern der Wunsch sich regt, daß Sie dem rathsuchenden Schüler u Freund weniger verstockt verstummt wären.

Gegen Ende Septembers denk' ich in meinem lieben Giebichenstein zu seyn und im October in Leipzig. Möchte

uns ein freundliches Geschick doch bei der Reise zusammenbringen. Wenigstens, mein Theuerster Freund, lassen Sie uns stets in freundlichem schriftlichem Verkehr bleiben

Ihr

Reichardt.

Der Brief (Kal. 31.) ist die Antwort auf Schillers Brief vom 3. August 1795, mit dem ihm Schiller außer Eigenem Sophie Mereaus „Frühling“ und Minnelieder von Friedrich Haug zur Komposition für den „Musenalmanach für das Jahr 1796“ übersandt hatte. Der Almanach brachte Melodien zur „Macht des Gesanges“ und „Würde der Frauen“, zu Haugs „Minnelied“ nach Kristan von Hamle, zum „Frühling“ und zu Goetheschen Gedichten. Den „Tanz“ hat Reichardt doch noch komponiert: dieses Lied erschien dann gesondert (vgl. Schiller an Körner 31. August 1795 Schillers Briefwechsel mit Christophine und Reinwald S. 160 und Geschäftsbriefe S. 191).

In seinem Brief vom 20. Juli 1795 hatte Reichardt Gedichte eines ungenannten jungen Dichters angeboten für den Musenalmanach: s. Schiller-Cotta Briefwechsel S. 104.

22.
Johann Friedrich Reichardt.

Neumühlen bei Altona.
d 4 Sept 95.

Ihr schönes Gedicht hat sich gar gern u leicht komponirt: nur haben Sie, theurer Freund, in mehrern Strophen noch das Sylbenmaß zu ergänzen, damit die Musik zu allen Strophen passe. Hier ist sie: ich hoffe sie macht Ihnen Freude. An den Legationsrath Humbold hab' ich sie gestern nach B. gesandt. Mein Empfolner mag nun für sein Säumen das künftige Jahr abwarten. — Ich höre Sie leben iezt viel mit Göthe, sagen Sie mir doch etwas von ihm; er verstummt mir ganz. Ist Meier noch in W. u. geht er nicht dies Jahr nach Dresden? Ende dieses Monats bin ich in Gibichenstein, im October in Leipzig. Ich wünsche, daß Sie mir immer etwas zu sagen hätten: Gerne sagte ich es Ihnen selbst wieder einmal wie herzlich ich Sie liebe u ehre.

Reichardt

Am 28. August hatte Schiller das eben entstandene Gedicht „Würde der Frauen“ „noch ganz warm, wie es aus der Feder und aus dem Herzen kommt“, Reichard zur Komposition geschickt. Da der Druck des Almanachs eilte, hatte Schiller gebeten, eine Abschrift der Komposition an W. v. Humboldt nach Berlin zu senden, der die Besorgung des Almanachs für 1796 übernommen hatte.

Über „unsern soi-disant Freund Reichardt“ vgl. Schiller an Goethe 27. Januar und dessen Antwort vom 30., an Humboldt 1. Februar 1796, und die Xenien.

23.

Michaelis.

Buchhändler in Neustrelitz, verlegte Schillers Musenalmanach für das Jahr 1796 und das Buch von Schillers Vater „Die Baumzucht im Großen“, 1795.

Neustrelitz den 9ten September 1795.

Verehrungswürdigster Herr Hofrath!

Da ich jetz noch in eine Verwirrung bin, die mich an nichts als dieser mich zu entwinden denken läßt, so kann ich nicht hoffen Sie durch diesen ersten Brief der Ihnen nach einem so langen Zwischenraum in die Hände kommen wird, so zu befriedigen daß Ihnen die Schuldlosigkeit meines Wandels so einleuchtend würde, als es Ihnen vielleicht unmöglich scheinen wird zu bewahrheiten. Es ist mein Glück daß der Herr L.R. von Humboldt in meiner Nähe lebt, der sich von den Mißhandlungen wird überzeugen, wodurch ich in den übelsten Ruf gekommen bin; die ich von der unerhörten Bosheit unter dem Schein der heuchlerischen Freundschaft erlitten habe.

ich darf diese Mißhandlungen, aus Schonung mehrerer treflicher Menschen nicht laut werden lassen u. muß lieber den bösesten Leumund über mich ergehen lassen. Die Zukunft wird mich rechtfertigen. — Ihnen würdigster Mann! wird durch das Zeugniß meines Fürsten das er Ihnen zusenden wird, so bald ich's fordere, die Sicherheit gegeben werden, daß ich Ihre Freundschaft nicht unwürdig bin, indem mich nicht ein Mal der Vorwurf der Nachlässigkeit treffen kann.

Dem H. von Humbold habe ich Ihrem Befehle gemäß 55 L.d'or in Berlin zu empfangen angewiesen. Der Almanach wird also auf meine Rechnung u. wie ich voraus zusetzen wage, ganz Ihres Beifalls würdig gedruckt. Ihre Aufkündigung für die Zukunft habe ich von dem H. von Humbold gehört. Es ist nicht der einzige bittere Verlust noch die einzige tiefe Kränkung die ich leide. — Es ist mir jetz ausschließend darum zu thun, als Mensch gerechtfertigt vor Ihnen zu erscheinen. Das werde ich: davon bin ich so überzeugt, als ich mich des Schuzes meines Fürsten zu erfreuen habe, der meine Rechtfertigung übernimmt.

ich hoffe Sie werden meine Bitte, die Fortsezung des Almanachs nicht ehender einem andern Buchhändler zu geben, bis Sie mich mündlich gehört haben nicht ungewährt lassen. Vor oder unmittelbar nach der Leipziger Messe komme ich nach Jena, um jene Verbindungen zu erneuern, von denen ich mich durch mein Verschulden gewiß nicht trennen werde. Insonderheit um den würdigen H. Prof. Niethammer genugthuend zu befriedigen. —

Mit dem Gefühl der lebendigsten Hochachtung bin ich Ihnen von ganzer Seele ergeben.

Michaelis.

Einlage bitte ich ergebenst an den H. Prof. Niethammer abgeben zu lassen.

Über die Vorkommnisse, die zum Abbruch der Beziehungen Schillers zu Michaelis führten, vgl. die Briefe Wilhelms v. Humboldt an Schiller vom 8. und 11. September 1795. Der Inhalt eines weiteren Briefes von Michaelis an Schiller aus dem gleichen Monat in „Schillers Briefwechsel mit Christophine und Reinwald" S. 159 Anm.

24.

Samuel Gottlieb Bürde.

1753—1831, Kammersekretär und Kanzleidirektor in Breslau.

Breslau d. 6. Febr. 96.

Ich kann Ihnen nur wieder ein Paar Kleinigkeiten, die mir etwa so ziemlich ins Reine gebracht zu seyn scheinen, zuschicken. Mögen Sie nach Gutbefinden auswählen, was Sie in die Horen oder in den Musen-Almanach aufnehmen wollen.

Schon vor geraumer Zeit habe ich eine prosaische Erzählung: Der Gems-Jäger, angefangen; ich kann aber nicht dazu kommen sie zu beendigen; und es ist mein fester Vorsatz, nie den Anfang eines Stückes zum Druck zu geben, bis nicht das Ganze vollendet ist. Und da ich nur wenige abgerissene Stunden auf literarische Arbeiten verwenden kann, so komme ich sehr langsam vorwerts.

Für den MusenAlmanach hoffe ich indessen, Ihnen noch einige kleine Gedichte liefern zu können. Den Buchhändler Michaelis habe ich übrigens hier nicht gesehen. H. Manso hat mir aber gesagt, daß er bey ihm gewesen sey.

Daß Herr Prof. Garve an einem, wie wir alle fürchten, unheilbaren Uebel leidet, und dadurch fast zu einer gänzlichen Unthätigkeit gezwungen wird, werden Sie vielleicht schon wissen, und dem Leidenden Ihr Bedauern schenken, das er so sehr verdient.

Bürde.

Von Bürde, dem Verfasser des Liedes „Stimmt an den frohen Rundgesang", brachten die Horen 1796 „Unbenutztes Wissen", „An Cäcilia", „Der neue Orpheus" und „Elegien aus dem Englischen". Der Brief Schillers (nach dem Kalender am 11. Januar abgegangen, vgl. Schiller an Humboldt 9. Januar), auf den der vorliegende (angekommen 15. Februar) antwortet, fehlt. Für den Musenalmanach schickte Bürde am 13. April ein Gedicht (Urlichs S. 259). Über Michaelis s. o. Nr. 23; Manso, Gymnasialrektor in Breslau, verfaßte mit Dyk gegen Goethes und Schillers Xenien die „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar", 1797. — Garve war vom Krebs ergriffen (vgl. auch Charlotte v. Schiller I, 445).

Er gehört zu den wenigen, denen die Xenien Anerkennung spendeten: vielleicht hat die Mitteilung Bürdes über den „Leidenden" den Anstoß gegeben zu dem Epigramm:

Hör ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.

25.
Karl Spener.
1749—1827, Buchhändler in Berlin.

P. P.

Wofern Ew. Wohlgebohren in beygehender Composition meines Freundes, Herrn Bolt, Anlaß zu einem kurzen, sententiösen Jahreswunsch finden, und die Güte haben wollten den zu diesem Behuf leer gelaßenen Raum auf dem Einladungszettel des Guckkasten-Mannes durch ein paar Strophen auszufüllen: so würden Sie nicht nur mich, sondern auch den Zeichner dieses pittoresken kleinen Blattes, Herrn Bolt, (der eben iezt an der Terpsichore zu Ihrem Musenalmanach con amore arbeitet) und gewiß auch das ganze Publicum, dem es zu einem Neujahrsgeschenk bestimmt ist, ausnehmend verpflichten.

So wie Nepos sich ehemals durch das Bewußtseyn eines beßeren über die plerique hinwegsetzte, qui hoc genus scripturae laeve & non satis dignum hielten: eben so werden Ew. Wohlgebohren es, meiner Überzeugung nach, keinesweges für eine Herabwürdigung Ihres seltenen Talentes halten, durch ein Vehikel zum Publicum zu reden, das nicht nur an und für sich, um der Kunst willen die ihm das Daseyn gab auf die Beyhülfe der damit verschwisterten Dichtkunst Anspruch hat, sondern das auch, durch den Gebrauch den Sie davon machen werden, noch einer großen Veredlung fähig ist.

So beschränkt der Raum auch scheint, auf welchem ich wünsche daß Ew. Wohlgebohren dem Bilde Geist, Leben und Dauer geben möchten: so reicht er nach dem gleichfalls beyliegenden Versuch dennoch zu sechzehn bis achtzehn Versen,

folglich zu eben so viel Stanzen hin als Ihr treflicher Spruch des Confucius enthält.

Bedarf ich, als ein Unbekannter, zu Erlangung meines Gesuchs, Vorbitte; so würde ich sie mir bey meinen Freunden, Herr Alexander v Humbold, H. Cabinetsecretär Weyland. und H. Cotta gewiß verschaffen können, wenn der Gebrauch den ich von diesem Blatte zu machen wünsche, nicht an einen bestimmten Zeitpunct gebunden wäre, der nicht mehr fern genug ist um die Einhohlung jener Vorsprache noch füglich zu gestatten.

Soll ich hingegen das was ich sonst wenigstens zum Theil den Vorbitten meiner Freunde zu verdanken haben würde, lediglich der freyen Güte Ew. Wohlgebohren schuldig seyn: so wird das die wesentliche Erkenntlichkeit, welche Ihnen dafür zu bezeugen ich mir vorbehalte um vieles erhöhen und ich bitte in dem Fall um Erlaubniß, der Umstände wegen, nur noch das bis dat qui cito dat erwähnen, endlich um eine einzige wenigstens vorläufige Zeile Antwort und zu seiner Zeit um gefällige Zurücksendung der einliegenden Zeichnung, die hier noch niemand gesehen hat, gehorsamst ansuchen zu dürfen.

Denjenigen Theil des durch gegenwärtigen Brief verursachten porto den ich hier nicht bezahlen kann vergüte ich und bitte deshalb um geneigte anzeige.

Ich bin im voraus in der dankbarsten Verehrung

Ew. Wohlgebohren

gehorsamst verbundenster

Carl Spener

Berlin am 20 August 1796.

Schiller sagte in seiner Antwort vom 4. September zu, bat aber um einige Wochen Frist. In seinem nächsten Schreiben vom 10. September (Geschäftsbriefe S. 192) machte Spener nähere Angaben über das gewünschte Gedicht; am 27. wiederholte er seine Bitte. Am 10. (Kal. 11.) Oktober sandte ihm Schiller „Das Spiel des Lebens". Über die Frage, die sich an das Guckkastengedicht

knüpft, vgl. Goedeke, Historisch-kritische Ausgabe XI, 441 ff., Jonas V, S. 498 f. und derselbe in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1905.

26.

Karl Friedrich Zelter.

1758–1826, Komponist in Berlin.

Wohlgebohrner Herr

Ihren Brief vom 18t dieses habe ich erst am 24ten erhalten und so hat dieser Monath nur noch einige Tage in welchen die Lieder schwerlich werden fertig seyn können. Ueber den Druck derselben habe ich mit dem Buchdrucker Starke gesprochen, der auch die Musik zu dem vorigen Almanach für H. Michaelis in Strelitz gedruckt hat. Dieser will die Besorgung des Drucks auch diesesmahl übernehmen, er verlangt aber einen gedruckten Bogen des Almanachs um sich in Ansehung des Formats u des Papiers darnach richten zu können, auch hat er versprochen gegen den 20ten 7br damit fertig zu seyn. Ich habe geglaubt, daß das Format das nehmliche seyn würde wie es beym vorigen Almanach war, indeßen wird es doch wohl beßer seyn einen Bogen zur Probe zu geben. Ich bin ganz vollkommen Ihrer u des H. v Göthe Meinung: daß die Melodien nicht an die Gedichte selbst gebunden würden, allein es beßer einzurichten ist nicht ohne Schwierigkeiten. Nach meiner Einsicht wär es vielleicht das Beste, aus der Musik einen besondern kleinen Band zu machen, worüber ich Ihnen eine Form hier beylege. Diese ist just noch einmahl so groß und könnte das Büchlein zusammen geschlagen und mit in das nehmliche Futteral gesteckt, mit den Gedichten ausgegeben werden. Dann müsten aber die übrigen Stanzen der Gedichte noch einmal bey der Musik mit abgedruckt werden. Auf compreßen Druck will sich H. Starke deshalb nicht einlaßen weil sich die Noten genau auf den Worten des Gedichtes, die nicht enger zusammen kommen können, paßen müßten. Wenn Sie noch

Gedichte nachsenden wollen; so wünschte ich sehr daß es bald geschähe, weil ich meine Arbeit daran nach geschehener Composition gern etliche Tage liegen laßen mag ehe sie in die Druckerey kommet. Fünf von den Liedern, von denen eins anbey erfolgt, sind fertig: allein ich weis noch nicht ob sich die andern alle in meine Art und Weise werden fügen wollen. Die schöne Klage der Ceres mögt ich gar zu gern komponiren, allein das Gedicht hat, der 12 zeiligen Stanzen wegen für die Music große Schwierigkeiten, die sich nur durch lang überdachte Kunst werden aus dem Wege räumen laßen. Ich verharre mit der größten Achtung

Ihr

ergebenster

Zelter.

Berlin d. 26t August 1796.

Am 8. August hatte sich Schiller an Zelter gewandt mit der Anfrage, ob er nicht die Komposition einiger Lieder seines nächsten Musenalmanachs übernehmen wolle. Auf Zelters Zusage (Euphorion 1905, S. 384) hatte er am 18. August (Kal. 19.) die in Frage kommenden Gedichte übersandt und Wünsche über den Druck und die Art der Beilegung ausgesprochen, über die sich Zelter in der vorliegenden Antwort äußert. Von Schiller war unter den in Musik gesetzten Gedichten „Nimmer, das glaubt mir". Das von den fünf fertigen zurückgesandte Lied ist Goethes „Musen und Grazien in der Mark", das im Musenalmanach für 1797 erschien, vgl. Schillers Briefe an Zelter vom 18. August, 4. September und 16. Oktober 1796.

27.
Karl Wilhelm Ferdinand von Funk.
1761—1828, sächsischer Offizier.

Schwogau bey Lommatzsch
d. 13tn October 1796.

Körner will, daß ich Ihnen des beiliegende Manuscript schicken, und zwar unverzüglich schicken soll, er allein ist also schuld, wenn Sie etwas unbrauchbares und unleserliches erhalten. Spät genug kömt es, denn seit dem 17tn Julius,

wo ich die nöthigen Bücher erhielt, bis heute sind beinahe drey Monathe verflossen, aber wenn ich Ihnen sage, daß ich den fünften Tag, nachdem ich die Arbeit angefangen hatte, fort mußte, und seitdem fast beständig unterweges war, oder, wenn nicht durch Geschäfte, doch durch lästige Gesellschaft gestöhrt wurde, daß ich seit mehr als 4 Wochen mich in Morizburg mit 150 wilden Pferden u drey oder vier langweiligen Generals von früh bis Abends beschäftigt, und kaum in der ganzen Zeit Körnern drey flüchtige Stunden genossen habe, so werden Sie meine Langsamkeit, und die flüchtige Arbeit entschuldigen. Das Publicum dürfte aber vielleicht so nachsichtig nicht seyn, und darum ersuche ich Sie recht sehr, gehn Sie mit dem Manuscript als mit einer Sache um, nach der ich in meinem Leben nicht wieder fragen werde. Kann es durch einige Nachhülfe für die Horen brauchbar werden, so machen Sie es damit wie mit dem Ritter Tourville: ist nichts daraus zu machen, so legen Sie es ganz bey Seite. Dieses würde ich Ihnen danken, und blos dann mich kränken, wenn ich glauben müßte, daß Sie aus Nachsicht gegen mich etwas unwürdiges in den Horen aufgenommen hätten. — ich spreche so ungewis darüber, weil ich jezt in der That nicht Freiheit des Geistes genug habe, das Manuscript selbst zu beurtheilen, wegen den vielen und langweiligen Unterbrechungen aber es mit keinem günstigen Vorurtheil ansehe.

Daß es nicht in's Reine geschrieben ist, mag Körners Treiben entschuldigen; ich hätte es dann erst 4 Wochen später schicken können, weil ich jezt jeden Tag meinen Aufenthalt verändre, und erst d. 30ten dieses zu Hause eintreffen werde.

Ueber den Stoff muß ich noch ein Paar Worte hin zu setzen: es wird Ihnen auffallen, daß Robert zwar ein großer Mann, aber nicht edel ist; das wenige hingegen, was man von Rogern erfährt, zeigt einen durchaus edlen Mann. ich sagte dies gleich Anfangs Körnern, aber er fand doch, so wohl wie ich, daß Roger allein nicht selbstständig genug ist, wenigstens nicht eher, als bis er Sicilien allein besizt. Robert

würde in der Geschichte Rogers eine weitläuftige Einleitung ausfüllen, und beider Geschichte zusammen genommen würde zu stark für einen Aufsatz in den Horen werden. Ueberdieses stirbt Roger alt und glücklich auf dem Krankenbette, anstat daß Robert, zwar auch durch Krankheit, aber mitten im Lauf seiner Unternehmungen weggeraft wird.

Beym Nachlesen der Quellen ist mir der schon durch Tasso's befreites Jerusalem berühmte Tancred aufgefallen. Als Neffe Roberts u Gefährte Bohemunds könnte er sich an das Leben des Erstern ohne viele Einleitung anschließen, und sein Character ist grade das Gegenstück zu dem seines Oheims; er ist stets edel, aber zu uneigennützig um für sich selbst klug zu handeln, er erkämpft Fürstenthümer u stirbt arm, und als ein ächter Ritter könnte er der ritterlustigen Lesewelt einmal den Unterschied zwischen Rittergeist und Geist des Keltenrechts zeigen.

Dies ließe sich für den Stof anführen, wie die Ausführung gerathen möchte, hängt vom Zufall und den Umständen ab. Taugt sie nicht, so habe ich mich bey Ihnen wegen der Ihnen verursachten Mühe des Durchlesens zu entschuldigen, nicht aber Sie bey mir, wenn Sie das Manuscript cassiren. ich bin schon zufrieden, daß ich die Langeweile der Bauerstuben mir durch eine solche Arbeit vertrieben habe, schmeckt aber die Arbeit nach der langen Weile, dann möge sie ewig in Vergessenheit begraben werden.

Leben Sie wohl; wenn Buonaparte's Niederlage mich nicht wieder aus meinen Cirkeln treibt, so hoffe ich diesen Winter in Ruhe hin zu bringen. Jezt gehe ich mit meiner vierfüßigen Jugend in den Quartierstand Artern, und bringe sie, wenn nicht Friede wird, im Frühjahr zur Armeee. Vielleicht bin ich unter der Zeit noch einmahl so glücklich, Sie in Jena zu sehn. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin und allen, die sich meiner erinnern wollen u grüßen Sie Carln von

dem Ihrigen

Funk.

Funks Aufsatz über Robert Guiscard kam Schiller bei der steten Manuskriptnot sehr willkommen für die Horen. Er dankte Funk am 13. Februar 1797 und übersandte ihm gleichzeitig den Abdruck des Anfangs im 1. Heft der Horen 1797. — Den „Ritter Tourville" von Gerber (Horen 1796, 2. und 3. Heft) hatte Schiller aus Mangel an Stoff aufgenommen. „Jetzt lebe ich noch von dem abscheulichen Tourville", schreibt er am 5. Februar 1796 an Goethe; dagegen Cotta an Schiller am 16. September: „Das Publikum wartet mit Schmerzen auf die Fortsetzung von Tourville" (die nicht erschien). — Im Januar 1796 war Funk bei Schiller in Jena gewesen, vgl. Jonas, Schillers Seelenadel, S. 48 ff., daher auch der Gruß an Schillers Sohn Karl.

28.

Karl Wilhelm Ferdinand von Funk.

Wurzen d. 28. Julius 1797.

Jezt, da leider die Ursach nicht mehr existirt, welche mich hinderte, Ihre freundschaftliche Einladung nach Jena an zu nehmen, ist der Wunsch, Sie zu sehen, und bey Ihnen Erheiterung zu suchen, lebhafter als jemahls wieder bey mir erwacht, u ich mache daher von Ihrer Erlaubniß Gebrauch, mein verehrungswürdiger Freund, mich bey Ihnen zu erkundigen, wenn eher Sie Ihre Reise nach Dresden an zu treten gedenken? und ob, wenn, wie ich gehört zu haben glaube, Sie vor dem September nicht zu reisen Willens sind, ich in der Mitte des Monaths August Ihnen auf einige Tage nicht ungelegen komme. ich reise in der künftigen Woche von hier nach Artern zurück, und werde hoffentlich, wenn ich die erste Zeit zu Berichtigung einer Menge von Geschäften angewendet habe, gegen die Mitte des Monaths frey seyn. — Träfe jedoch dieser Zeitpunct grade mit Ihrer Reise zusammen, so könnten wir uns vielleicht unterwegs ein Rendez-Vous geben, oder ich könnte Sie auch in Weymar aufsuchen, wenn Sie etwa dahin zu gehen gedächten.

Leben Sie wohl, grüßen Sie herzlich Ihr ganzes Haus von mir. Es ist in der That meine erste Freude wieder, daß ich Sie bald zu sehen hoffe.

Funk.

An
Den Herrn Hofrath Schiller
zu
fr. bis Jena.
Jena.

Über diesen Besuch Funks bei Schiller, der im Kalender und in den Briefen nicht erwähnt wird, s. u. S. 399 Funks Brief an Körner vom 4. Oktober 1797.

29.

Sophie Mereau, geb. Schubert.

Frau des Professors Mereau in Jena, nach ihrer Scheidung 1803 vermählt mit Clemens Brentano, gest. 1806.

[Jena, Oktober 1797.]

Hier, theurer Freund, folgen Ihre Bücher zurück, bis auf eins, das ich, mit Ihrer Erlaubnis, noch einige Tage zurückbehalten will. Meinen Dank für den Almanach, dessen schöne Mannigfaltigkeit Bewundrung erregt. Vor allen hat mich die Gewalt Ihrer Darstellung im: Taucher ergriffen. — Unter meinen Liedern vermisse ich: Schwärmerei der Liebe, das ich zu finden glaubte, und ich bitte Sie mir über die Bestimmung oder Nichtbestimmung desselben ein paar Worte zu sagen.

Leben Sie wohl! ich sehe mit Verlangen der Stunde entgegen, wo ich Ihnen mündlich meine Achtung versichern kann.

S. Mereau.

Herrn Hofrath Schiller.

Schiller schickte ihr seinen Musenalmanach für das Jahr 1798, der drei Gedichte von ihr brachte, nach dem Kalender am 4. Ok

tober 1797: danach ist der undatierte Brief anzusetzen. „Schwärmerei der Liebe“ nahm er in den nächsten Musenalmanach auf.

Der folgende Brief ist ebenfalls undatiert.

30.
Sophie Mereau.

Ich bitte Sie, mein theurer Freund, mir die beiden Gedichte zurückzuschicken, die ich Ihnen vor mehrern Wochen zusandte. Wollten Sie mir mit ein par Worten Ihr Urtheil darüber sagen, so würde es mir sehr lieb sein. Leben Sie wohl!

Achtungsvoll

Ihre Sophie Mereau.

Herrn Hofrath Schiller.

31.
Luise, Herzogin von Sachsen-Weimar,
geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1757—1830.

Weimar d. 9 October 1797.

Empfangen Sie, Herr Hofrath, meinen Danck für das Geschenck ihres Almanachs, der mir viel Freude macht, und wo ich mit neuem Vergnügen Ihre schönen Gedichte wieder lese. Gewiß werden sie auf alle richtig gestimmte Gemüther, die Sinn für das schöne haben, einen großen Eindruck machen.

Mit den besten Wünschen für ihr Wohlseyn, verharre ich mit vieler Achtung,

Ihre

ergebene

Luise HzSW.

Nach dem Kalender übersandte Schiller am 6. Oktober der Herzogin den Musenalmanach für das Jahr 1798 (Balladenalmanach).

Am 14. Juli hatte er „der Herzogin Louise den Prolog (d. i. Wallensteins Lager) und die Balladen vorgelesen“ (Kal., vgl. Schiller an Frau v. Stein 17. Juli 1797).

32.

Karl Friedrich Zelter.

Berlin d. 15 9br 97.

Ich sage Ihnen meinen besten Dank, m. l. Fr., für den mir überschickten Almanach, und das thue ich um so lieber, als ich mit dessen Inhalt eine Wette von 6 Flaschen Champagner gewinne, wovon ich Ihnen gern einen Theil gönnte wenn wir näher aneinander wohnten und ich sie schon hätte. Sie können denken, daß die Wette auf die schönen verwünschten Küchenpräsente ging. Ich hatte behauptet: kluge Köche gäben nicht toujours perdrix und so sind die Champagner Flaschen gefangen. Mit dem Abdrucke meiner Melodien ist das Unglück geschehen das ich einen Augenblik lang geahndet und zu erinnern vergessen habe. Die Indische Legende und der Feenreigen sind nicht zu gebrauchen weil man jedes mal mitten in jeder Stanze das Blatt wenden muß. Wenn der Corrector ein Musikus ist verzeih ich diese Nachläßigkeit ihm ungern. Die Melodien, wie ich sie mir denke, gewinnen erst durch die öftere Wiederholung der Stanzen, den vollen Werth welchen sie haben und dienen so dem Gedichte gleichsam zur Pointe, die durch die Unbequemlichkeit des vielen Umwendens für die faulen Teutschen nur zu oft verloren geht. Ich weis gar zu wohl daß man den Leuten ihr eigenes Vergnügen bequem machen muß und wenn ich diese Faulheit respectire so geschiehts aus Achtung für die Kunst.

Es erfolgten zugleich die beiden Melodien zum Reuterliede und zu den Glaubensworten, so wie ich sie gleich nach dem Empfange komponirt habe. Ich wolte noch immer gern daran beßern aber ich kann sie nicht ganz von meinem

Herzen loskriegen. Meine Melodien zu beiden Liedern haben eine Art von Sprödigkeit die mein Gefühl choquirt. Nehmen Sie sie also hin, so gut sie haben werden wollen. Was sagen Sie dann zu Naumanns Composition, Ihrer Ideale? — Mir deucht, diese Ideale sind so ziemlich materiel geworden. Wenigstens mich — weckt aus meinen frohen Träumen mit rauhen Armen, die Gegenwart.

Wenn Sie es wißen wie H. Geh. R. von Göthe die beiden Melodien zur Bajadere und An Mignon aufgenommen hat: so schreiben Sie mir etwas darüber. Ich will nicht gelobt seyn, das kann ich von hiesigen Freunden auch werden, aber die Wahrheit und das Gefühl eines so feinen Kenners als Göthe ist, mögte ich gern wißen.

Schon seit zwey Monathe bin ich nicht recht krank aber eben so wenig gesund und ich kann nicht dazu kommen, neben vielen andern Geschäften, etwas mit Begierde zu unternehmen. Ich hoffe nicht, daß mich dieser Umstand abhalten soll diesen Winter eine kleine Reise zu machen und ich freue mich wie ein Kind darauf, nach Jena zu kommen und Sie von Angesicht kennen zu lernen. Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem

Zelter.

Schiller hatte Zelter am 20. Oktober den Musenalmanach für 1798 gesandt. Die „Küchenpräsente" sind die Xenien, vgl. Schiller an Goethe 24. November und Goethes Antwort; die „Indische Legende" ist „Der Gott und die Bajadere" von Goethe; der „Feenreigen" ist von Matthisson. — Dem Reiterlied aus Wallensteins Lager wurde im Musenalmanach die Melodie von Christian Jakob Zahn aus Althengstett bei Calw in Württemberg beigegeben, nach der es noch heute gesungen wird; Schiller hielt anfangs seinen Jugendfreund Zumsteeg für den Urheber dieser Komposition (vgl. an Cotta 15. Dezember 1797). — Der Brief ist zum Teil abgedruckt Jonas V, 543.

33.

Johann Friedrich Unger.

1750—1804, Buchhändler in Berlin.

Berlin den 12 Jan 1798

Für Ihren gütigen u mir sehr erfreulichen Vorschlag danke ich Ihnen gehorsamst, verehrungswürdiger Herr. Erlauben Sie mir aber jetzt, Sie zu bitten, den Plan dieses Vorschlages zu verändern u statt eines Theaterkalenders einen Damen-Kalender herauszugeben, wo von Ihnen kleine Geschichten erzählt, u andere kleine zur Unterhaltung u Belehrung abzwekkende Aufsätz hineinkommen. Unter diesem Titel drukte ich bereits jährlich einen Kalender, u aus sehr wichtigen Gründen, die hier zu erzählen Ihnen sehr weit- u langweilig sein würde, kann u mag ich das Verzeichniß meiner übernommenen Kalender nicht vermehren, weil das für mich u für den mir folgenden Kalenderpächter große Unannehmlichkeiten mit sich führt. — Wenn ich weiß, meine Bitte von Ihnen erfüllt zu sehen, so erzeigten Sie mir dadurch eine große Gewogenheit, u ich würde das von Ihnen vorgeschriebene Honorar von 100 Ld'or mit Vergnügen entrichten, u mir dann zur Ostermesse die Vorschriften für die darin kommenden Kupfer gehorsamst erbitten. Wären auch alle Erzählungen nicht von Ihnen, so bin ich doch überzeugt, daß das, was Sie von Andern darin aufnehmen würden, gewiß werth sein wird an Ihrer Seite zu stehen.

Hierüber erbitte ich mir eine baldige Antwort, damit ich meine Einrichtungen darnach machen kann, damit die Krone meiner Kalender, im Fall Sie sich entschließen, sie mir anzuvertrauen, recht gut u dem berühmten Verfasser würdig erscheinen könne.

Wegen Wallenstein habe ich keine Antwort von Ihnen erhalten; darf ich, im Fall Sie das herrliche Stück endigen, darauf rechnen, oder ist dis einem Andern schon versprochen? — Dann versteht es sich von selbst, darf ich nicht mehr darnach trachten.

Zelter hat sich vorgenommen, eine kleine Reise zu machen, u unter andern auch Sie zu besuchen. Ich beneide ihn seines Glüks!

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit gehorsamst

Unger

Den Irthum wegen Agnes werden Sie nun berichtigt gefunden haben durch meine lezte Sendung, wo auch ein Exemplar für Sie bestimmt war. Der Buchhändler W. Rein in Leipzig wird Ihnen oder der Fr. Verfasserin gegen den Rabat die Exemplare von diesem Roman verabfolgen laßen, die Sie von ihm bestellen werden.

Der Brief beantwortet Schillers Brief vom 22. (Kal. 23.) Dezember. Der Kalender verzeichnet auch unter dem 25. Dezember einen Brief an Unger, der aber vielleicht identisch ist mit dem vom 22. datierten. — Der Vorschlag Schillers war ein Theaterkalender, „welcher sich mit allem, was theoretisch und praktisch zu der dramatischen und theatralischen Kunst gehört, beschäftigen sollte". Der vorliegende Brief zeigt, daß die Bedenken gegen den Theaterkalender, der nicht zu stande kam, entgegen der Bemerkung Goedekes in den Geschäftsbriefen S. 205 doch von Unger ausgingen. Schillers Antwort (Kal. 24. Januar) fehlt. Auf seinen eigenen Vorschlag eines Damenkalenders kam Unger, der auch den Kalender der Akademie verlegte, am 22. März 1800 (Geschäftsbriefe S. 223) und 6. September 1800 (s. u. S. 325) zurück.

Von Agnes v. Lilien, dem bei Unger erschienenen Roman seiner Schwägerin Karoline v. Wolzogen, hatte Schiller am 22. Dezember für sich noch ein Exemplar erbeten; am 28. Dezember waren drei eingetroffen.

34.

Karl Gustav v. Brinckmann.

1764—1847, schwedischer Legationssekretär in Paris und Berlin: Gedichte von ihm in Schillers Musenalmanach für 1798.

[Jena, 19. Februar 1798]

Ich habe die Ehre Ihnen beiliegenden Brief vom H. von Göthe zu übersenden, um mir zugleich die Erlaubnis auszubitten Ihnen aufwarten zu dürfen, u. die Bestimmung wenn es Ihnen heut Abend am gelegensten sein dürfte?

Ich würde mich schwerlich unterstehen mir unbekanter Weise diese Ehre zu nehmen, wenn ich mir nicht schmeichelte mit einem Theil der Güte aufgenommen zu werden, die Sie schon so lange unsern gemeinschaftlichen Freunden, den Humboldts, erzeigt haben; u. da ich so eben auf einer Reise nach Paris begriffen bin, so habe ich mir unmöglich das Vergnügen versagen können, Ihre Befehle dahin mir persönlich zu erbitten.

Montag Nachmittag. von Brinckman.

Des Herrn
Hofrath Schiller
Wohlgeb.

Goethes Brief ist das Einführungsschreiben für Brinckmann vom 18. Februar 1798. Am Montag den 19. war dieser nach dem Kalender bei Schiller; auf diesen Tag ist also der undatierte Brief anzusetzen. Am folgenden Tag berichtet Schiller über den Eindruck, den Brinckmann auf ihn gemacht, ebenso am 23. Februar, vgl. Goethe an Schiller 21. Februar. — Auf dem Wege nach Paris, wohin er einen Brief Schillers an Humboldt mitnahm, bat Brinckmann Karoline v. Wolzogen, Schiller seinen gerührtesten Dank zu übermitteln „für die herablassende Güte und Freundschaft, deren er mich neulich gewürdigt" (Wolzogen, Lit. Nachl. II, 267).

35.

August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue.

Geb. 1761 in Weimar, gest. 1819 in Mannheim.

Wien, d. 13. Januar 99.

Himmel und Erde habe ich bewegt, um wenigstens das Ende meiner Direction durch die Aufführung Ihres Wallensteins rühmlich zu bezeichnen; aber vergebens! Der Himmel zürnt, die Erde ist gefroren, und der Censor taub. Erst fand er das Sujet wegen des Hofes bedenklich, dann wegen der Familie Wallenstein, und endlich wegen des ganzen Publicums.

Mit Einem Worte, mir ist nach wochenlangen Bemühungen

nichts übrig geblieben, als meine Galle in mich zu schlucken, und mich im Nahmen unserer Kayserstadt vor Ihnen zu schämen. Werden Sie mir verzeihen, daß ich Sie vergebens bemüht habe? — Ich meynte es warlich gut mit Ihnen, mit mir selbst, und mit der Kunst! In dieser Rücksicht schmeichle ich mir mit Ihrer Nachsicht.

Künftigen Sommer hoffe ich auch Jena auf einige Tage zu besuchen, und dann Ihnen mehr über diesen Gegenstand zu sagen, wie auch Ihnen mündlich das innige Gefühl von Verehrung und Bewunderung auszudrücken, welches ich seit meinem Knaben Alter ununterbrochen für Sie empfunden habe.

Kotzebue.

Darf ich Sie um Einrückung der angebogenen Nachricht in die L. Z. gehorsamst ersuchen?

Am 3. November 1798 hatte sich Kotzebue, damals am Burgtheater in Wien, an Schiller gewendet um Überlassung des Wallenstein gegen ein Honorar von 50 Dukaten (Urlichs S. 304). Schiller erklärte sich am 16. November bereit, ihm das Werk unter den angebotenen Bedingungen zu überlassen, stellte aber die Frage: „ob man in Wien überhaupt nur erlauben wird, Wallensteins Geschichte auf die Bühne zu bringen? Denn was die Ausführung dieses Stoffes selbst betrifft, so verstünde es sich von selbst, daß ich alles und jedes, was der Censur nur irgend anstößig darinn seyn möchte, sorgfältig ausmerzte.“ — Kotzebue kam 1799 nach Jena.

36.

Johann Friedrich Unger.

Berlin, den 14 Mai 99

Hochzuverehrender Herr,

Aus einem Briefe des Hn. Hofrath Woltmann ersehe ich, daß Sie Ihre Theilnahme an dem Romanenjournal, welches in meinem Verlage erscheinen wird, nicht verweigert haben, worüber ich mich herzlich freue, u Ihnen gehorsamst danke. Ich bescheide mich gern, nicht zu erwarten, daß Sie

u der H. Geheimerath von Göthe für dasselbe, etwas arbeiten werden, sobald die Arbeit nicht eben auf Ihrem Wege liegt; aber ich schmeichle mir, von zwei so großen Schriftstellern für das Journal zu erhalten, was Sie zwekmäßiges für dasselbe auch ohne bestimmte Rüksicht auf dasselbe gearbeitet haben. Etwa blos historisches von Ihnen kann mit Vortheil in dasselbe aufgenommen werden.

Auf jeden Beitrag für das Journal mache ich nur für 4 Jahr den Anspruch des Eigenthums. Nach Verlauf derselben gehört es ganz dem Verfasser. Wie der Druk sein wird, kann ich noch nicht bestimmen; aber wenn derselbe berechnet wird nach dem Druk im ersten Jahrgange der Horen, so kann ich für einen solchen Bogen Ihnen u. Hrn. v. Göthe Acht Karolin ergebenst anbieten. Die Hälfte werde ich entrichten für Beiträge, die Sie mir von fremden Händen verschaffen. Ich höre mit Vergnügen, daß Sie dergleichen schon für das Journal bereit haben.

Eben so habe ich mit dem größten Vergnügen gehört, daß Sie an die Ausführung eine alten Idee, des Theaters der Deutschen, denken. Wenn Sie u Göthe sich als Herausgeber nennen, kein Honorar, sondern nur eine mäßige Summe für Redaktion u besonderes Honorar für Ihre Einleitungen verlangen, wie Sie gegen Woltmann geäussert haben, so werde ich die ganze Sammlung wohlfeil geben können.

Darf ich Sie u Hrn. v. Göthe als Theilnehmer am Romanenjournale nennen?

Ich glaubte, das Glük zu haben, Sie in Leipzig sprechen zu können, wo ich Ihnen 300 r Frd'r für Iffland zu überreichen hatte. Diese Hofnung aber ist vergeblich gewesen, u habe Cotta das Geld gelassen es Ihnen zuzustellen.

Ich bin mit der Verehrung

Ihr

ganz ergebenster

Unger

Am 26. Mai 1799 gab Schiller, zugleich im Namen Goethes, die Erlaubnis, beide als Mitarbeiter des Ungerschen „Journals der Romane“ aufzuführen. Schiller überließ Unger für dieses Unternehmen zwei Erzählungen seiner Frau, ohne sie als Verfasserin zu nennen: vgl. Briefwechsel mit Cotta S. 353 und u. S. 326. — Das „Theater der Deutschen“ sollte eine Sammlung deutscher Schauspiele werden und jährlich zehn Stücke mit Beurteilungen bringen: vgl. Schillers Antwort an Unger vom 26. Mai, Ungers nächsten Brief (Euphorion 1905, S. 392) und Schiller an Goethe 26. Juni 1799. — Das Ifflandische Honorar für den Wallenstein hatte Cotta am 2. Mai (Kal.) überbracht; vgl. Schiller an Iffland 18. Februar 1799 und Geschäftsbriefe S. 213.

37.

Friedrich v. Matthisson.

Gruß und Handschlag dem Lieblinge Apollons und aller Musen! Beiliegende Kleinigkeit ist alles was ich diesmal zum Almanach beizusteuern vermag. Nehmen Sie das Scherflein, mit dem Herzen der biblischen Wittfrau dargebracht, wohlwollend u. freundlich auf. — Für Ihr Bürgerlied empfangen Sie hiemit auch meinen Dank. Es ist mit das Höchste, was die lyrische Dichtkunst aller Völker und Zeiten hervorgebracht hat. Ich habe es bis zum Auswendigwissen gelesen u. wiedergelesen u. immer mit wachsendem Entzücken.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich ein wenig lieb.

Matthisson.

Wörliz bei Dessau
12 Jun. 99.

Von Matthisson brachte der Musenalmanach für das Jahr 1800 „Die neuen Argonauten“. — „Das eleusische Fest“ hieß ursprünglich „Bürgerlied“.

38.

Friederike v. Gleichen-Rußwurm,

geb. v. Holleben, 1765—1852.

Rudolstadt d. 21. Oct. 1799.

Mit dem lebhaftesten Vergnügen habe ich die Ankunft des lieben kleinen Töchterchens gehört, und mich innig gefreut, daß alles so gut gegangen ist. Daß Sie mich zur Pathe bei Demselben gewählt haben, macht mich sehr glücklich, und die Ursache, die Sie anführen, könnte mich sogar stolz machen, fühlte ich nicht zu sehr, daß ich blos Ihrer Güte und Freundschaft diese allzuvortheilhafte Beurtheilung zu danken habe. Empfangen Sie also den herzlichsten Dank, lieber Freund für die Freude, welche Sie mir gemacht haben. Der Himmel gebe, daß sich die gute Lolo mit meinen lieben kleinen Pathchen so wohl als möglich befinden möge. Hoffentlich war ihr Uebelbefinden vor einigen Tagen bald wieder vorüber und nicht von Folgen, welches ich von Herzen wünsche.



Karoline v. Schiller.

Mein Mann welcher Sie und mit mir die liebe Lolo und chere mere auf das freundschaftlichste und herzlichste grüßt, hat mir seinen besten Glückwunsch an Sie aufgetragen. Alle übrigen hiesigen Freunde sagen Ihnen viel schönes. Auch wir, lieber Schiller, erinnern uns sehr oft mit Freuden der frohen Tage, welche wir vor kurzem in Ihrem Umgang verlebten, und wünschen nichts mehr, als daß Sie bald den Entschluß fassen möchten, auf recht lange Zeit hierher zu kommen.

Leben Sie recht wohl, und seien Sie versichert, daß ich stets mit der herzlichsten Freundschaft mich nennen werde

Ihre

Friederike

Gleichen.

Am 15. Oktober hatte Schiller die Jugendfreundin seiner Frau gebeten, Patenstelle bei seinem am 11. Oktober geborenen Töchterchen Karoline anzunehmen, damit es, wie sie, „recht gut und sanft und liebenswürdig werde". Karoline v. Schiller heiratete 1836 den Bergrat Junot in Katzhütte und starb als Witwe 1850 in Würzburg bei ihrer Schwester Emilie v. Gleichen. — Vom 4.–13. September war Schiller mit seiner Frau bei seiner Schwiegermutter, der chère mère, in Rudolstadt gewesen.

39.

Johann Heinrich Meyer.

1760–1832, Professor an der Zeichenschule in Weimar.

Hr. Buri Mahler den Sie vieleicht haben öfters erwähnen hören Goethes Freund und der meinige macht auf seiner Durchreise von hier einen Abstecher nach Jena und wünscht Ihnen vorgestellt zu werden. konnen Sie um ihrer Frau wegen welche wie ich höre zwar immer noch krank aber doch gegenwärtig wieder etwas besser ist fremde sehen so erfüllen Sie gefallig seinen Wunsch.

Goethe ist wie Sie wahrscheinlich wissen seith ein Pr Tagen in Roßla und darum ist es mir obgelegen diese Empfehlung auszufertigen.

Möchten doch alle ihre Freunde hier bald recht gute Nachrichten von dem Befinden ihrer Frau hören alle die herzl. antheil nehmen sind inig bekümmert

Ihr Ergebener

d. 30 8br 99.

Meyer.

Dem Herrn
Hofrath Schiller
nach
durch Gelegenh. Jena.

Am 4. November 1799 schrieb Schiller an Goethe: „Daß ich Bury neulich nicht sehen konnte, hab ich beklagt, aber es war unter den Umständen ganz unmöglich.“ Schillers Frau war nach der Geburt ihrer Tochter Karoline mehrere Wochen schwer krank. Den Maler Fritz Bury, der 1800 ein Bildnis Goethes zeichnete, lernte Schiller später kennen; vgl. an Reinhart 15. Juni 1801.

40.

Siegfried Lebrecht Crusius.

Leipzig, den 14. Xbr. 1799.

EW. Wohlgeb:

habe ich die Ehre den richtigen Empfang des Mstes zu Dero Gedichte zu versichern, durch deßen Uebersendung Sie mir eine auserordentliche Freude gemacht haben. Ich danke Ihnen ganz verbindlichst vor das mir dadurch bezeugte Wohlwollen. Ich werde alles thun, was mir möglich ist, dem Abdruke deßelben alle typographische Schönheit zu geben, und wollen Ew. Wohlgb: die Güte haben, mich zu den gewünschten Tittel. Vign. mit einem Sujet zu versehen, so will ich dann den Hn. Professor Meier um deßen bildliche Ausführung sogleich ersuchen, und von einem unserer besten Kupferstecher deßen Zeichnung in Kupfer äzen lassen. Da die latein. Lettern dem Auge eine viel angenehmere Ansicht geben, als unsere deutschen, und auch dem Ausländer weit lesbarer sind, so wundere ich mich, daß Ihre Wahl auf leztere gefallen ist. Doch haben Sie unstreitig die triftigsten Ursachen dazu, ich unterwerfe mich dahero sehr gerne Ihrer Anordnung hierinnen. Noch in diesem Monathe verhoffe ich das dazu verschriebene Velin. Pappier zu erhalten, dann sogleich der Abdruk angefangen werden soll. Dero Assigno: 84 . . 23 . x. groß, in Laubthlr. à 1 . . 13 . x., habe ich bey die Herren Schwägerichen und Okel sogleich eingelöset zu dem ich Ew: Wohlgeb. hier beygehend noch 36 1/4 Carol. in Laubthlrn ergebenst übersende, welche beyde Summen die

stipulirten 50 Carol., wie Sie finden werden, ausmachen, daß also hierdurch zugleich der Weinachtstermin berichtiget ist.

Zur Entrichtung des Honorares vor die zweyte Auflage Dero Niederländ. Rebellionsgesch. von Fünf Reichsthalern für den gedrukten Bogen mache ich mich mit Vergnügen verbindlich, und erwarte von Ihrer Güte das Mst dazu, sobald sie es vollendet haben. Deßen Abdruck werde ich ganz nach Dero Wünschen und zu Ihrer Zufriedenheit einzurichten bemühet seyn.

Mit der stärksten Hochachtung verehret Ew: Wohlgeb:

Dero

gehorsamster

S L Crusius

Sr. Wohlgebohrn

Herrn Hofrath Schiller

gegenwärtig

Benebst 1. Päkel mit in

145 Laubthlr. Sign. H. R. S. Weimar.

Die Handschrift der Gedichte hatte Schiller am 29. November 1799 abgesandt (Jonas VII, 263); die Zeichnung von Heinrich Meyer in Weimar schickte er am 22. Januar 1800. Von dem Honorar für die Gedichte hatte er am 15. Oktober 25 Carolin nach Ablieferung des Manuskripts und 25 auf Weihnachten erbeten.

Schwägrichen und Okel werden in den Leipziger Bürgerlisten als „Handelsmann und Kommissionär" bezeichnet (gefl. Mitteilung von Gustav Wustmann in Leipzig durch Archivrat Dr. Th. Distel). Auch im Dezember 1800 ließ Schiller durch Crusius eine Zahlung an die Firma Schwägrichen und Okel machen; vgl. seine Briefe an Crusius vom 4. und 18. Dezember 1800 und u. Nr. 48.

41.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Geb. 1775 in Leonberg bei Stuttgart, 1798—1803 Professor in Jena, gest. 1854.

Jena 25 Apr. 1800.

Ich bin so frei, Hochzuverehrender Herr Hofrath, Sie geh. zu bitten, daß Sie den beiliegenden Brief für Cotta

bei Ihnen niederzulegen, mir erlauben. Ich wünschte ihn ihm bald in die Hände zu bringen, da ich nicht weiß, ob er hierher kommt, oder mich hier noch findet.

Ohne Zweifel haben Sie schon von meiner Expedition gegen die Lit. Zeitung gehört, und ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einige Notizen darüber mitzutheilen. Ich würde Ihnen die Schrift sogleich überschikt haben, oder jezt überschiken, wenn ich sie Ihnen nicht mit dem Journal zuzusenden Willens gewesen wäre. Vielleicht ist man in Weimar der Meinung, ich hätte bereits die neueren Rescripte, wodurch hiesigen Professoren untersagt wird, gegen einander zu schreiben, gekannt, als jene Brochüre erschien. Allein sie sind mir erst gestern, nachdem die Schrift hier schon 2 Tage zuvor publicirt, und noch längere Zeit vorher nach auswärts verschikt war, publicirt worden, auch habe ich in der gänzlichen Entfernung von hiesiger Gesellschaft früher nichts davon gehört, als meine Schrift bereits gedrukt war. Ebenso wenig habe ich feindselige Absichten gegen die Universität dabei gehabt, welche mir, wie ich höre die, welche sich dadurch getroffen fühlen, gern zuschreiben möchten. Vielmehr würden die Verbindlichkeiten, welche ich gegen die Universität habe, mich allein schon von diesem Schritt zurükgehalten haben, wenn ich nicht noch höhere Verbindlichkeiten gegen die Sache hätte, welche ich durch jene Schrift geführt zu haben glaube. Es wird auch kein unbefangener Leser in der Schrift irgend etwas auffinden können, das nicht entweder bewiesen, oder wenn der Beweis verlangt wird, des vollständigsten Beweises fähig wäre.

Herr Geheimer Rath von Goethe hat schon lezten Herbst, als ich ihm meinen Entschluß, gegen die Lit. Z. etwas schriftlich ausgehen zu lassen, eröffnete, die Gewogenheit gehabt, mir davon abzurathen, sobald es nämlich nicht die Sache selbst nothwendig machte. Ich glaube, dieser Fall war eingetreten, und ohne Zweifel enhielt die Schrift selbst, die auf lauter Thatsachen sich stüzt, die Belege dazu.

Aeußerst leid sollte es mir daher thun, wenn ich doch unwillkührlich und unvermeidlich dadurch unangenehme Eindrüke machen sollte, und ich muß freilich wünschen, aber kann auch nur wünschen, daß die dadurch verursachte Reaction eher diejenigen treffe, welche durch ihr hinlänglich documentirtes Betragen mich zu so harten Maßregeln gezwungen haben, als mich, der ich in der Sache völlig rein bin, und der selbst nur mit dem größten Widerwillen dieses Geschäft unternehmen konnte.

Dürfte ich Sie nur um einige Worte über die Sache bitten? — Ich werde dies als einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit ansehen, der ich mich angelegentlichst empfehle. indem ich mit vollkommner Hochachtung verharre

Ihr

ganz gehors.

Schelling.

Schelling hatte dem ersten Heft seiner „Zeitschrift für spekulative Philosophie" eine scharfe Erklärung gegen die Allgemeine Literaturzeitung beigegeben, die ihn durch abgünstige Rezensionen gereizt hatte. Schütz, der im Verein mit Hufeland die Literaturzeitung herausgab, strengte wegen der Ausfälle Schellings eine Injurienklage an, erreichte aber nur, daß Schelling wegen ungebührlichen Schreibens zu 10 Thalern, er selbst wegen der gleichen Verschuldung zu 5 Thalern Strafe verurteilt wurde (Plitt, Aus Schellings Leben I, 249). — Schiller beantwortete den Brief am 1. Mai. Am 3. Mai war Cotta bei Schiller in Weimar.

42.

Friedrich Wilmans.

Buchhändler in Bremen.

Wohlgebohrner
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Eine Geschäftsreise, von welcher ich erst seit ein paar Tagen zurückgekommen bin, hat meinen Dank für Ihr gütiges

Schreiben vom 16. April verzögert, welchen ich Ihnen jetzt aus vollem Herzen abstatte.

Die Aussicht die Sie mir eröffnen mein Taschenbuch mit Ihren vortreflichen Arbeiten schmücken zu wollen, entzückt mich! ich bitte allso inständigst sich gelegentlich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern

Wie glücklich würde ich mich schätzen wenn Ew. Wohlgebohrn sich entschließen könnten eines Ihrer künftigen Geistesproducte meinem Verlage anzuvertrauen! Die Versicherung, daß ich jede Ihnen beliebige Bedingungen mit Vergnügen eingehen würde, ist wohl das geringste was ich im Voraus versprechen kann, so wie, daß es mir das größte Vergnügen seyn würde, demselben eine, dem Innern so viel mögliche Eleganz ertheilen zu laßen. Ich würde Ihnen außerdem noch zeitlebens verbunden bleiben.

Mögten Sie dieser meiner Bitte Ihre gütige Aufmerksamkeit schenken! ich ersuche wenigstens ganz angelegentlichst darum, und bin in der Erwartung meinen Wunsch wenn es Ihnen möglich ist, erfüllt zu sehen mit aller schuldigen Hochachtung

Ew. Wohlgebohrn

Bremen d. 28 July [Juni] 1800.

gehorsamster Diener
Friedrich Wilmans

Schiller hatte sich am 16. April bedankt für 17 Flaschen Wein, die Wilmans ihm geschickt hatte (Geschäftsbriefe S. 221), um seiner Bitte um Überlassung von Gedichten für sein Taschenbuch Nachdruck zu verleihen. In gleicher Weise hatte er Goethe „durch Übersendung eines Kistchens guter Weinsorten auf eine verbindende Weise eingeladen, einigen Beitrag zu übersenden“ (Goethe an Wilmanns 30. Mai 1800). Das „Taschenbuch auf das Jahr 1802. Der Liebe und Freundschaft gewidmet“ brachte von Schiller das „Lied der Hexen aus Macbeth“, von Goethe ein Stück seiner Fortsetzung der Zauberflöte. Schiller hatte am 30. Juni (Kal.) auch das Gedicht geschickt „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“. Da sich aber das Erscheinen des Taschenbuchs verzögerte, nahm Schiller das Gedicht an Goethe in die Sammlung seiner Gedichte (1800) auf, weshalb Wilmans von dem

Abdruck absah; vgl. seinen Brief an Schiller vom 9. November 1800 (Geschäftsbriefe S. 243) und u. S. 341.

Den vorliegenden Brief erhielt Schiller am 3. Juli (Kal.): Juli im Datum ist verschrieben für Juni. Goedekes Inhaltsangabe (Geschäftsbriefe S. 222) erweist sich daraus als unrichtig.

43.

Christian Wilhelm Opitz.

1756–1810, Schauspielleiter in Leipzig und Dresden.

Leipzig am 13ten Julii 1800.

HochEdelgebohrner Herr!

Ihr vortrefliches neu verfertigtes Trauerspiel: Maria Stuart habe ich mit Vergnügen richtig erhalten, und mit innigstem Entzücken gelesen und bewundert. Ihre Meisterhand hat sich durch dieses brave Stück einen neuen Lorbeerzweig mehr in Ihrem bereits so schön erworbenen Kranz geflochten — um so mehr freue ich mich im Besitz dieses Meisterstücks zu seyn, wobey ich nichts sehnlicher wünsche, als daß mir keine Schwürigkeiten entgegen gestellt werden, dieses vortrefliche Stück auch in Dresden aufzuführen, woran ich vor der Hand, der Beichte des letzten Akts wegen, dennoch zweifle; indeßen werde ich meinen ganzen Einfluß würken lassen, um auch das Dresdner Publicum mit diesem schönen Geschenk Ihres so seltnen Geistes, eine neue Freude zu machen.

Empfangen Sie beyliegend in 10 Stück Louisd'ors mit meinem besten Dank begleitet, das dafür verlangte Honorar, und seyn Sie übrigens wegen Mißbrauch oder Veruntreuung Ihres Manuscripts, ganz außer Sorgen, indem es nicht aus meinen Augen kömmt, und der Soufleur in meinem Zimmer unter meiner eigenen Aufsicht an den Rollen schreibt.

In der schmeichelhaften Hofnung und Bitte, daß Sie die Mittheilung Ihrer ferneren theatralischen Arbeiten unsrer

Bühne nicht entziehen werden, habe ich die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung zu beharren

Ihr

ganz ergebenster
Opitz.

Am 3. Mai 1800 hatte Opitz um Überlassung von Maria Stuart gebeten (Urlichs S. 363). Am 30. Juni (Kal.) schickte Schiller das Stück ab. Der Begleitbrief fehlt, wie alle Briefe Schillers an Opitz. Schillers Kalender verzeichnet unter den Einläufen am 17. Juli die sehnlich erwarteten 10 L'dors von Opitz; vgl. Schiller an Lotte 10. Juli.

44.
Siegfried Lebrecht Crusius.

Leipzig, den 3. 7br: 1800.

Ew: Wohlgeb:

danke ich auf das allerverbindlichste vor den vortreflichen Verlagsartikel, den Sie mir gütigst in Dero Gedichten haben wollen zu Theil werden laßen, deren Verleger zu seyn, ich mir vor eine ganz besondere Ehre schäze. Da H. Göpfert für den saubern Abdruck derselben alles gethan hat, was in seinen Kräften gestanden, so muß ich freylich wohl gleich Ew: Wohlgeb: damit zufrieden seyn, gewünscht hätte ich aber dennoch, daß er in verschiedenen Stüken mit mehrerer Sorgfalt und Geschmak dabey zu Werke gegangen seyn möchte.

Die Bestimmung des Formates und der Schriftart für Dero Niederländische Geschichte erbitte ich mir von Ew: Wohlgeb: Ich werde mit Vergnügen die Vorschriften befolgen, die Sie mir darüber ertheilen werden. Auch diesem Werke die möglichste typographische Eleganz zu geben, werde ich mir zur besondern Angelegenheit machen, und hier eine solche Drukerey dazu wählen, von der ich versichert seyn kann, daß sie mir darinnen Genüge zu leisten im Stande ist.

Ein Schreibefehler hat, wie ich finde verursacht, daß der

H. Prof. Meier nur 2. Ducaten lezt vor seine Zeichnung erhalten hat. Ich übersende ihm hier anliegend mit Vergnügen den dritten. Vermuthlich in der Eilfertigkeit hatten mir Ew: Wohlgeb: nur 2. damahlen für ihn abgefodert. Im Vertrauen wage ich es Ew: Wohlgeb: zu gestehen, daß deßen Zeichnungen hier wenig Beyfall finden wollen. Sie sind ohne Bestimtheit und Ausdruk, und die Richtigkeit der Zeichnung darf man auch nicht kritisch untersuchen. Ich wollte wohl Ew: Wohlgeb: ergebenst bitten, daferne Sie Dero Niederländische Gesch: mit einem Kupfer verziehrt zu sehen wünschen, mir zu erlauben, einen andern Künstler zu deßen Entwerfung wählen zu dürfen.

Das Ew: Wohlgeb: schuldige Honorar werde ich Ihnen in bevorstehender Meße auf das pünctlichste zu entrichten die Ehre haben.

Mit unbegrenzter Hochachtung verehret Dieselben
Ew: Wohlgeb:

gehorsamster
S L Crusius

Sr: Wohlgebohrn
Herrn Hofrath Schiller
Fr. in
inl. 1. Ducaten.
Weimar.

Der Brief beantwortet Schillers Brief vom 28. August. In diesem Monat war bei Crusius der erste Teil der seit Jahren geplanten Ausgabe der Gedichte, gedruckt bei Göpferdt in Jena, erschienen. Das Titelkupfer ist ein Stich von W. Böhm nach einer Zeichnung Meyers zum „Handschuh". Als mutmaßliches Honorar für Meyer hatte Schiller am 22. Januar drei Dukaten genannt und nicht zwei, wie Crusius hier angibt. Für die neue Ausgabe (1801) der Geschichte des Abfalls der Niederlande schlug Schiller am 4. Dezember Porträts von Wilhelm von Oranien, Egmont oder Alba nach vorhandenen Vorlagen vor.

45.

Johann Friedrich Unger.

Berlin den 6 Sept 1800.

Es thut mir u meiner Frau sehr leid, daß Kränklichkeit in Ihrer Familie Ursach zu Ihrer Nichtankunft in Berlin ist. Indes wird dieser Aufschub Ihrer Reise Gewinn für Sie. Das neue Theater wird dann k. Jahr fertig, u da werden Ihre vortrefflichen Stüke weit besser u. Ihrer würdiger gegeben werden können, als Sie solche jezt würden gesehn haben. Viele Schauspieler, u zwar die besten sind abwesend, u dgl. mehr.

Ich habe sogleich nach Ankunft Ihres Briefs Hrn Iffl. gebeten, wegen Maria Stuart mir etwas zu sagen. Sein Fall, den er gethan, u. der ihn 4 bis 5 Wochen abhielt, zu schreiben, u er ganz unthätig sein mußte, sind Ursach an der Verzögerung seines Schreibens, wie Ew Wohlgebohren aus beiliegenden Zeilen sehen werden.

Ich werde Ihnen für Ihre Gewogenheit sehr dankbar sein, wenn Sie für das Romanenjournal den Chinesischen Roman geben wollen. Ihre vorgeschriebenen Bedingungen à 2 Carol. den gedrukten Bogen werde ich mit größtem Vergnügen erfüllen.

Darf ich noch hoffen, in diesem Jahr das Manuscript zu dem Damenkalender zu erhalten?

Gienge dies aber nicht an, so würde es Ihnen vielleicht möglich sein, 6 oder 8 Vorstellungen für Hn. Chodowiecki anzugeben, weil sonst die Zeit für den Kupferstecher zu kurz wäre, um ihn für k. Jahr herauszugeben. Ist es ein historischer Gegenstand, dann würde ich auch um 5 Bildnisse dazu ergebenst bitten. Nach meinem Kontrakt mit der Akademie muß ich 12 Kupfer in jedem Kalender liefern. Da will ich denn lieber ein Uebriges thun, u noch 1 Kupfer mehr geben zum Frontispiz. Würden Sie wohl jährlich einen Kalender geben können? Das sollte mir ein wahrer Trost

sein, von solchen Händen einen angesehenen Kalender zu liefern.

H. Hofrath Woltmann arbeitet an einem historischen Kalender: Wallensteins Leben. Da fehlen mir nun zwei Bildnisse, die ich nicht aufzutreiben vermag: das von Seni, u den Herzog Bernhard v Weimar. Könnten Sie mir wohl Nachricht geben, woher ich diese beiden Köpfe nähme, oder in welchem Werke sie zu finden sind? Einen ganz vortreflichen Kopf von Wallenstein von Van Dyk gemahlt, habe ich. Verzeihen Sie mir gütigst, daß ich Sie damit behellige.

Versprechen u vergeben Sie doch nichts, was für das Romanjournal passend ist; ich bitte gehorsamst darum. Keinen dankbarern Verleger, der auch zugleich auf die größte äussere Zierde, selbst für das, was ausser dem R. J. erscheinen würde, sorgen würde, sollen Sie gewiß nicht finden, u der alle Ihre vorzuschreibenden Bedingungen mit größter Freude vollziehen u. Folge leisten wird.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit ganz gehorsamst, u bin mit reinster Verehrung

Ew Wohlgeb.

gehorsamster Diener
Unger.

Von Leipzig aus werde ich die Ehre haben, Ihnen die 10 Ld'or für die mir übersandte Erzählung zu senden, Würde nicht die Verfasserin der Agnes v. Lilien auch Beiträge für das R. J. geben wollen?

Am 29. August hatte Schiller Unger gebeten nachzufragen, ob das am 23. Juni abgeschickte Bühnenmanuskript seiner Maria Stuart Iffland zugekommen sei, da er darüber noch keine Nachricht erhalten habe. — Schiller trug sich mit dem Gedanken, den chinesischen Roman Haoh Kiöh Tschuen, den Chr. G. v. Murr 1766 nach einer englischen Übersetzung von 1761 verdeutscht hatte, in abgekürzter Form zu bearbeiten. Er kam aber nicht über den Anfang hinaus (Goedetes historisch kritische Ausgabe XV, 1, S. 372 ff.). — Für den Kalender machte Schiller am 6. November Unger seine Vorschläge; s. zu der nächsten Nummer. — Die 10 Louisdor waren

das von Schiller am 17. April 1800 ausbedungene Honorar für die Erzählung seiner Frau „Der Prozeß“, die er Unger am 29. August für dessen Journal der Romane geschickt hatte; vgl. o. zu Nr. 36.

46.

Johann Friedrich Unger.

Berlin den 14 Nov 1800.

Hochzuverehrender Herr Hofrath

Ich sage Ihnen den gehorsamsten Dank für Ihr mir sehr erfreuliches Versprechen eines großen hist. Trauerspils zu einem Kalender. Ihre Bedingungen gehe ich mit Vergnügen ein, u habe deshalb schon an einen Leipziger Banquier geschrieben, der Ihnen gegen Neujahr 100 Karolin übersenden soll. Ich bitte ganz ergebenst mir den Titel dieses Trauerspiel zu sagen, und wenn es möglich ist, daß Sie zu 6 historischen Vorstellungen dazu Ihre Idee mittheilen könnten, um solche vorläufig zeichnen u. stechen zu laßen, auch mir etwa 6 oder 8 Bildnisse aus der damaligen Zeit nahmhaft machen könnten, so wird dis sehr zur Verschönung des Aeussern u zur Beschleunigung der Ausgabe beitragen. Diese Dinge halten immer sehr lange auf, weil gute Künstler viele Arbeiten im Voraus angenommen haben, u dann nicht so schnell ihre Arbeiten liefern können als es dann nöthig wird.

Wenn darf ich auf das vollendete Mſct rechnen? Im Monat Juny muß alles gedrukt u zum Einbinden fertig sein; daher wäre es mir sehr angenehm je eher je lieber es zu erhalten, doch so, daß es Ihnen nicht unbequem u lästig würde. Ein Geistesprodukt, das grade zu keinem Kalender bestimmt ist, kann eher einen Aufschub leiden. Wenn ich aber als Kalenderpächter nicht zu gehöriger Zeit erscheine, habe ich unsäglichen Verlust bei meinem Unternehmen.

Ich lege Ihnen hier ein Blatt aus einem disjährigen Kalender bei, wo auf jede Seite 24 Zeilen gehen, u ich mit Gewißheit glaube, daß die fünffüßigen Jamben nicht dürfen

gebrochen werden. Ich konnte aus Wallenstein heute keine Probe absetzen laßen, weil ich kein Exemplar mehr in Berlin auftreiben konnte: das Meinige ist mir gestohlen. Nach dieser Berechnung werden es 15 Bogen Text, dis Format als Octav gerechnet, u es steht ganz in Ihrer Wahl, ob ich mit lateinischen oder solchen deutschen Lettern drukken soll. So wie ich aus der allgemeinen Stimmung vernehme, ließt das Publikum lieber deutsch gedrukte Kalender; indes hat Ihre Vorschrift für mich natürlicherweise das Hauptgewicht.

Kupfer die nicht zum Text gehören, wünschte ich nicht; lieber gar keine. Ich sollte daher wohl glauben, daß es Ihnen möglich sei, aus Ihrem Gegenstande 6 Vorstellungen zu wählen, u 6 oder 7 Personen daraus zu Bildnissen auszulesen.

Michaelis 1801 über 3 Jahr steht das Trauerspiel, weil Sie es wünschen, zu Ihrer Disposition, u ich werde dies Stük blos in Kalenderformat druken u. debitiren.

Herrn Prof. Fichte habe ich sogleich Ihren Brief zugestellt. H. Woltmann empfiehlt sich Ihnen gehorsamst; er wartet mit Sehnsucht auf einen Brief von Ihnen.

Ich bitte mir eine baldige Antwort von Ihrer Gewogenheit aus, der ich mich gehorsamst empfehle

Unger.

Darf ich um baldige Abgabe der Inlage gehorsamst bitten?

Schiller hatte Unger am 6. November seine Bedingungen für die Veröffentlichung „eines großen historischen Trauerspiels" in Ungers „Kalender auf das Jahr 1802" mitgeteilt. Um was es sich handle (Jungfrau von Orleans), erfuhr Unger troß wiederholten Anbohrens erst durch die Übersendung des Manuskripts. Das Honorar dafür (100 Karolin) hatte Schiller, seines Hauskaufs wegen, für den Anfang des nächsten Jahres verlangt; Unger ließ die Summe am 31. Dezember und 15. Januar ausbezahlen; vgl. die Nachschrift zum folgenden Brief und Geschäftsbriefe S. 252. Vollendet wurde das Drama am 16. April 1801 (Kal.). Das Manuskript der ersten 4. Akte sandte Schiller am 7. April an Unger; das von Goedeke angezweifelte Datum (Geschäftsbriefe S. 261, vgl. Fielitz im Archiv

für Literaturgeschichte V, 465) ist auf dem Original im Schiller-museum tatsächlich der 7. April. Der Kalender verzeichnet allerdings die Absendung der 4 Akte unter dem 23. April, aber jedenfalls irrtümlich, da Unger (Geschäftsbriefe S. 262) schon am 18. den Empfang bestätigt. Der Schlußakt folgte am 30. April. — Über Format, Schriftgattung und Kupfer vgl. Schillers Briefe vom 6. und 28. November 1800. — Der Brief ist im Kalender nicht verzeichnet, ebenso der folgende.

47.
Johann Friedrich Unger.

Berlin den 13 Dec 1800.

Ich verehre sehr Ihre getroffene Maasregel, nichts von Ihrem neuen Stük eher zu erwähnen, als bis es fertig ist, und ich habe nur Eine Bitte zu wiederholen, die ich thun muß, weil ich als Kalenderpachter von dem Kontrakt abhänge, den ich mit der Kögl. Akademie geschlossen habe. Ich muß nämlich Kupfer zu Ihrem Trauerspiel liefern, so bald ich es als Kalender druke. Wenn es überhaupt auch nur 6 Vorstellungen dazu und ein Frontispiz also 7 überhaupt werden; doch werde ich alle Mühe haben, mit so wenig abzukommen. Die Akademie geht buchstäblich nach dem Kontrakt, was eigentlich für sie am bequemsten ist, u kümmert sich nicht um meine Kosten. Um dem Nachdruck aber vorzubeugen werde ich einige hundert auf ordin. Pappir, blos brochirt u wohlfeil geben, damit ich nicht von dieser Seite Nachtheil habe. Wenn Sie mir aber auch den Titel des Trauerspiels genannt, u mir dabei Ihren Wunsch geäussert hätten, es soll kein Mensch etwas davon erfahren, so wäre dis Geheimniß gewiß bei mir geblieben. So sehr ich mich auch auf Ihren Kalender freue, so sollte doch die Freude nicht über mich vermögen, es irgend Jemanden anzuvertrauen. Wenn Sie mir daher 7 Gegenstände für den Kupferstecher geben wollen, so bleiben die Unterschriften bis im März von der Platte weg, u ich warte, bis Sie mir dies im Frühjahr

anvertrauen. Der Künstler erfährt es nicht, ob seine Platte zu einem Kalender oder zu einem Werke kömmt, u von dieser Seite sind Sie gewiß gesichert. Ich überlaße es Ihnen ganz, was Sie mir darüber entekken wollen. Denn wenn ich auch es jezt erfahre, oder auch erst im März, so mache ich bis das Ganze gedrukt u gebunden ist, doch noch ein Geheimniß zu meinem Vortheil daraus; nämlich wenn man weiß, daß ich etwas Neues von Ihnen druke, würden die Nachdruker ausspüren u vielleicht etwas daran wenden, die Bogen aus meiner Drukkerei zu erhalten; das soll ihnen aber nicht gelingen.

Zum Text des Kalenders werde ich größere Lettern diese, wovon eine Probe hier beiligt, nehmen, wenn sie Ihnen gefällt. Die Distanz der Zeile wird wohl so gut sein?

So gern ich auch die mir gütigst empfohlene Uebers. des noch ungedrukten engl. Werkes im Geschm. des Bocaz sogleich übernähme, würde ich doch gehorsamst bitten, dem Verfasser zu sagen, wie ich wünschte, die Hälfte des ersten Bändchens zu sehen, u seine Bedingungen zu erfahren. Wollten Sie die Gewogenheit haben, dieses gütigst zu besorgen, so werde ich Ihnen den gehorsamsten Dank dafür schuldig sein. Für das Romanjournal wird aber dies Buch nicht passen, weil es wahrscheinlich Schlüpfrichkeiten, sie mögen noch so verdekt gesagt sein, enthalten wird, u die Herausgeber dieses Instut strenge darauf halten, daß dergleichen nie darin vorkomt. Ich würde klein 8. mit einigen Kupfern dazu wählen, u die 4 Bändchen als ein besonders Verlagsbuch druken. Vielleicht kann wohl das erste Bändchen Ostern erscheinen, u unter welchem Titel?

Ich habe nie schnelles Vergehen der Zeit gewünscht; jezt mache ich aber eine Ausnahme, und ich möchte wohl jezt schon wissen, was ich den 31 März wahrscheinlich wissen werde — den Inhalt u den Genuß Ihres neuen Stüks! Ich müßte nicht zu den Sterblichen gehören, wenn ich nicht wenigstens diesen Wunsch äusserte. Sie sollen aber sehen,

wie ich meine höchst gespannte Neugier unterdrüken, u wie geduldig ich den Termin abwarten werde. Bis dahin, werde ich wie Hamlet sagen, bis dahin gib dich zur Ruhe armer Geist!

Nur um die Vorschriften zu den Kupfern bitte ich gehorsamst, weil ich diese nicht weglaßen darf, u ich diese recht schön gestochen zu haben wünsche.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit u bin mit der größten Verehrung

Ihr
inigst ergbenster
Unger.

Die 100 Karolin werden Ihnen Ende Dec. eingehändigt werden von Leipzig aus. Mir hat man es gewiß versprochen, u ich schreibe noch heut deshalb.

In seinem Brief vom 28. November, dessen Beantwortung der vorliegende ist, hatte Schiller Unger „ein geistreiches Werk im Geschmack des Boccaz" von einem Engländer in Weimar angeboten. Es war „Das Paradies der Liebe" von Lawrence, der mit Wolzogens im gleichen Hause wohnte. Unger nahm es in sein Journal der Romane; vgl. Lawrence an Schiller 24. November 1801 (Urlichs S. 442), Schiller an Körner 7. Januar 1803 und u. Nr. 50. — Über die Ausbezahlung des Honorars für die Jungfrau von Orleans s. o. zu Nr. 46.

48.

Siegfried Lebrecht Crusius.

Leipzig, den 13. Xbr. 1800.

Ew: Wohlgeb:

danke ich ganz ergebenst auf das verbindlichste vor die gütige Übersendung der ersten Lieferung des Mstes zu Dero Niederländischen Geschichte. Ich werde es sogleich unter die Preße geben, und deßen Abdruck genau nach Dero Vorschrift einrichten laßen. Sobald der erste Bogen abgesezt seyn wird,

so werde ich nicht ermangeln, Ihnen solchen zur Einsicht, ob alles zu Ihrer Zufriedenheit eingerichtet sey, schuldigst zu übersenden. Mit Vergnügen will ich zur Verzierung des ersten Theiles dieses Werkes das Brustbild Wilhelm 1. und des 2. das Brustbild des Grafen Egmont bey Hn. Bolt in Berlin in Kupfer stechen laßen, da ich aber Meterens Niederländ. Gesch. hier in keiner Bibliothek finden kann, in der dies und vielleicht auch Egmonts Bildniß befindlich, so würden mich Ew: Wohlgeb: sehr verbinden, wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mir dies Werk entweder aus Dero eigenen, oder der dasigen Fürstl: Bibliothek auf einige Zeit zu communiciren, oder mir Nachweisung zu geben, in welchem andern Werke ich diese Bildniße antreffen dürfte. Zu dem Abstiche dieser beyden Bildniße muß ich nun eiligst Anstalt machen, wenn sie bis Ostern fertig werden sollen, da hierzu der Künstler eine ziehmliche Zeit bedarf. Wie stark dürfte wohl dies Werk im Ganzen werden? Könnten mir Ew: Wohlgeb: solches wenigstens nach Wahrscheinlichkeit bestimmen, so würden Sie mich ausnehmend verbinden, um mich sowohl in Rüksicht der Anschaffung des nöthigen Pappier Vorathes, als der übrigen Einrichtung in der Drukerey darnach richten zu können. An H Schwägerichen und Okel habe ich die ihnen angewiesenen T. 40. in 6½ Carol. sogleich bezahlt, sehr leid thut mir es aber, daß ich anheute mich unvermögend sehe, Ihnen zu diesen mehr, als beygehende 36. Carol. senden zu können. Ich werde aber davor sorgen, daß die an der zu verlangen Summe noch fehlenden 7½ Carol. wenigstens gleich nach dem Feste, wenn es mir nicht noch vor demselben möglich werden sollte, nacherfolgen. Die jezigen Zeitläufte erschwären den Eingang der Gelder ganz auserordentlich.

Ich konnte mir es im voraus vorstellen, daß Dero Gedichte nicht von denen Räuberhänden der Nachdruker verschont bleiben würden. Daß ich mich hierinnen nicht geirret, beweiset anliegendes Avertißem. das mir aus Wien zugesand

worden ist. Alle Räuber werden bestraft, nur diesen läßt man freyes Spiel.

Mit der stärksten Verehrung habe ich die Ehre zu seyn
Ew: Wohlgeb:
gehorsamster
S L Crusius.

Antwort auf den Brief Schillers vom 4. Dezember; am 18. beantwortete Schiller den vorliegenden. — Über Schwägerichen und Okel vgl. o. zu Nr. 40.

49.

Friedrich Hildebrand v. Einsiedel.

1750—1828, Kammerherr der Herzogin Anna Amalia.

Ilmenau, den 2ten Jun 1801.

Verehrtester Freund.

Ich sende Ihnen, nach langem Verzug, den Schluß des Lustspiels; der schon seit einigen Tagen, schwarz auf weiß, existirte. Mein früherer Aufenthalt in dem Städtlein Ohrdruff, wo das Postwesen sehr spärlich organisirt ist, hat mir die Gelegenheit benommen, die beyliegenden beyden Scenen Ihnen früher zu überreichen. Hier in Ilmenau finde ich eben einen Bothen, der meinen verspäteten Nachtrag Donnerstag früh — so verspricht er — in Weimar abgeben wird. Ich selbst erscheine ohnfehlbar am nächsten Sonnabend, beynahe acht Tage später als ich es vermuthete. Der zerstreute Aufenthalt meiner Geschwister, und einige Fußreisen, die mir langsam von der Hand — besser von Fuß gehen; hielten mich länger zurück, als ich mirs vorgesetzt hatte.

Ich sage Ihnen, theuerster Freund, dieß alles so umständlich, um Ihnen — trotz dem Anschein vom Gegentheil — mein großes, dauerndes und steigendes Interesse an der Darstellung der Brüder, glaubhafter zusichern zu können. Ihre freundschaftliche Theilnahme an diesem dramatischen Versuche, welches ich als ein Merkmahl Ihres Wohlwollens recht dank-

bar verehre, hat mich zu dieser Sorglosigkeit verleitet. Warum ich die Idee, die Sie billigten, verlassen und den alten Hagestolz Micio ohne Weib verabschiedet habe, bedarf ein Wort zu meiner Rechtfertigung. Die Mutter, Sostrata, erscheint ein einziges mahl; sie interessirt überhaupt wenig: und ist im letzten Akte so gut als verschollen. Ich fürchtete, die Zuschauer möchten Sich ihrer kaum mehr erinnern, wenn Micio seinen Heiraths-Vorsatz am Schluß des Stücks eröffnet. Und da der letzte Akt mir ohnedem, in Vergleich des vorhergehenden Aktes, der mir der unterhaltenste dünkt, etwas schwach ist: so habe ich ihn, da ich ihn nicht zu beleben vermögend war, wenigstens zu kürzen gesucht. Doch lasse ich mich gern besser belehren.

Der Bothe treibt mich, der morgen früh abgeht. Leben Sie wohl! bald erneuere ich Ihnen mündlich meine Verehrung und Freundschaft

Einsiedel

Die Bearbeitung der Adelphi des Terenz durch Einsiedel war von Goethe angeregt worden. Schiller empfahl Opitz das Stück zur Aufführung in Leipzig (Urlichs S. 440) und Göschen, bei dem das Lustspiel 1802 erschien, zum Verlag (An Göschen 29. Oktober 1801 und Göschen an Schiller 13. Januar 1802, Geschäftsbriefe S. 280).

Die erste Aufführung in Weimar, von der Goethe geneigt war, eine neue Periode des Weimarischen Theaters zu rechnen, erfolgte am Geburtstag der Herzogin Amalia, 24. Oktober 1801. Über den Versuch Goethes, die Stücke des Terenz und des Plautus auf der Weimarischen Bühne heimisch zu machen, s. Otto Francke in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte I, 91 ff. Über die Aufführung berichtet Johannes Daniel Falk in einem im Schillermuseum befindlichen Brief aus Weimar vom Oktober 1801 an Friedrich Jacobs in Gotha:

„Neulich haben wir denn die Brüder von Terenz in Masken beynah unverändert auf unserm Hoftheater gesehen. Im Ganzen ist der Versuch gelungen, und man darf ziemlich gewiß annehmen, daß die komischen Masken der Alten sich auf dem Theater der Neuen, wenigstens der Deutschen, erhalten dürften. Einige Mal war der Effect so groß, daß das Publikum, besonders bey der Maske des Kochs, die beweglich war, in ein überlautes Gelächter ausbrach, und den Schauspieler für einige bey stummen Spiel geschnittne Gesichter mit

dem übermäßigsten Beyfall belohnte Dennoch aber fehlt es dem Stück im Ganzen an Leben, Frischheit und Naivität. Der Stil erinnert zu sehr ans Moderne, ohne durch moderne Naivität für den Verlust des alten und durch die Bearbeitung eingebüßten Costümes Ersatz zu geben. Der Verfasser strebt sichtlich nach dem Naiven: unglück licher Weise ist ihm aber, als einem eingebohrnen Kammerherrn, die eigentliche Fundgrube desselben, das Volk und das Leben, ver schlossen. Er nimmt also, was ihm zunächst liegt, was er so von naiven Wendungen dem Schwarm der Hoftafeldecker und Aufwärter abhorchte, und diese Naivität muß sich der urbane Terenz denn freylich verbitten. Dazu kommt, daß Terenz selbst nur dimidiatus Menander, und der Menander wieder nur dimidiatus Euripides und immer so fort ist, und daß die echte komische Kunst, wie ich glaube, im Plautus, Aristophanus und nicht in den Schulen der spätern Rhetoren zu suchen ist."

50.
Johann Friedrich Unger.

Den Auftrag den Ew Wohlgeb mir gegeben werde ich sogleich ausrichten u bestens besorgen laßen. Es werden aber wohl 4 Wochen vergehen, ehe die Buchbinder mit diesem Werke fertig werden. Das Ganze kann ohngefehr — betragen.

Hier lege ich Ihnen einen Abdruk des Minervakopfs nach der Meierschen schönen Zeichnung bei, mit dem Sie gewiß zufrieden sein werden, weil Bolt seinen möglichsten Fleiß auf die Ausführung gewendet. Mit dem Druk bin ich bereits über die Hälfte, u gegen Mich[aelis] erhalten Sie Exemplare. Ich habe H. Prof. Spalding um die Korrektur gebeten, die er mit Vergnügen übernommen hat, u hoffentlich wird er keinen wesentlichen Fehler stehen laßen. Bisher ist alles noch geheim geblieben. Meine besten Freunde habe ich mit Geduld vertröstet. Daß Sie aber, verehrungswürdiger Mann, für die Theaterdirektionen damit zurückhalten, das weiß ich nicht, wie ich es Ihnen danken u je vergelten soll. Würden Sie nicht großen Nachtheil haben, wenn Sie dies schöne Stük nicht jezt an die Direktionen gäben? Sie dürfen ja nur

ausmachen u Sich betheuern laßen, daß sie keinem Menschen das Ganze leihen wollten; haben Sie diese Versicherung so dächte ich, könnten Sie es immer den honnetesten Theatern im Mscpt verkaufen. Erscheint erst mein Kalender damit, so sind gewiß die Meisten Direktoren schmutzig genug, das Trauerspiel nach dem Gedrukten zu spielen.

Ich bin so bange, daß Ihr Edelmuth gegen mich schlecht vergolten werde, u darum bitte ich Sie, geben Sie es immer einigen vorzüglichen Theatern; den Wiener u Prager aber zulezt. Für die dortige Nachdrukerbrut ist mir am bangsten. Nun kann ich es mir auch erklären, weshalb sich ein Theater auch sogar an mich gewandt, und mir 200 r. geboten hat, wenn sie es eher von mir erhielten, als der Druk fertig würde. Ich habe darauf gar nicht geantwortet.

Zu Ihrem Trauerspiel wolte ich folgenden Titl druken:

Kalender für das Jahr 1802
Enthält
Die Jungfrau von Orleans,
Eine romantische Tragödie
von
Schiller.

(Ist das Wort enthält vielleicht Ueberfluß?)

Dabei sollte der Reichskalender, der Russische, Französische u. Jüdische Kalender daneben vorangehen, u die vollständige Genealogie hinten angebunden werden. Hierbei handle ich freilich als Kaufmann. Ich kann nämlich dies Stük theurer verkaufen. Es wird nur 11 Bogen in 12. kommen aber obgenannte unbedeutende Bogen noch hinzu, so läßt sich der Preis entschuldigen, den ich machen werde.

Dem Nachdruck zu steuern habe ich einige 100 auf Drukppr ohne Kalender gedrukt.

Ich bin es überzeugt, dis Stük wird großen Effect auf das Theater thun. Wo aber eine Johanna hernehmen? Die Unzelmann würde sie wohl gut spielen aber wegen ihrer unansehnlichen Figur schlecht darstellen.

Für die mir gütigst zugedachte Erzählung werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Gegen Weihnachten brauche ich sie erst, weil jezt 4 Bände von Ch. Lawrence gedrukt werden. Lieber wären mir zwei, weil sie einen Band alsdann ausmachten, u bis jezt habe ich keinen Vorrath, den ich bei Ihrer Erzählung zufügen könnte.

Mit der größten Verehrung
Ihr
gehorsamst ergebenster
Unger

Berlin
den 11 July 1801.

Wenn darf ich auf die Erzählung aus dem Chinesischen rechnen!

Um schleunigste Abgabe der Inlage bitte ich gehorsamst, und zugleich um Verzeihung wegen meiner Dreistigkeit. Ich weis nicht die Adresse dieses Herrn.

Der Brief Schillers, auf den der vorliegende antwortet, fehlt, wie alle späteren Briefe Schillers an Unger, und ist auch im Kalender nicht verzeichnet.

Im letzten Satz des ersten Abschnitts ist nach „ongefehr" keine Angabe eingesetzt.

Das Titelbild zur Jungfrau von Orleans war ein von Professor Meyer in Weimar nach einer Goethe gehörenden Kamee gezeichneter Minervakopf.

Schiller erhielt diesen Brief Ungers nach dem Kalender am 16. Juli. Noch am gleichen Tage schrieb er an den Theaterdirektor Jakob Herzfeld in Hamburg, er habe nunmehr von seinem Verleger freie Hand bekommen, das Mädchen von Orleans an die Theaterdirektionen zu verkaufen, und bot es Opitz für das Theater in Leipzig an (vgl. Opitz an Schiller, Urlichs S. 434), wo es am 17. September 1801 seine erste Aufführung erlebte. Gleichzeitig ließ er es durch Unger dem Berliner Theater bekannt geben (vgl. Kal. und Ungers Antwort, Geschäftsbriefe S. 265).

Über die Besetzung der Titelrolle in Berlin s. u. zu Nr. 55, S. 353; über Lawrence s. o. zu Nr. 47; über die Erzählung aus dem Chinesischen s. o. zu Nr. 45.

51.
Christian Wilhelm Opitz.

Leipzig am 1ten August 1801.

Würdiger, vortreflicher Mann!

Empfangen Sie zuförderst meinen innigsten und verbindlichsten Dank für die gütige Mittheilung Ihrer Jungfrau von Orleans. Ich bin von diesem vortreflichen Stück so hingerißen und entzückt, daß ich mich zu schwach an Worten fühle, Ihnen meine Empfindungen darüber, in ihrer ganzen Größe lebhaft vor Augen zu stellen. Sie erlauben mir also mein Gefühl und mein Entzüken mit wenigen Worten in diesem aufrichtigen Bekenntniß concentriren zu dürfen, daß ich dies vortrefliche Meisterstük Ihrer Jungfrau von Orleans, für Ihren bisherigen größten und höchsten Triumph halte, sowol von Seiten der Handlung, als unfehlbarer theatralischen Würkung! Um so mehr befinde ich mich in Rücksicht des Honorars, gewißermaßen in Verlegenheit, indem Ihre Delicatesse nicht selbst bestimmen will, sondern mir es überläßt. Sollten demnach beyliegende 6 Louisd'ors Ihrer Erwartung nicht völlig entsprechen, so bitte ich ergebenst, mir Ihre Gedanken darüber ganz aufrichtig und unbefangen mitzutheilen.

Unaussprechlich freue ich mich schon im voraus, auf das unschätzbare Vergnügen in einigen Wochen Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wonach ich mich schon seit vielen Jahren so innigst sehne; zugleich werde ich alles aufbiethen bis dahin Ihren geäußerten Wunsch: die Vorstellung Ihrer Jungfrau von Orleans auf der hiesigen Bühne zu sehen, in Erfüllung bringen zu können; nur sey mir vergönnt, mit Ihrer Erlaubniß, in diesem Stück einige nothwendige kleine Abänderungen in Rücksicht mancher Stellen und Ausdrücke, welche unmittelbare Beziehungen auf die katholische Religion haben, jedoch unbeschadet des Ganzen! machen und vornehmen zu dürfen, widrigenfalls mir die Vorstellung des

Stücks von Seiten unsres Hofes, und der jetzt mehr als wachsamen Censur, erschwert werden dürfte, indem meine Lage und meine Instructionen von Dresden aus, mich äußerst behutsam verfahren heißen. In dieser Rücksicht füge ich noch die Anfrage bey: ob Sie es wol genehmigen würden, wenn der Erzbischof von Rheims, nicht in dieser, sondern in einer etwas untergeordnetern Würde auf unserm Theater erschiene? Ich erbitte mir hierüber Ihre sehr baldige und aufrichtige Meynung aus, um alsdann danach handeln zu können. Auch wünschte ich, anstatt des mir zugetheilten Königs, lieber den Bastard darin zu übernehmen, weil mir sonst im erstern Falle, vermöge des Personals unsrer Bühne, keine Möglichkeit übrig bleibt, den wichtigen und äußerst schweren Karakter des letztern, gut und zweckmäßig besetzen zu können. Ich bitte nochmals um Ihre gütige baldige Antwort und habe bis dahin so wie immer die Ehre mit unbegränzter Achtung zu beharren

Ihr ganz ergebenster

Opitz.

Opitz hatte am 25. Juli um Zusendung der Jungfrau von Orleans gebeten; vgl. zum vorhergehenden Brief.

Auf der Rückreise von seinem Besuch in Dresden wohnte Schiller am 17. September 1801 im Theater am Ranstädter Tor in Leipzig der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans bei, die sich zu einer erhebenden Huldigung für ihn gestaltete. Dem oben ausgesprochenen Wunsch entsprechend ist auf dem Theaterzettel dieser Aufführung der Erzbischof verwandelt in den „Seneschal von Rheims". Über die Aufführung schrieb Schiller an Göschen am 15. Oktober: „Durch die Repräsentation ist freilich vieles, sehr vieles entstellt, und alles herabgestimmt worden," und Göschen an Schiller am 13. Januar 1802 (Geschäftsbriefe S. 280): „Sie haben recht, der Genuß bei der Lektüre ist der wahre reine Genuß; der Genuß der Leipziger Vorstellung war sehr verfälscht"; vgl. Schiller an Körner 23. September 1801.

52.
Johann Friedrich Unger.

Berlin den 30 Aug 1801

Ich habe von Dresden aus noch keine Nachricht von Ihnen, hochzuverehrender Herr, ob ich gleich den 6tn August unter der mir von Ihnen gegebenen Adresse geschrieben habe.

Vor einigen Tagen ist H. v. Humbold angekommen, u hoffte Sie schon hier zu finden. Ich bitte gehorsamst mir einige Zeilen zu schreiben, weil es mich beunruhigt Sie möchten durch Krankheit vielleicht abgehalten sein, das ich doch mir gar nicht denken mag.

Iffland wünscht Ihr abgeändertes u fürs Theater bestimmtes Mspt der Jungfr. v Orleans auf das baldigste zu haben. Leider, wider mein Erwarten, fand er aber Bedenken, meine für Sie gemachte Foderung von 30 Ld'or zu erfüllen, weil es nun bald im Druk erschiene! worauf ich ihm antwortete, daß, wenn er auf weniger zu geben bestünde, Sie Sich wohl geneigt würden finden laßen. Es hängt freilich nicht ganz von ihm ab, sondern er steht unter der Ober Rechnungskammer, die ihm allerlei, oft widersinnige Monita bei seinen Rechnungen macht. Alles aber wird sich am besten bei Ihrem Hiersein ordnen laßen, da Iffland sonst der billigste Mann ist, den ich hier kenne. Schikaneder hat mir noch nicht geantwortet, ohnerachtet ich ihm schon den 8t August Ihre Erlaubniß gemeldet habe, daß er die Jungfr. v. O. von Ihnen erhalten könnte.

In der festen Hoffnung, bald von Ihrer Ankunft nach Berlin etwas von Ihnen zu hören, bin ich mit der wahresten Verehrung

Ihr
ganz ergebenster
Unger.

An Sr Wohlgeb.
Herrn Hofrath Schiller
fr. in
Dresden
bei den Appellations-Rath Herrn Körner zu erfragen.

Schiller war vom 9. August bis 15. September bei Körner in Dresden. Eine beabsichtigte Reise nach Dobberan und Berlin hatte er aufgegeben.

Das Theatermanuskript der Jungfrau von Orleans sandte Schiller am 2. September an Iffland ab: „Sie geben mir, was Sie glauben, daran wenden zu dürfen. Unger hat Ihnen einen Preis darauf gesetzt, der mehr seiner eigenen guten Meinung von dem Stück als meiner Erwartung gemäß war."

Emanuel Schikaneder, dem Direktor des Theaters an der Wien, Verfasser des Textes der Zauberflöte, das Stück zu überlassen, hatte Unger am 25. Juli angeregt, s. Geschäftsbriefe S. 266 ff. und Kal. S. 179.

53.
Friedrich Wilmans.

Wohlgebohrner
Hochzuverehrender Herr!

Erlauben Ew. Wohlgebohrn mir, Ihnen beykommend ein Exemplar meines Taschenbuchs, dem Sie durch Ihren Beytrag eine glänzende Zierde gegeben haben, mit dem Gefühle des aufrichtigsten Dankes dafür, zu übernehmen.

Verschiedene Rücksichten, unter denen diejenigen die Wichtigste ist, daß ich dem Publico gern etwas recht Vollendetes liefern mögte, bestimmen mich, vor dem Jahre 1804 nicht wieder mit diesem Taschenbuche aufzutreten. Ich glaube es der lesenden Welt für die Auszeichnung die mein Taschenbuch gefunden, schuldig zu seyn, ihr jedes Kommende mit erhöhtem innern Werthe zu überreichen, um dadurch das Interesse an demselben immer lebhaft zu erhalten. So sehr mir nun auch eine Vereinigung mehrerer von den Musen begünstigten Köpfe Deutschlands bisher dazu geeignet schien, diese Absicht zu erreichen, so glaube ich doch iezt mit noch mehr Zuversicht, daß, wenn sich ein oder zwey der großen Männer, die Deutschland iezt fast ausschließend für seine Lieblinge erklärt hat, bereit finden ließen, die Ausarbeitung des Taschenbuchs allein zu übernehmen, ich mir den Dank des Publicums desto sicher versprechen dürfte. Dieser Ge-

danke, und der Vorsatz Ew. Wohlgebohrn ergebenst zu ersuchen sich diesem Geschäfte zu unterziehen, waren so schnell gefaßt, als sie natürlich zusammen trafen. -- Da ich aber mit Recht besorgen mußte, daß mein Wunsch, Ew. Wohlgebohrn mögten mir ausschließlich die reitzenden Ergüsse Ihrer die Herzen bezaubernden Muse widmen, vielleicht zu unbescheiden, oder Ihnen selbst wohl zu lästig seyn mögte, so habe ich mich zugleich auch mit meiner Bitte an den Herrn Geheimenrath von Goethe gewendet, um denselben für mein Unternehmen geneigt zu machen. Die Einrichtung meines Taschenbuchs begünstigt, oder erlaubt doch wenigstens eine solche doppelte Theilnahme. Es ist der Freundschaft und Liebe geheiligt! — Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Teutschlands verehrte zwey Lieblinge ein Schiller und Goethe sich vereinigen wollten, und mein Taschenbuch zu der Stelle unter seinen Nebenbuhlern zu erheben, an welcher beyde unter den deutschen Dichtern stehen! und wenn in dieser Absicht beyde sich über die besondere Bearbeitung eines jener Hauptgegenstände freundschaftlich vereinigen wollten! Meine Dankbarkeit würde den Gefühlen meiner unbeschränkten Hochachtung für diese beyde Männer nichts nachgeben, und gern und willig jede Aufopferung machen, die nur irgend in meinen Kräften stünde. Mit Ungedult erwarte ich Ew. Wohlgebohren gütigen Entschließung, die ich nebst Ihren fernern Bedingungen und Vorschlägen recht beschleunigt zu sehen wünsche, wonach ich denn nicht zögern werde meiner Verbindlichkeit nach zu kommen. Wie sehr die Summe derselben durch diesen erneuerten Beweiß Ihres Wohlwollens vermehrt werden würde, vermag ich Ihnen so wenig zu sagen, als ich im Stande bin die Verehrung zu schildern die mir Ihre Verdienste eingeflößt haben, und mit welcher ich so pflichtmäßig als willig zu seyn die Ehre habe

Ew. Wohlgebohrn

Bremen d 2 Sept. 1801. gehorsamster Diener

Friedrich Wilmans

Über Schillers Beitrag zum „Taschenbuch auf das Jahr 1802“ s. oben S. 321 zu Nr. 42.

Aus dem hier vorgetragenen Plan wurde nichts. Wilmans setzte sein Taschenbuch fort und erhielt von Schiller für den Jahrgang 1803 drei Rätsel zu Turandot.

Der Brief ist im Kalender nicht verzeichnet.

54.

Wilhelm Gottlieb Becker.

1753—1813, Inspektor des Antikenkabinetts in Dresden.

Dresden, den 28 Oct. 1801.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Hofrath.

Es hat mir überaus leid gethan, daß mich immer die Anwesenheit anderer Fremden hinderte, an Ihren Betrachtungen und Aeußerungen über unsere schönsten Antiken Kunstwerke Theil zu nehmen: gewiß hätte ich dabei gelernt, gewiß hätte ich neue Ansichten gewonnen, neue Ideen durch Sie erhalten. Gern hätte ich mich bemüht, Sie öfter sehen zu können, aber Zeit und Umstände haben mich schüchtern gemacht; doch bin ich versichert, Sie hätten mich freundlich aufgenommen.

Der hohe Werth Ihrer herrlichen Kunstwerke, den ich ganz zu fühlen vermag, und der zu allgemein anerkannt ist, als daß er jemals fallen könne, da ein edler Genius der Kunst in ihnen lebt, der keiner Sterblichkeit unterworfen ist: dieser hohe Werth derselben hat schon oft den Wunsch in mir erregt, einige Blumen aus dem Füllhorn dieses schönen Genius für mein Taschenbuch zu erhalten, um es damit zieren und ihm dadurch Werth geben zu können. Ich wendete mich schon vor mehrern Jahren mit dieser Bitte an Sie, aber damals hatten Sie selbst einen Almanach auszustatten, was mir noch unbekannt war. Itzt, da ich sehe, daß Sie andere Taschenbücher beschenkt haben, faßte ich den Muth, Sie um Beiträge für das meinige zu ersuchen. Aber ich bin nicht

gemeint, sie als Geschenke zu empfangen: bestimmen Sie selbst die Vergütung dafür; ich werde sie mit Freuden überreichen. Nur lassen Sie mich keine Fehlbitte thun. Durchblättern Sie mein letztes Taschenbuch, um wenigstens daraus wahrzunehmen, daß es wenigstens nicht unwerther ist als andere, sich mit Dichtungen von Ihnen zu schmücken.

Ich bin ganz überzeugt, daß Sie im Stande sind, mein Taschenbuch neben der Menge, die seit dieser Zeit entstanden ist, durch Beiträge von Ihnen aufrecht zu erhalten, und ich läugne nicht daß ich seine Fortdauer wünschen muß. Nehmen Sie dasselbe in Ihren Schutz, u. wissen Sie mir noch einige gute Beiträge zu verschaffen, so bitte ich Sie darum. Es hat bisher auch bei dem bessern Theil des Publicums, der sich bewußt ist, nicht lauter Meisterwerke eines Schiller erwarten zu können, wegen mancher guter Beiträge und unterhaltender Lectüre, Eingang gefunden, und würde nun durch Sie einen höhern Werth erhalten.

Es sind bei dem itzigen Zustande unserer Litteratur Vieler Augen auf Sie gerichtet. Sie haben sich zu einer Höhe geschwungen, zu welcher man mit Huldigung und Vergnügen hinaufblickt. Von Ihnen erwartet man, wie es scheint am liebsten die Richtung, den die Litteratur unserer deutschen Kunst nehmen soll.

Mögen alle die Kräfte, die uns Ihren Genius erhalten, durch die Natur pflegend unterstützt werden!

Ich wiederhole meine Bitte nochmals, und füge noch diese hinzu, mir durch einige Zeilen kund zu thun, ob ich mich mit einer Erfüllung derselben schmeicheln darf. In diesem erwünschten Fall ersuche ich Sie so früh, als es Ihnen möglich ist, darum, weil ich das Msct. zum Taschenbuche schon mit Anfang des April abliefern muß.

Ich bin mit reiner ungeheuchelter Verehrung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

W. G. Becker.

Becker gehörte zu Schillers Bekannten in der Dresdener Zeit 1785—1787. Vom 9. August bis 15. September 1801 war Schiller bei Körner in Dresden und Loschwitz gewesen. — Schillers Antwort (Kal. 5. November) fehlt. Über seinen Beitrag zu Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ s. u. zu Nr. 57.

55.

Friedrich von Gentz.

1764—1832, politischer Schriftsteller.

Das Bild der ewig-unvergeßlichen Stunden, die ich mit Ihnen und in Ihrer Nähe verlebte, drängt sich, indem ich jetzt schreiben will, so frisch und so bezaubernd vor meine Seele, daß ich kaum begreife, wie ich mich dem kalten, nüchternen, beschränkten Werkzeuge eines Briefes überlaßen kan, da ich selbst durch die gegenwärtigsten und lebendsten Worte nur immer sehr schlecht aus sprechen würde, was ich Ihnen eigentlich sagen mögte!

Sie haben höchst wunderbar auf mich gewirkt. Wenn mir noch vor zwei Monaten einer gesagt hätte, daß Sie größer wären als Ihre Werke, so würde er mich ungläubig gefunden haben. Ich hielt diese, in meiner tiefen, in meiner gerechten Bewunderung, fast durchgängig für Produkt einer hohen Inspiration, die den Menschen allemal über sich selbst erhebt; und ob ich gleich wohl wußte, daß der, welchen die Götter einer solchen Gunst würdigen, immer schon ein außerordentlicher Mensch seyn muß, so konnte ich mich doch nie ganz von dem Gedanken losmachen, daß es eher etwas peinliches als etwas erfreuliches seyn müßte, den Günstling der Götter, aus den Stunden der Weihe herausgerissen, im alltäglichen Leben herumwandeln zu sehen, und gewöhnliche Gespräche, gleichviel ob philosophische oder nicht philosophische führen zu hören.

Der Umgang mit Ihnen hat diesen Wahn zerstört. Mit Erstaunen sah, und fast mögte ich hinzusetzen, begriff ich, daß es ein Gemüth geben kan, das selbst solche Werke, wie

die Ihrigen sind, mit vollkommenster Freiheit hervorbringt. — Sobald ich dies gefaßt hatte, erblickte ich Sie nothwendig über allen Ihren Produkten; und die unendliche Tiefe und Fülle, die sich nachher, in jedem Momente unserer Unterredung mächtiger, vor mir entwickelte, überzeugte mich immer mehr und mehr von der unbedingten, und unbegränzten Wahrheit dieser Ansicht. In einigen Augenblicken, und ehe ich mit mir selbst recht im Reinen war, wirkte sie sogar ungünstig auf mich: es that mir beinahe weh, daß ich Sie Selbst von gewißen eminenten Stellen Ihrer Werke viel weniger affizirt sah, als ich es mir eingebildet hatte, und als ich es war; aber am Ende lösete sich das alles nicht bloß in eine reinere Bewunderung, sondern auch in eine höhere Liebe auf. Mir wurde so wohl bei dem Schöpfer, daß ich sogar seine Geschöpfe vergaß: und so oft und gern ich mich auch in den Strömen, die Ihr Genius fließen hieß, berauscht hatte, so wurde es mir zuletzt doch noch süßer, aus ihrer lautern Quelle zu trinken.

Was mich an Ihrem Geiste am meisten ergötzt und erquickt hat, ist das, daß er in einer so großen Tiefe eine so ausnehmende Klarheit zu behaupten, und in einen so großen Reichthum einen so wundervollen Zusammenhang, eine so beruhigende Ordnung und Methode zu bringen weiß. Die meisten tiefen Köpfe unsrer Zeit haben etwas mystisches, und die meisten reichen etwas fragmentarisches an sich, was schon ihren Schriften alles wahre Leben, und nun vollends ihrem Umgange gewöhnlich alle Anmuth, und alles was eigentlich befriedigen kan, entzieht. Nur mit Ihnen fand ich es anders. Da mein Geist offenbar weniger tief, weniger reich, und weniger stark ist, als der Ihrige, so wäre es Thorheit von mir gewesen, zu verlangen, daß ich Ihnen stets mit gleicher Leichtigkeit folgen, und in jedem Moment den Zusammenhang Ihrer Ideen gleich deutlich übersehen wollte. Aber das Ganze lag doch immer mit bewundernswürdiger Klarheit vor mir, und wenn ich noch jetzt auf meine Gespräche

mit Ihnen, besonders auf das letzte und ausführlichste zurücksehe, so stellt es sich mir immer wie eine einzelne organisirte Masse, und alles was Sie sagten, wie ein vollendetes Kunstwerk dar.

Ich konnte auf Sie weder einen tiefen noch einen bleibenden Eindruck machen; und werde es, aus guten Ursachen nie können. Aber ich wünschte wenigstens einen nicht ungefälligen gemacht zu haben; und, wenn es sich so verhielt, so bitte ich Sie, es mir gelegentlich zu sagen. Es ist, seitdem ich Sie kennen lernte, eins der ersten Bedürfnisse meiner innern und bessern Existenz geworden, mich von Ihnen nie mehr ganz getrennt denken zu dürfen; und, wenn Sie mich berechtigen, an eine gewisse Verbindung zwischen uns fortdauernd zu glauben, so erzeigen Sie mir eine Wohlthat, die mich zu einer nicht gemeinen Dankbarkeit verpflichtet.

Sie wißen, mit welchen Enthusiasmus für Ihre Johanna ich nach Weimar kam; Sie wißen, wie schon dieser Enthusiasmus dort genährt und erhöht worden ist. Sie müßen mir also erlauben, daß ich Ihnen heute etwas von der Aufführung dieses Stückes auf dem hiesigen Theater erzähle. Mir selbst eigentlich thue ich einen Dienst damit; indessen wird das, was ich zu sagen habe, so wenig erfreulich es auch ist, doch vielleicht für Sie nicht ganz ohne Interesse seyn.

Ich habe nie an Mad. Meyer geglaubt. Ich wuste, daß sie die Johanna nicht war; ich wuste auch, daß man es nicht werden kan; ich wuste, daß dies eine von den Rollen ist, die sich durchaus nicht lernen laßen, wenn die Natur nicht zum voraus gewollt hat, daß man sie in sich aufnehme, und dann außer sich darstelle. Und so war es denn auch. Aber die Gerechtigkeit gebietet, anzuerkennen, daß, was nur irgend durch bloßen Fleiß, durch bloßes Studium, und durch bloßen Eifer geleistet werden kan, und daß vielleicht noch etwas weniges mehr, als man aus diesen Quellen erwarten sollte, von ihr geleistet worden ist.

Sie hatte die Rolle gröstentheils verstanden; welches schon

für eine gewöhnliche Schauspielerin ein nicht gewöhnliches Lob ist: sie sprach nur höchst selten falsch, und es gab einige Szenen, wo sie sogar, nach meinen — gewiß nichts weniger als beschränkten — Forderungen, die volle Stärke des Ausdrucks erreichte.

Diese Szenen waren von doppelter Art. Einmal die, wo die inspirirte Heldin dem fühlenden Mädchen Platz macht; und dann die, wo selbst die höhere Begeisterung, die Kraft und die Sprache der Leidenschaft annimmt. So hat sie den Monolog im Anfange des vierten Aktes außerordentlich schön gesagt, die Szene mit den Schwestern nach der Krönung, (besonders in einigen Vorstellungen . . .) höchst rührend gespielt, die Szene, als man ihr vor der Krönung die Fahne in die Hand geben will, vortreflich ausgeführt. So hat sie, um ein Beispiel der zweiten Classe zu geben, die Szene im Gefängniß wirklich hinreißend und gewaltig dargestellt.

Aber allenthalben, wo es auf ruhige Hoheit, und stille Würde ankam, mithin, leider, in dem größten Theile des Stückes ist sie unter dem Ziele, und oft tief darunter geblieben. Ein gewißes frostiges und manierirtes Wesen in ihrer Sprache erinnerte einen dann unaufhörlich daran, daß sie keine Johanna war. Die Szenen mit dem Könige, mit Burgund, mit Dunois, und alle die, durch welche sie (wie Sie einst treflich sagten) beweisen soll, daß sie an und für sich nicht unwürdig war, zum Werkzeuge der Gottheit gewählt zu werden, gingen fast ganz verloren. Die göttliche Szene mit Raimond, nachdem die Köhler geflohen sind, eine der erhabensten in diesem, und in allen Stücken die je geschrieben wurden, verdarb sie von Anfang bis zu Ende. Sie sprach immer so, als wenn es in der That ihr Zweck, und wohl gar ihr einziger Zweck wäre, diesen Raimond zu überzeugen, daß sie nicht verhungern würde; da doch offenbar die Reden die sie mit ihm führt, nur leichte Gestalten seyn sollen, die sich auf dem großen dunkeln Hintergrunde — ihrer Ahndung des Todes, und ihrer erhabenen Ergebung in das Schicksal,

bewegen. — Selbst die Sterbe-Szene spielte sie falsch. Sie war zwar freundlich und heiter, aber sie vergaß, groß zu seyn. Sie starb, wie eine Person, die sich ihrer Unschuld im Leiden, aber nicht wie eine, die sich großer Thaten bewust ist, und die den Himmel vor sich offen sieht.

Was, bei dem allen, das Verdienst der Meyern beträchtlich erhöht, und ihre Verantwortlichkeit bei den mißlungenen Szenen einigermaßen vermindert, ist der traurige Umstand, daß ihre sämmtliche Mit-Schauspieler nicht werth sind, daß die gemeine Sonne, vielweniger daß die Sonne Ihrer Dichtung sie bescheine. Von einer solchen — ja, ich muß es sagen — Lotterbuben-Rotte können Sie Sich keine Vorstellung machen. Beschort, als König, der unwürdigste Laffe, den ich je auf dem Theater sah, Mat ausch [Mattausch], als Dunois, eine wahrhaft-lächerliche Karrikatur; Bettmann [Bethmann], als Lionel, so matt und armselig, wie immer; ein gewisser Lemcke, als Raimond, wie ein Figurant in einem schlechten Ballet; Lahire, Duchatel, Fastolf, alles unter der Kritik. Die beiden erträglichsten, oder vielmehr, am wenigsten unerträglichen, waren noch, Herdt als Thibault, und Schwadke [Schwadtke], als Burgund. Aber — wie Agnes Sorel durch eine verwünschte alte Hexe, die man Mad. Müller nennt, und Isabeau durch ein Scheusal, welches, als es noch lebte, den Nahmen Herdt führte, massacrirt wird, davon will ich Ihnen keine Beschreibung machen.

Daß das Stück, trotz dieser unaussprechlich elenden Besetzung, doch nicht nur nicht fiel, sondern wirklich einen ungeheuren Zulauf gehabt, und sehr viel Geld eingebracht hat, glaube ich, zwar nicht aus einer, aber aus mehrern gemeinschaftlich wirkenden Ursachen hinlänglich erklären zu können. Die kleine Anzahl wahrhaft-würdiger Zuschauer liebte es noch selbst in dieser schmählichen Verunstaltung. Auch so wehte doch immer noch der göttliche Geist, der es schuf, darin; auch so tönte doch immer noch — wenigstens von Zeit zu Zeit —

die heilige Melodie dieser unübertreflichen Verse. Ich selbst habe in der ersten Vorstellung, der ich beiwohnte, obgleich meine Indignazion von der ersten Szene an erwachte, bis ans Ende des vierten Aktes ohne Unterlaß geweint; nur zuletzt siegte die Erbärmlichkeit der Schauspieler über die innere Schönheit des Stoffes, und zwang mich, kälter zu werden. — Ein andrer, und der zahlreichste Theil des Publikums stürzte sich aus Neugierde ins Theater: und obgleich dieser nicht eigentlich befriedigt worden ist, vielmehr im Ganzen wohl (welches in Berlin nicht füglich anders seyn konnte) einen gewissen geheimen Unwillen gegen den Fonds des Stückes gefaßt hat, so war es doch höchst merkwürdig zu sehen, wie die Treflichkeit der dichterischen Ausführung selbst allen diesen kalten, aufgeklärten, gemeinen, über Inspiration und Exaltation spottenden, jedem tiefern Gefühl besonders dem religiösen, so ganz entfremdeten Seelen, unwiderstehlich imponirte. Dies ist mir besonders in den Urtheilen der sogenannten großen Welt, und unseres hiesigen ersten Zirkels, den ich zuweilen Gelegenheit habe zu beobachten, aufgefallen. — Endlich sind sehr viele Menschen durch den äußern Pomp, der mit der Johanna verknüpft ist, angezogen worden.

Ueber diesen muß ich Ihnen doch noch einige Worte sagen. Die Krönungs-Feierlichkeit wurde mit großem Glanze ausgeführt, machte jedesmal viel Effekt, und würde einen ungeheuren gemacht haben, wenn die Schauspieler nicht durch ihr elendes nüchternes Benehmen immer ein gewisses Gegengewicht gehalten hätten. Sie hätten sehen sollen, wie dieses Geschlecht bei den Donnerschlägen dastand: als wenn es sie gar nichts anginge! — Die Kleidungen der Haupt-Personen waren merkwürdig schön; der König war zum Mahlen; so etwas sieht man in Deutschland gewiß nur auf dem Berliner Theater: aber was hilft es? — Auch die Musik bei der Krönung u. sonst war von Weber sehr glücklich componirt.

Die Vorwürfe, die Iffland, bei der Mißhandlung dieses Meisterstücks am unmittelbarsten treffen, sind folgende:

1. Daß er eine sträfliche Nachlässigkeit bei der Besetzung der Rollen bewiesen hat. Schon, daß er für sich selbst keine andre als die des Bertrand wählte, und sogar diese gleich nach den ersten Vorstellungen abgab, war unverantwortlich. — Da es einmal entschieden war, daß die Meyer die Johanna spielen sollte, so hätte er seine ganze Autorität aufbieten müßen, um die Agnes Sorel der Unzelmann, die älteste Schwester (die jetzt von einer Marionette, Nahmens Mebus geradbrecht wird) der Fleck, die Isabeau der Schick aufzudringen, wenn sie wirklich sich geweigert hätten, sie gutwillig zu übernehmen. Die Agnes Sorel von der Müller spielen zu lassen, dafür giebt es keine Entschuldigung; das schmeckt sogar nach Muthwille und Bosheit.

2. Daß er eine Menge schmählicher Verstümmelungen theils selbst angeordnet, theils zugelassen hat. Ich mag Ihnen nicht sagen, wie sie von dieser Seite dem Stück mitgespielt haben. Die Rolle des Erzbischofs ist ganz gestrichen; die schönsten Szenen sind auf die Hälfte reduzirt; zuweilen mit einer Willkühr, für die sich kein Grund erdenken läßt. So hörte bei der ersten Vorstellung, der ich beiwohnte, die Szene mit Raimond im 5. Akt — werden Sie es glauben? — bei den Worten auf „Ich bin mit keiner Schwachheit mehr bewußt“ — Der göttliche Schluß fiel weg. Nur, weil ich laut über dieses Skandal schrie, und Iffland zum Glück eine Art von Furcht vor mir hat, wurde sie — jedoch nach vielen Pourparlers — wieder ergänzt. Und dabei steht auf dem Zettel, die Abkürzungen wären sämmtlich von Ihnen angegeben.

3. Daß er die Johanna nicht bis auf die Eröfnung des neuen Theaters reservirt hat. — Konnte das Schicksal mehr für diese Epoche thun? Es erscheint eine Tragödie, wie wir deren noch nicht drei auf dem Theater besitzen; außer ihrer innern Treflichkeit voll von äußerm Pomp; voll der glücklichsten Veranlassungen und Beziehungen für eine Feierlichkeit in einem monarchischen Staate; ein Stück, wozu sich ein der

Sache würdiger Prolog schreiben ließ, wozu Sie Selbst, das bin ich überzeugt, ihn mit Vergnügen geschrieben hätten. — Und das alles wirft Iffland von sich. Und warum? Nicht einen Scheingrund habe ich dafür gehört — Das beste, was er noch sagt, ist, daß er es gethan hätte, um sich im alten Hause eine gute Einnahme zu sichern, da er deren im neuen bei jedem Stücke sicher gewesen wäre! Ist das eine Sprache für einen Künstler?

Wenn er übrigens für die Art von Strafe womit das Schicksal seinen Frevel heimgesucht hat, noch empfänglich ist, so kann man in der That sagen, daß er hart bestraft wurde. Umsonst hätte man Prämien ausgesetzt, um mit Vorsatz ein solches Stück zur Welt bringen zu lassen, als das, welches am Neujahrstage unser neues Theater eingeweiht hat. Denken Sie Sich alles was Sie wollen — das Plattste, das Langweiligste, das Widrigste, das Unverschämteste — Sie erreichen diese Kreutzfahrer nie. Das muß man gesehen haben. — Auch ist die Indignation, selbst in unserm Prinzipien- und Charakterlosen Publikum, allgemein. Der Prolog (von Herklotz!) war des Uebrigen würdig; die Oper am zweiten Tage noch weit toller — Als ich so da saß, und diesen Greuel betrachtete, konnte ich mich fast des Weinens nicht enthalten. So große Anstalten; ein Haus, das 300000 r. kostet; alle diese reiche Decorationen; diese prachtvolle Erleuchtung; diese große und schöne Maschinerie, wozu? — um solche Stücke, und solche Schauspieler, und solche Directoren, von einem Ort auf den andern zu verpflanzen! Wie weit sind wir doch noch zurück! In solchen Momenten fühlt man es schmerzhaft (ich dachte an unser Akademie-Projekt.) — Von einer andern Seite erschien mir dann der Contrast auch wieder so komisch, daß ich meinte, man könnte ein Jahrhundert lang darüber lachen. — Als, wenn einer sich hinsetzte, und schriebe den Titel zu einem tiefsinnigen Werke, und nachher keine Zeile weiter.

Man hat sich hier lange mit dem Gerücht getragen, Sie

arbeiteten an Wilhelm Tell; er wäre sogar schon der Vollendung nahe. Ich habe Sie aus Bescheidenheit, da Sie gegen mich nicht drüber sprachen, auch nicht darnach fragen wollen. Da aber die hiesigen Vielwisser immer fort davon schwatzen, und schon pränumerando das tollste Zeug darüber ausbringen, so wünschte ich wohl zu erfahren, ob denn in der That auch nur etwas daran ist.

Mit Humboldt spreche ich oft und viel über Sie, Ihre Schriften, und Ihren Umgang; und das ist mir jetzt eins der liebsten Gespräche, die ich hier haben kan. Seine Frau ist so ernsthaft krank, daß ich für ihr Leben fürchte; wenigstens glaube ich kaum, daß sie sich je wieder ganz aufrichtet. —

Ich muß aufhören. Vielleicht hätte ich es längst schon thun sollen. Ich bitte Sie nur noch, mich Ihrer Frau Gemahlin, Frau v. Wollzogen, und Hrn. v. Göthe, aufs verbindlichste zu empfehlen. Und wenn Sie in einer ganz freien, ganz leeren, durchaus nicht besser zu verwendenden Viertelstunde, mir nur mit ein Paar Zeilen sagen wollen, daß Sie mir erlauben, von Zeit zu Zeit mein Andenken bei Ihnen aufzufrischen, so werden Sie mehr als ich es sagen kan, verpflichten

Ihren tief-ergebenen

Berlin den 3t Januar 1802. Gentz.

Den vorstehenden Brief gab Gentz seinem Bruder, dem Architekten Heinrich Gentz mit, der ihn erst im März Schiller übermittelte (Urlichs S. 471). Am 14. März schrieb Gentz wieder (Euphorion 1905, S. 397); die beiden Briefe sind im Kalender unter dem 21. und 25. März verzeichnet. Eine Antwort ist dort nicht vermerkt; Schillers Briefe an Gentz fehlen.

Gentz war im November 1801 in Weimar gewesen.

Auf August Wilhelm Schlegels warme Empfehlung (An Schiller 8. Mai 1801, mit einer Nachschrift von der Unzelmann selbst, Preuß. Jahrbücher 1862, S. 222 ff., beantwortet am 14. Mai, vgl. auch oben S. 336) hatte Schiller am 2. September Iffland vorgeschlagen, die Jungfrau durch die Unzelmann spielen zu lassen. Iffland gab die Rolle aber der Schauspielerin Meyer (Hendel-Schütz, geb. Schüler), weshalb sich Friederike Unzelmann, die kurz zuvor in Weimar die Maria Stuart gespielt hatte, an Schiller wandte (Urlichs S. 446).

Dieser antwortete am 17. November: „Ja wohl bedaure ich sehr, daß Sie meiner jungfräulichen Heldin Ihre Kunst nicht leihen sollen, sie in die Welt auf eine würdige Art einzuführen. Indessen kommt mir, so lang ich kein Augenzeuge bin, über die Besetzung meines Stücks in Berlin kein Urtheil zu, und die Götter mögen das Stück beschützen." Vgl. auch u. Nr. 59 und Wolzogens Urteil über die Aufführung in Berlin, Charlotte v. Schiller II, 124. Wie Gentz hier über die schlechte Besetzung der Jungfrau von Orleans, so klagt Schlegel in dem oben genannten Brief an Schiller über die der Maria Stuart; auch in dieser hatte Iffland nach den ersten Vorstellungen keine Rolle mehr übernommen.

Iffland schloß das alte Theater am 31. Dezember 1801 mit einer Aufführung der Jungfrau von Orleans. Am 1. Januar 1802 fand die Einweihung des neuen Schauspielhauses statt mit dem Schauspiel „Die Kreuzfahrer" von Kotzebue und einem von Iffland gesprochenen Prolog von dem Theaterdichter Karl Alexander Herklots. Am zweiten Tage wurde die Zauberoper „Das Zauberschloß" von Kotzebue, Musik von Reichardt, gegeben.

Das verfrühte Gerücht, Schiller arbeite an einem Tell, war schon 1801 verbreitet gewesen; vgl. Schiller-Cotta-Briefwechsel S. 450.

56.
Sophie Mereau.

[März 1802]

Ich erhielt vor kurzem die Nachricht, daß in irgend einem gelehrten Blat eine Bearbeitung des Cid von Ihnen angekündigt sei. Da ich es aber nicht selbst gesehen u nichts bestimmtes davon erfahren konnte, so beschlos ich, Sie, lieber Herr Hofrath, selbst zu fragen, ob diese Nachricht gegründet sei. Denn auch ich hatte schon längst diese Arbeit im Sinn; aber obgleich der Anfang bereits gemacht ist, so würde ich doch bei einem solchen Mitarbeiter groses Bedenken tragen, sie fortzusetzen.

Hochachtend bin ich

Sophie Mereau.

Schiller antwortete in einem ebenfalls undatierten Schreiben vom März 1802, er habe zwar den Gedanken einmal gehabt, den Cid (des Corneille) zu bearbeiten, verzichte aber auf die Ausführung; vgl. Schiller an Goethe 20. März 1802.

57.
Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den 28. März 1802.

Die Freude, mein verehrungswürdiger Freund, welche Sie mir mit Ihren schönen Gedichten gemacht haben, war groß bei mir, und ist es noch immer. Ich betrachte sie nicht bloß als Rosen meines kleinen Blütenkranzes, ungeachtet sie mir als solche von der größten Wichtigkeit sind, sondern zugleich als Beweise Ihrer Gewogenheit; und als solche sind sie mir ebenfalls überaus werth. Die Gunst des Augenblicks konnte nur von Ihnen kommen; Ihr hoher Genius scheint sich gleichsam darin zu wiegen. Sehnsucht, das schöne Lied, dessen dritte Strophe zumal wunderschön ist, muß eine gute musicalische Begleitung erhalten. In dem, dem Erbprinzen gesungenen Liede machen die drei letzten Strophen, ungeachtet es eine gelegenheitliche Entstehung hat, es für alle Zeiten zum bleibenden Gedicht. Die Antiken in Paris enthalten einen Gedanken der eben so wahr als vortreflich ausgedrückt ist.

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn!

Vergeben Sie diese Aeußerungen als Ergießungen der Freude, die Sie mir gemacht haben, und empfangen Sie meinen wärmsten Dank dafür. Ich werde mich bestreben, Ihnen, wenn auch nicht sogleich, wieder ein Vergnügen zu machen.

Körners habe ich die Gedichte mitgetheilt; andern Händen würde ich sie nicht anvertrauen.

Leben Sie gesund und erhalten Sie mir auf immer Ihr freundschaftliches Wohlwollen

Ganz Ihr eigner

W. G. Becker.

Am 18. März hatte Schiller durch Körner die im vorstehenden Brief genannten vier Gedichte geschickt, „einige Kleinigkeiten, die Ihnen bloß meinen guten Willen an den Tag legen sollen". Sie erschienen in Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1803", die „Sehnsucht" mit einer Komposition von F. H. Hurka; vgl. Körner an Schiller 29. März und dessen Antwort 20. April 1802. — Archiv XV, 296 und danach Jonas VI, 516 fehlt „Die Antiken in Paris".

58.
Joseph Harbaur.

Paris d 9. Aprill 1802

Ich ergreife die Gelegenheit durch Herrn Chazaud ein Zeichen von mir zu geben, und Ihnen zu sagen, das ich seit den 13t Januar hier bin, und mich wohlbefinde. Noch bin ich nicht im Stande Ihnen besonders interessante Nachrichten mitzutheilen, die Sie von Paris mit Recht erwarten könnten. Ich fand es bisher nicht so leicht, mich hier durchzuschlagen, wie ich gehofft hatte; ich hatte zu kämpfen mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, und daher wenig Sinn für alles Uebrige.

Madame Herbart der ich schon so viel zu danken habe, war mir auch hier wieder ein Engel in der Wüste: ihre Geldgeschäfte veranlasten Sie vor sechs Monaten hieherzureisen; sie hatte schon viele Bekanntschaften als ich hier ankam, und durch Sie eingeführt, habe ich nun Hoffnung künftig mehr Nutzen und Vergnügen als bisher, von meinem hiesigen Aufenthalt zu haben. Nebst der Praxis die sie mir verschaffte, wuste sie besonders einen Herrn Basse für mich zu interessiren, dessen Bekanntschaft mir sehr wichtig ist. Durch seine ehemaligen Unterhandlungen mit der französischen Regierung für die Stadt Frankfurt, durch sein Vermögen seine Fabriken, und vorzügliche Kultur seiner Güter, steht er in ziemlich genauer Verbindung mit den Konsuln und ersten Ministern rc. Ich bin bisher ohne weitere Untersuchung aufs freundlichste empfangen worden wo er mich empfohlen.

Vor einigen Tagen lud er mich ein, ihn nach seinem Landgute Villeginis zu begleiten, 4 Stunden von hier, wo er in seinem Schlosse, das ehemals dem Prinzen von Condé gehörte eine ganze Colonie verunglückter Deutscher beschäftigt, und ich in einer angenehmen Gesellschaft von Herrn und Damen einige sehr angenehme Tage verlebte. Einem Herrn Eichholz der in diesen Tagen von hier abgereiset, habe ich es nicht abschlagen können einige Worte an Sie mitzugeben, weil er in dem Hause des H. Basse Hofmeister gewesen.

Die Frühstunden von halb sieben Uhr bis elf bin ich gewöhnlich in der Charité und dem hospice de perfectionnement. Es ist schwer bei innern Krankheiten das Verfahren der hiesigen berühmten Aerzte ohne unangenehme Empfindung zu beobachten: es ist noch ganz der alte symptomatische Schlendrian. Der Erfahrung wegen werde ich ihnen noch einige Zeit nachgehen, weil fast jeden Monat alle mögliche Fälle einmal da sind. — Wärend dann der dirigirende Arzt nach seiner Art verfährt, construire ich die Krankheit und Kurmethode für mich, den Kranken habe ich gewöhnlich schon vorher examinirt. Wird er widersinnig behandelt, wie es meistens geschieht, oder vernachläßigt, — denn die Herrn fangen an zuweilen ihre Inkonsequenz zu ahnden, und geben dann exspectirende pausirende Arzney um deutlichere Symptome zu erwarten, so bestimme ich mir indeß wie es von einem Tage auf den andern, zu einer chronischen Krankheit oder gar zum Ende kommen muß, wie der Kranke zu retten gewesen wäre, und sehe wie man es nicht machen muß.

So schlecht nun das Verfahren bei innern Krankheiten ist, so vorzüglich ist alles wozu körperliche Geschicklichkeit und Übung hinreichen. Es ist eine Lust, den Operationen der Herrn Dubois und Boyer beizuwohnen. In Accouchement und Chirurgie habe ich daher positif den Gewinn, der bei den andern nur negatif zu finden.

In Erreichung dieser meiner nächsten Absichten, war ich bisher nicht so sehr gehindert; aber die übrige Zeit, die ich

in dem Botanischen Garten den Kabinets Musäen &c. zubringen sollte, mußte ich verlieren, um meine Existenz zu sichern. Ich habe zwar alles gesehen, aber außer den Hospitälern alles zu oberflächlich, um Ihnen etwas darüber sagen zu können. — Da ich künftig mehr Freyheit zu haben hoffe, so würde ich es Ihnen sehr danken, wenn Sie mich aufmerksam machen wollten, auf das was Ihnen intereßant und vorzüglich der Aufmerksamkeit werth scheint. Noch lieber wäre mir, wenn Sie selbst kommen wollten, es sollte Sie gewiß nicht gereuen. So oft ich kann, besuche ich H. Milins Abendsgesellschaft wo immer einige neue Bücher und Journale zu finden sind, auch kann man zuweilen angenehme Bekanntschaften da machen. H. von Löwenstern den ich lezthin da sah, theilte mir die angenehme Nachricht mit von der glücklichen Rückkehr des Herrn Geheimen Rath von Wohlzogen.

Erst vor einigen Tagen habe ich das Paquet der Frau von Schardt an Camille Jourdain, der so lange ich hier bin, vereiset war, übergeben können. Er freute sich sehr von Weimar zu hören, und machte mir Hofnung den Herrn von Wohlzogen mit dem Durchl. Erbprinzen nächstens hier zu sehen. Wäre nun wohl etwas zu thun um mir zu künftiger Existenz in Weimar den Weg zu bahnen?

Lacher läßt sich Ihrem Andenken angelegentlichst empfehlen. Ich begegnete ihn vor einigen Wochen auf einem Spaziergange. Seine iezt nicht unangenehme Existenz hat er auch vorzüglich H. Basse zu danken. Noch voriges Jahr hat er in Schwaben und Bayern als gemeiner Husar sich wacker herumgeschlagen. Oft schon war er seinem Avancement nahe, und eine Kleinigkeit hinderte es; er soll nun nächstens Officier werden. Sobald sein Loos ein wenig entschiedener ist wird er selbst von Ihrer Erlaubniß Ihnen zu schreiben Gebrauch machen. Er frug mit außerordentlichem Intereße nach Ihnen; Wallenstein und das Mädchen von Orleans sind ganz für ihn. Noch ganz der Alte nähme er nicht eine Million das gemeine Husaren Leben nicht die vier Jahre

mitgemacht, nicht alles grade so erfahren zu haben: Krieg ist sein Element.

Einmal sah ich die große Wachparade aus den Vorzimmern des ersten Konsuls in die ich durch ein Billet von Lavallett, ehemaligen Adjutanten und dann Gesandter in Dresden, eingelassen wurde. Ehe Bonaparte durchkam wurden wir von einigen Garden gebeten auseinanderzutreten, die Herrn auf eine und die Damens auf die andere Seite. Nachdem ihm alle Fremden denen es zukömmt vorgestellt waren, kam er begleitet von einigen Generals in der einfachsten Offizierskleidung, durch das Vorzimmer, begrüßte freundlich die umstehenden. Vor der Thür stand ein prächtiger andalusischer Schimmel mit dem er in beständigem kleinen Galopp zwischen den Regimentern durchjagte. Nach geendigten militärischen Übung in dem Hofe der Thuillerien kam er wieder langsam durch das Vorzimmer zurück, nahm von beiden die Schriften die ihm überreicht wurden. Dann folgten die Soldaten und Officiers denen EhrenFlinten Ehrensäbel zc. zuerkannt waren mit all denen die den Tag zur Tafel kamen, zweyhundert an der Zahl, und wir andern gingen nach Hauße.

Von dem großen Tänzer Vestris und dergleichen schreibe ich Ihnen nach dem großen Feste das nächstens gefeyert werden soll.

Für heute nur noch die Bitte, mein Andenken bei der Frau Hofräthin zu erneuern, und die Kleinen herzlich zu grüßen

von
dem Ihren
Harbaur

Adreße:
chez Me. Desenne lingère
paßage des petits pères Nr. 3
vis à vis L'hôtel philadelphie.

Den Brief nach Breslau bitte ich Sie sobald als möglich auf die Post zu schicken.

Harbaur war Mediziner; er hatte Schiller während seiner Krankheit 1799 und 1800 verpflegt und stand seitdem in nahem Verkehr mit der Schillerschen Familie; vgl. auch Charlotte v. Schiller I, 360. Am 6. Januar 1802 (Kal.) war ein Brief von ihm aus Neuweiler eingelaufen: der vorstehende fehlt im Kalender.

Aus seiner Angabe, daß er seit dem 13. Januar 1802 in Paris sei, ergibt sich die Datierung des im Euphorion 1905, S. 765 f. abgedruckten Briefes von Harbaur auf den März 1802 als falsch; dieser ist vielmehr noch vor die Rückkehr Wilhelms v. Wolzogen aus Petersburg anzusetzen, von der Harbaur erst in Paris hörte. Am 24. Februar 1802 trat der Erbprinz Friedrich Karl in Begleitung Wolzogens die Reise nach Paris an.

Über Johann Baptist Lacher aus Wurzach in Oberschwaben vgl. Schiller-Cotta-Briefwechsel S. 315 ff.

59.

Johann Friedrich Unger.

Leipzig den 13 Mai 1802

Verehrungswürdiger Herr Hofrath

Die vielen Meßarbeiten und andere Geschäfte haben mich gehindert, auf Ihren Brief vom 1ten April sogleich zu antworten. Wenn derselbe zwar meinen Wunsch nicht erfüllt, einen Kalender für das nächste Jahr zu erhalten, so ist mir doch die Hofnung nicht benommen, einen zu bekommen. Ich will es ganz Ihrer Zeit und Neigung überlaßen, u will gern bis Ostern 1803 oder einige Monate noch länger damit warten. Da ältere Verbindungen mit Cotta Sie hindern, dramatische Arbeiten mir zu geben, so muß ich mich denselben unterwerfen. Sollten Sie aber einmahl einen Roman oder andere Erzählungen die einen Band füllen können, schreiben wollen, darf ich wohl darauf rechnen, unter jeder von Ihnen zu machenden Bedingung, mir in Verlag zu geben? Jeden Aufwand des Aeusseren, der mir in meinen Kräften steht, werde ich darauf verwenden, so wie auf alles, was Sie mir in Verlag anvertrauen werden. So wünschte ich, daß ich für den Damen-Kalender 1803 eine kleine Erzählung von Ihnen erhielte, die mit guter Gesellschaft begleitet sein sollte.

Wegen der Irene trete ich nun ganz Ihrer Meinung bei, und werde Sie nie wieder mit einer solchen Bitte behelligen.

So werde ich Ihnen aber von ganzem Herzen für die kleine Schrift danken, die Sie mir über das Theater zu verlegen geben wollen. Bei Uebersendung des Mspts erbitte ich mir die Bedingungen, u die Art vorzuschreiben, wie Sie solche gedrukt zu sehen wünschen, u mit was für Lettern.

Seit einigen Wochen ist Ihre Jungfr. v. Orleans im neuen Schauspielhause gegeben worden, wo ich so sehnlichst gewünscht habe, Sie möchten dieser Vorstellung doch beiwohnen. Wenn gleich viele Schauspieler darin noch vieles besser zu spielen zu wünschen übrig laßen, so glaube ich, ohne Ihrem schönen Theater in Weimar nahe zu treten, daß in ganz Teutschland nicht so viele Pracht darauf verwendet ist, wie hier. Das Gefolge bei der Krönung besteht aus mehr den 200 Personen, auf das prächtigste gekleidet, u die schöne Music von Weber dazu, macht einen gar herrlichen Effect.

Darf Weber wohl mit einem Brief Ihnen beschwerlich fallen. Ich habe ihm die Stelle Ihres Briefs die ihn betraf, vorgelesen, die ihn sehr glüklich gemacht hat. Nächstens werde ich Ihnen seinen Marsch, u den Monolog der J. v. O. mit meinen neu erfundenen Noten gedruckt, zu übersenden die Ehre haben; hoffentlich werden Ihnen beide Stüke sehr gefallen.

Ich bleibe nur bis zum 23 Mai in Leipzig, wo ich wohl keine Antwort von Ihnen hoffen darf. In Berlin aber freue ich mich, von Ihrer Güte eine bald zu erwarten.

Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft u Gewogenheit gehorsamst, und bin mit der größten Verehrung

Ihr
gehorsamst ergebenster
Unger

Schillers fehlender Brief vom 1. April (nicht im Kal.) war die Antwort auf Ungers Brief vom 6. März (Geschäftsbriefe S. 288).

Für die Monatsschrift „Irene, Deutschlands Töchtern geweiht", herausgegeben von G. A. v. Halem, hatte Unger am 6. März Beiträge von Schiller und Goethe erbeten. Über die schroffe Ablehnung dieser Bitte durch beide s. Schiller an Goethe 17. März und dessen Antwort vom 19. Im Jahr zuvor hatte Schiller den Prolog der Jungfrau von Orleans, Goethe eine Szene aus Mahomet überlassen.

Die kleine Schrift über das Theater, die nur hier erwähnt zu sein scheint, ist nicht erschienen.

Bei seinem Aufenthalt in Berlin im Mai 1804 sah Schiller auch die Jungfrau von Orleans. Über den Krönungszug (vgl. auch o. den Brief von Genz S. 350) soll er damals zu Iffland gesagt haben: „Sie erdrücken mir ja mein Stück mit dem prächtigen Einzug!" (Pick, Schillers Reise nach Berlin, S. 26, vgl. Petersen, Schiller und die Bühne, S. 255). Zelters Bericht in seinem Brief an Goethe vom 7. September 1803, der vierte Akt sei mit über 800 Personen besetzt gewesen, erweist sich auch nach der obigen Angabe Ungers als übertrieben: diese stimmt mit der Aufzählung der Personen des Zuges durch Iffland in seinem Almanach für 1811 überein; vgl. Petersen a. a. O. S. 253.

Der Musikdirektor des Nationaltheaters in Berlin, Bernhard Anselm Weber, hatte nach Ungers Brief vom 6. März 1802 (Geschäftsbriefe S. 289) gewünscht, Schiller möge ihm den Text zu einer Oper schreiben; vgl. auch Schiller an Iffland 14. April 1804.

60.
Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den 24. Sept. 1802.

Ihr gütiges Schreiben, mein verehrungswerther Freund, welches mir Fräulein Amelie von Imhoff überbrachte, fand mich krank. Ich lag hart vom Podagra geplagt, ließ mich aber, sobald es möglich war, in Pantoffeln und Filzschuhen ins Museum der Antiken tragen, um die angenehme Dichterin zu empfangen. Sie schien an diesen Kunstwerken viel Vergnügen zu finden, aber ungeachtet ich sie einlud, oftmals wieder zu kommen, kehrte sie doch nicht wieder zurück. Desto öfter hat Herr von Gleichen die Gallerie besucht. Ich habe einen achtungswerthen Cavalier in ihm gefunden, und er

hat mir zugesagt, daß er, oder Ihre Frau Schwiegermutter, die ich nur ein einziges Mal zu sehen die Ehre hatte, etwas an Sie mitnehmen werde, was diese in Eil geschriebenen Zeilen begleiten sollen. Ich wagte es, der Behandlung wegen, nicht mit der Post zu senden, um es ganz in Ihre Hände zu bringen.

Es ist die schöne interessante Herkulanische Matrone in Biscuit, die ich Ihnen hiermit sende. Nehmen Sie dieselbe als einen kleinen Beweis meiner großen Hochachtung auf. Ich weiß, daß Sie den Werth dieses vortreflichen Kunstwerks zu schätzen wissen, und die artige Copie, die ich Ihnen davon sende, wird Sie noch lebhafter daran erinnern. Es weht darin der Geist, der aus Raphaels Madonna und aus Ihrer Johanna spricht. Ich finde diese Kunstwerke unter einander verwandt, wenn ich anders wahren Sinn dafür habe. Ich weiß nicht, wem Bött. nachredet, daß diese herkulanischen Figuren von geringem u. spätem Styl wären. Wäre dieß, so verzeihen Sie meine Vergleichung u. ich habe nicht den mindesten Kunstsinn. Ich hoffe, sie sollen künftig für das allgemeiner erkannt werden, was sie wirklich sind. Ich gedenke das Wichtigste und Schönste der Gallerie in guten Kupferstichen mit etwas Beschreibung heftweise zu liefern, so daß jeder Heft 12 Platten enthält. Ich habe bereits sehr schöne Zeichnungen dazu fertigen lassen, und sobald ich hinlänglich Vorrath dazu habe, vertheile ich die Zeichnungen unter die vorzüglichsten Kupferstecher. Die Unternehmung ist freilich sehr kostspielig, da ich alles so gut als möglich liefern will. Ob ich wieder zu meinem Aufwand kommen werde, steht dahin. Nutzen kann mir schwerlich davon werden, da ein Absatz von 300 Exemplaren noch keinen bringen. Darf ich mehr als den sechsten oder höchstens den vierten Theil auf Deutschland rechnen?

Wenn Sie die kleine Figur ausgepackt haben, so nehmen Sie einen weichen Pinsel und waschen Sie dieselbe mit Seifenwasser. Dieß ist die Methode, sie von allem Staube

und aller Unreinlichkeit zu säubern. Unter einem Futteral von Glas wird sie sich immer schön erhalten. Da das Biscuit den feinsten Alabaster nachahmt, so erregen dergleiche Figuren immer angenehme Gedanken an die Originale.

Sobald das Taschenbuch, was ich herausgebe, aus den Händen der Buchbinder seyn wird, soll es Ihnen sogleich von Leipzig aus übermacht werden. Ich hoffe, Sie sollen Ihre mir so werthen Gedichte, die dem Taschenbuche zur wahren Ehre gereichen, nicht in unwürdiger Gesellschaft finden, wenn auch nicht alle Blumen darunter Rosen oder Nelken sind. Rücksichten machen oft die Aufnahme einer Kleinigkeit nothwendig, die schwer zurückzuweisen ist.

Schenken Sie uns bald wieder ein schönes Kunstwerk. Ich wünsche Ihnen dazu Fortdauer der Gesundheit. Erhalten Sie mir stets Ihr Wohlwollen, und zählen Sie mich stets unter Ihre wärmsten Verehrer und Freunde.

W. G. Becker.

Ich ersuche Sie, die Inlage an Herrn
Legationsrath Hermann, den Vorsteher
des Münzcabinets zu senden.

Der Brief Schillers an Becker (Kal. 22. August) fehlt; der vorliegende ist im Kalender nicht verzeichnet.

Frau v. Lengefeld und Herr v. Gleichen Rußwurm waren mit den schwarzburgischen Prinzessinnen in Dresden (Körner an Schiller 19. September). Becker war Inspektor des Antiken- und Münzkabinetts, später auch des Grünen Gewölbes.

Für die verhüllte herkulanische Matrone sandte Schiller durch Körner am 11. Oktober eine Danksagung (fehlt).

Beckers Taschenbuch für 1803, s. o. zu Nr. 57, folgte mit einem Schreiben vom 4. Oktober (Urlichs S. 501).

61.
Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den 25. Jan. 1803.

Verehrungswürdiger Herr und Freund.

Ihre letzte mir sehr erwünschte Zuschrift begegnete den Zeilen, die ich in Leipzig dem Taschenbuche für Sie hatte beilegen lassen. Es mußte mir sehr angenehm seyn, daß Ihnen unsere schöne Griechin in ihrer Verjüngung gefallen hatte. Wenigstens war dieß mein Wunsch bei Uebersendung derselben.

Da Sie so gütig waren, mir das Anerbieten zu leisten, mein Werk über unsere Antikengallerie befördern zu wollen, so lege ich Ihnen eine Ankündigung desselben bei, die Sie auch nächstens in der Allgem. Jen. Litteratur=Zeitung finden werden. Weiter sende ich heute noch keine Ankündigung ab, damit Sie dieselbe zuerst erhalten. Das Werk macht mir sehr große Kosten, und einen höheren Preis darf ich nicht setzen; der Rabatt an die Buchhändler nimmt auch noch viel weg. Einem Buchhändler kann ich den Verlag nicht überlassen, weil das Werk sonst fabrikmäßig behandelt wird. Glauben Sie mein Werk empfehlen zu können, so ersuche ich Sie darum. Die Pränumeranten werden zu seiner Zeit vorgedrukt; daher ich Namen und Rang zu erfahren wünsche. Sollten Sie mit dem Herzog von Holstein noch correspondiren, und ihm das Werk empfehlen können, so würde Ihre Empfehlung auch dort von Nutzen seyn. Am meisten liegt mir an einer deutschen Ausgabe, wenn ich schon 4 bis 500 r. mehr Aufwand habe. Und eben deswegen wünsche ich mir deutsche Beförderer, damit diese Auflage zu Stande komme. Ich hoffe, das Werk soll Ihrer Empfehlung keine Schande machen.

Ihre Gedichte haben meinem letzten Taschenbuche einen vorzüglichen Werth gegeben: Ihr Name hat es gehoben. Sollten Sie mir den Wunsch verdenken können, daß das

nächste eine gleiche Zierde erhalten möchte? — Zürnen Sie nicht, wenn ich Ihre Güte mißbrauche! Ich kann einmal dem Drang, Ihnen diesen Wunsch zu eröfnen, nicht widerstehen.

Werden wir bald wieder ein Meisterstück für die Bühne von Ihnen erhalten? — Das nächste werde ich erst aufführen sehen und dann lesen, damit mir die Schauspieler weniger mißfallen. So viele Achtung auch Madame Hartwig als Schauspielerin verdient, und so glücklich sie auch einzelnes wiedergiebt — die Johanna erreicht sie doch nicht, und unter allen Schauspielerinnen vielleicht keine.

Bei Körners habe ich erfahren, daß Sie in diesem Jahre vielleicht wieder nach Dresden kommen. Ich freue mich darauf, weil ich dann hoffe, Sie wieder recht oft unter unsern Göttern und Helden zu sehen.

Erhalten Sie mir stets Ihre Gewogenheit und Freundschaft. Ich freue mich derselben in meinem stillen Leben; und so danke ich sie Ihnen.

Leben Sie recht gesund! Ich bin mit wärmster Hochschätzung

Ihr

ganz eigner

W. G. Becker.

Das große Werk über die Antikengalerie, das Becker schon in dem Brief vom 24. September 1802 (s. o. Nr. 60) erwähnt hatte, ist das „Augusteum, Dresdens antike Bildwerke", 13 Hefte Folio, Preis 125 Taler; vgl. Schiller an Körner 4. Januar 1804.

62.

Karl Friedrich Zelter.

Berlin 16 März 1803.

Mein Stiefsohn Flörike, der sich Ihnen zu empfehlen wünscht, bevor er sein Vaterland verläßt, bringt Ihnen von

Ihren eignen schönen Gaben, weil sein Vater nichts beßres zu geben weis.

Der beyfolgende neue Versuch mit dem Hexameter, soll Ihnen bezeugen, daß wir hier nicht still stehen und die Kunst gern weiter bringen möchten. Sie finden Ihr vortreffliches Gedicht in eine musikalische Fantasie eingewickelt, durch welche es nicht hat verstellt werden sollen. Es geht mir nahe, Ihnen die Musik nicht selber insinuiren zu können. Die Production derselben muß kräftig und ruhig seyn; frey, ohne Poltern und Affectation. Der Sänger muß das Gedicht singen, wie Sie selber es lesen würden, weiter habe ich nichts davon zu sagen.

Nehmen Sie meinen Sohn gütig auf und geben Sie ihm einige ernsthafte Worte mit auf den Weg. Er kann nicht wissen wie ich ihn liebe, indem ich ihn hinaus sende, wohin ich lieber selber gegangen wäre; aber Sie können ihm sagen, was ihm frommt und ihn meiner Liebe würdig erhält. Er geht nach Frankreich.

Ihre Braut von Messina habe ich so eben gelesen. Mir ist ein Einfall gekommen, der mir neu scheint. Jetzt, da ich das Mscpt nur einen Tag in Händen gehabt, kann ich Ihnen darüber nur soviel sagen: Die Vermischung des Gesanges mit der Rede, scheint mir sehr schwierig, wenn sich nicht eins an dem andern hart stossen soll. Die Schauspieler werden den ganzen 3 Auftritt des ersten Akts, in einem angewiesenen strengen musikalischen Takte sprechen müssen, dem eine blos modulatorische Musik untergelegt werden müste, damit das Ohr schon an musikalische Töne gewöhnt ist, wenn der Chorus singend eintritt. Jetzt kann ich nicht deutlicher sein, weil ich wirklich noch selber nicht weis, wie sich diese Idee praktisch realisiren lassen wird. Aber das neue Genre könte eine Schule werden für die Recitation der Schauspieler, die einen wohlthätigen Einfluß auf den Vortrag aller Verse haben müßte. Hier zu Lande wäre dies gar nicht zu bewerkstelligen, der Hetzereyen wegen.

Es wäre nur, noch unendlichen Versuchen, auf einem Theater möglich, wie das Ihrige ist.

Das Fräulein v. Wurmb, soll mir ein willkommner Gast seyn. Wenn sie nicht zu kurze Zeit in Berlin bleibt wird sie die Singakademie hören können, wie sie ist, denn unsere Ausführungen gerathen einmal besser als das andere.

Leben Sie fein wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau aufs Beste und Ihrer edeln Erbprinzessin

Ihr
unabläßig treuer
Zelter.

Der Brief (fehlt im Kal.) beantwortet Schillers Brief vom 28. Februar, in dem Schiller eine Komposition der Chöre in der Braut von Messina angeregt und den Besuch von Christiane v. Wurmb, einer Cousine seiner Frau, angekündigt hatte.

Der neue Versuch mit dem Hexameter, von dem Zelter schreibt, könnte die Komposition der „Sänger der Vorzeit" sein, die Körner am 19. Juni 1803 erwähnt.

63.

Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den 4. Dec. 1803.

Mein verehrungswürdiger Freund.

Herr Graf von Oertzen, Churfürstl. Oberforstmeister, einer von den seltenen Cavalieren, die für das Hohe u. Schöne in der Kunst Sinn haben, reiset nach Weimar, um seine berühmten Männer von Angesicht zu kennen. Er hat mich gebeten ihm, wenn ich könnte, dazu behülflich zu seyn. Wie konnte ich unterlassen, ihm diesen Brief an Sie zu übersenden? Glauben Sie aber nicht, daß ich dergleichen öfters thun würde.

Die Braut von Messina habe ich mit dem großen Vergnügen gelesen, die mir alle Ihre Schöpfungen gewähren. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß der Chor die Poesie der

Tragödie hebt; aber Johanna, Carlos u. s. w. bleiben unsterbliche Werke, wenn gleich kein Chor darin waltet. Mich dünkt, der Chor erhebt das Publikum zur Dichtung; aber sollte er nicht den Dichter beschränken?

Der erste Heft meines Augusteum wird in diesem Monath fertig und im Januar ausgegeben. Soll ich das subscribirte Exemplar gradezu an die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen senden?

Ich habe an diesem Werke keine Kosten gespart; es kömmt mich sehr hoch. Der erste Heft ist durch seine Stärke zum Doppelheft geworden. Itzt erst sehe ich ein, daß ich den Preis viel zu niedrig gesetzt habe. Die Kupfer sind sehr gut ausgefallen; Druck und Papier sind schön.

Mein Taschenbuch werden Sie erhalten haben. Empfangen Sie nochmals meinen Dank für Ihr Punschlied. Wie lieb würde es mir seyn, wenn Sie mich künftig wieder mit etwas zu diesem Behuf beschenken könnten!

Leben Sie wohl und empfangen Sie die Versicherungen meiner reinsten Verehrung.

W. G. Becker.

Über Beckers „Augusteum" vgl. o. zu Nr. 61. — Auf Beckers wiederholtes Bitten, zuletzt 21. April (Urlichs S. 512), hatte Schiller ihm am 2. Mai (Kal. 28. April) das „Punschlied. Im Norden zu singen" für sein Taschenbuch (1804) geschickt.

64.
Wilhelm Heinrich Karl v. Gleichen-Rußwurm.
1765—1816.

Verehrungswürdiger Freund,

Man wählte sonst für sein Kind einen Heiligen, um ihm seinen Lebenswandel als einen Leitstern auf dem Wege zum Himmel vorleuchten zu lassen. Diese Sitte ist bei uns veraltet; aber sie hätte nur der besseren weichen sollen, edle Männer und Frauen in der nämlichen Absicht zu Pathen

zu wählen. Daß ich in diesem Geiste handeln, und Ihnen meinen kleinen Heinrich Adelbert als Ihren Pathen empfehlen darf, wird mir Ihre wohlwollende Freundschaft gegen mich gewiß gerne erlauben. Lieben Sie ihn jetzt als den Sohn Ihres Freundes und Verehrers, lieben Sie ihn künftig, weil er Ihrer Liebe werth ist, und er wird derselben werth seyn, wenn er dem Beispiele veredelter Menschheit nachstrebt, auf das ich ihm zur Nachahmung hinweisen werde.

Meine Frau, die sich, so wie der Kleine, recht wohl befindet, grüßt Sie und mit mir die gute Lolo (dieß war ihr Ausdruck) auf das angelegentlichste und freundschaftlichste. Auch Ihrem lieben Karl und Ernst meinen herzlichsten Gruß.

Ich bin, mit inniger Hochschätzung

Ihr

Rudolstadt, Freund
d. 14. Dec. 1803. Gleichen.

Ihr freundliches, liebes Karolinchen war eben bei uns. Sie ist, so wie die gute chere mere, recht wohl.

Schiller nahm am 15. Dezember mit herzlichen Worten die Patenstelle bei dem am 28. November geborenen Adelbert v. Gleichen an; dieser vermählte sich 1828 mit Schillers Tochter Emilie. — Karoline v. Schiller, geb. 1799 (s. o. Nr. 38), weilte auf Besuch bei ihrer Großmutter, Frau v. Lengefeld.

65.

Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den 27. Jan. 1804.

Die günstige Gelegenheit, Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, durch Frau von Wollzogen einige Zeilen übermachen zu können, kann ich nicht unbenützt lassen. Herr Graf von Oertzen wird Ihnen vermuthlich zu Anfang dieses Jahres ein anderes Schreiben von mir eingehändiget haben, worin ich Sie um Nachricht bat, ob ich das für die Fürstin

von Schwarzburg-Sondershausen bestimmte Exemplar geradezu an die Fürstin schicken solle; ich habe dieß seitdem wirklich gethan, und halte es für Pflicht, Sie davon zu benachrichtigen.

Vielleicht ist Ihnen das erste Heft des Augusteum bereits zu Gesicht gekommen. Das Aeußere wird Ihnen wenigstens gezeigt haben, daß ich dabei nicht auf großen Vortheil gerechnet habe, denn der Preiß ist dafür zu niedrig und die Auflage zu klein. Dürfte ich mir schmeicheln, daß das Werk Ihren Beifall fände, o dann möchte ich wohl damit auf Gedichte von Ihnen für mein Taschenbuch pränumeriren. Ich bescheide mich gern, daß Herr Cotta nähere Ansprüche hat: aber vom Reichen kann mehr als Einer Freude haben.

Leben Sie wohl und stets beglückt! Ich verbleibe mit reinster Verehrung

der Ihrige

W. G. Becker.

Nach dem Kalender kam Beckers Brief vom 4. Dezember, den er Graf Oertzen mitgegeben, am 4. Januar 1804 in Schillers Hand.

Bei der Übersendung des „Punschlieds" an Becker am 2. Mai 1803 hatte Schiller geschrieben, er habe die wenigen neu entstandenen Kleinigkeiten für den zweiten Band seiner Gedichte vorbehalten und auch für Cottas Damenkalender etwas tun müssen; vgl. Schiller an Cotta 6. Januar 1805: „Was aus meiner Feder kommt, sei es von großen oder kleinen Sachen, gehört Ihnen, nur hie und da einen kleinen Lappen für Becker in Dresden abgerechnet, den ich vielleicht noch dahin geben muß zur Erwiederung alter Höflichkeiten."

66.

Karl Schwarz.

Schauspieler in Breslau, später in Stuttgart.

Hochwohlgebohrner

Insonders Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Als ich im Octbr. 1802, bei meinen kurzen Aufenthalt in Weimar, das Glück hatte Ihnen persönlich meine innigste

Ergebenheit versichern zu können, hatte ich zugleich das Vergnügen aus Ihrem Munde die Bestätigung zu hören, daß Wilhelm Tell von Ihnen für das Theater bearbeitet werden würde. Nun habe ich erfahren, daß dieses so sehnlichst erwartete Stück bereits von Ihnen beendigt. Da nun das hiesige Publicum für die Wercke Ihres Geistes eine ruhmvolle Anhänglichkeit bezeigt, denn Ihre Jungfrau v. Orleans z. B. ist nach einer mehr als 25maligen Aufführung noch immer ein Lieblingsstück, so wünscht die Theaterdirektion recht bald dem Publico den Genuß des Wilhelm Tell zu verschaffen. Sollte nun die gedruckte Erscheinung desselben sich noch einige Zeit verzögern, so bin ich beauftragt Sie zu ersuchen, dem hiesigen Theater dieses Stück, gegen ein billiges Honorar, gefälligst im Manuscript zur Aufführung zu überlassen. Wollen Sie nun gütigst auf das Ersuchen des hiesigen Theaters reflectiren, so haben Sie die Gewogenheit das Mscpt sobald als möglich zu überschicken.

Ist es wahr was ein Gerücht hier sagt, daß Sie diesen Sommer einen Besuch in Carlsruhe in Schlesien machen würden, so schmeicheln wir uns, da Sie dann Breslau so nahe sind, Sie auch in unsern Mauern zu sehen. Gewiß wird die Menge Ihrer Verehrer hier, alles aufbiethen Ihnen Ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Mit innigster Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrn

Breslau
d. 7. Febr.
1804.

ganz ergebenster

Carl Schwarz,
Schauspieler.

Schiller erklärte sich am 20. Februar bereit, ihm den Tell für 25 Dukaten zu überlassen.

Mit dem Besitzer von Carlsruhe in Oberschlesien, dem Herzog Eugen von Württemberg, hatte Schiller im Juli 1803 in Bad Lauchstädt frohe Stunden verlebt (vgl. Schillers Briefe an seine Frau

vom 4. und 6. Juli 1803): das mag den Anlaß zu dem hier erwähnten Gerücht gegeben haben. Schillers Tochter Karoline lebte später einige Jahre in Carlsruhe als Erzieherin der Herzogin Marie von Württemberg.

67.
Karl Schwarz.

Breslau d. 3 März 1804

Hochwohlgebohrner Herr Hofrath

Sie beehren mich in Ihrem gütigen Schreiben mit so viel Aeußerungen Ihres Wohlwollens, daß ich darinnen eben soviel schmeichelhaftes für mich finde, als es Aufforderung für mich ist, nach maaßgabe meiner wenigen Kräfte, mich der Zufriedenheit eines so großen und allgemein hochgeschäzten Mannes, würdiger zu bilden. Ich leugne nicht, ich halte die Augenblicke, wo ich mündlich, und iezt schriftlich die Versicherung Ihrer nachsichtsvollen Zufriedenheit empfieng, für die schönste Belohnung meines Künstlerlebens.

Da die Herausgabe Ihres Wilhelm Tell erst mit Ende dieses Jahres erfolgt, so würden Sie die hiesige Direction sehr verbinden ihr dieses Stück in Mspt. zur Aufführung zu überlassen, und sie zahlt mit Vergnügen die von Ihnen bestimten 25 Dukaten. Auch fügt sie sich sehr gern in Ihren Wunsch selbiges hier nicht eher als Mitte oder Ende Mai aufzuführen, vor welcher Zeit es die dazu nöthigen Arrangements des Kostüms und der Decorationen, wohl ohnehin nicht möglich machen werden. Nur zweierlei erbittet sich die Direction noch von Ihrer Gewogenheit: Das an 36 starke Personal des Stücks ist allerdings eine große Schwierigkeit für unser Theater, indem unser Theaterpersonal nur aus 17 Männern, und 11 Damen, — brauchbahr, mehr oder weniger, in Ansehung ihres Talents — besteht. Da mir nun bewußt, daß das Personal des Weimarschen Hoftheaters obige Zahl nicht übersteigen wird, so ist mit Recht zu ver-

muthen, daß Sie entweder durch Verminderung der Personen, oder vielleicht durch die Angabe wie kleinere Rollen zusammen gespielt werden können, dieses Stück für ein aus weniger als 36 Personen bestehendes Personal aufführbahr gemacht haben. Um die gütige Mittheilung Ihres Wilhelm Tell in der Gestallt wie sie ihm für das Weimarsche Hoftheater arrangirt, ist es nun worum die hiesige Direction bittet. — Das zweite ist, daß Sie gefälligst dem hiesigen Theater Ihre Wünsche in Rücksicht des Kostüms und der Decorationen mittheilen, und in dieser Hinsicht diejenigen Werke uns wißen lassen, woraus über beides die nöthige Einsicht zu erlangen. Die Direction will keine Kosten, und die Gesellschaft wird keinen Fleiß sparen, um nach Kräften die Aufführung dieses Stücks mit möglichsten Glanz und Eifer zubewerkstelligen. Je früher Sie mir nun das Mspt. gütigst für das hiesige Theater überschicken, ie willkommner ist es.

Es hängt von Ihnen ab, ob Sie die Auszahlung der 25 Dukaten, durch eine Weimarsche Buchhandlung an den hiesigen Buchhändler Gottlieb Wilhelm Korn, gleich bei Überschickung des Stücks wollen assigniren lassen, oder ob Sie die Überschickung derselben in Natura befehlen.

Und nun erlauben Sie mir noch eine Bitte für mich selbst: Sollten Sie die Rolle des Wilhelm Tell meinen Kräften angemessen glauben, so würde ich mich sehr glücklich schätzen, wenn Sie mich mit einigen nähern Winken über die Darstellung dieses Karacters beehrten, ich würde mich bemühen durch möglichst treue Befolgung derselben einen schwachen Beweiß der innigsten Hochachtung an den Tag zulegen, mit welcher ich bin

Ihr
ganz ergebenster
Carl Schwarz.

68.
Karl Schwarz.

Breslau d. 10 März 1804

Sie verzeihen gütigst Hochwohlgebohrner Herr Hofrath, daß ich ohne Ihre Antwort abzuwarten, Sie schon aufs neue mit diesen Zeilen belästige.

Ich war in meinen lezten Schreiben so frei Sie zu bitten, im Fall Sie eine Aufführung des Wilhelm Tell, nach Angabe unsers Personals, hier möglich glaubten, selbigen an mich oder die hiesige Theaterdirection zu überschicken. Dieses leztere muß ich etwas näher bestimmen, nemlich an mich oder an den Mitdirector des hiesigen Theaters, H. Kaufmann Ferdinand Schiller. Dieser uneigennützige und mit ächter Kunstliebe begabte Mann will nemlich auf eigne Kosten dem hiesigen Theater und Publico die Acquirirung dieses Stückes gewähren. Dies die Ursache meines heutigen Schreibens, damit nicht vielleicht durch ein Versehen meiner Schuld, dem lieben Manne sein vorgehabter Plan der Überraschung vereidelt würde. Auch hat bereits auf seine Ordre die Gottlieb Wilhelm Kornsche Buchhandlung hier, an H. Legat.Rath Bertuch in Weimar, die Verfügung getroffen, sogleich auf Ihren Befehl die 25 Dukaten auszuzahlen.

Ich bin so frei mir wenigstens eine vorläufige gütige Antwort von Ihnen zu erbitten, ob meine lezt gethanen Wünsche, wegen Möglichkeit der Aufführung des Wilhelm Tell auf dem hiesigen Theater realisirt werden können, weil im entgegengesezten Fall Einrichtungen zur Aufführung des Wallenstein gemacht werden sollen. Nochmals Verzeihung.

Ich bin mit innigster Hochachtung

Ihr
ergebenster
Carl Schwarz.

An
Herrn Hofrath v. Schiller
Hochwohlgebohrn
frei in
Weimar

Die beiden vorstehenden Briefe beantwortete Schiller am 24. März mit der Übersendung des Manuskripts in der Bearbeitung für das Weimarer Theater. Er fügte einige Kostümzeichnungen bei — „die ganz gemeinen Landleute können zum Theil im Hemd, mit bunten Hosenträgern spielen, und viele Kleider erspart werden" — und bezeichnete diejenigen Rollen, die statt von verschiedenen von Einem Schauspieler gegeben werden könnten: in Weimar seien mit 17 Schauspielern 30 männliche einzeln sprechende Rollen besetzt; vgl. Schiller an den Theaterdirektor Herzfeld in Hamburg vom gleichen Tage und an Körner vom 10. Dezember 1804.

Auf die Bitte von Schwarz, ihm Winke über die Auffassung der Titelrolle zu geben, erwiderte Schiller: „Die Rolle erklärt sich selbst: eine edle Simplicität, eine ruhige, gehaltne Kraft ist der Charakter: mithin wenige, aber bedeutende Gestikulation, ein gelassenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle schlichte Manneswürde."

Auf einem Manuskriptblatt zu Tell im Schillermuseum stellt Schiller die Personen des fünften Akts, wie sie nach und nach auftreten, zusammen und fügt am Schluß bei:

NB. Außer diesen können, um den Hintergrund der Scene von Menschen recht voll zu machen, auch alle übrigen Schauspieler und Statisten in dem Stück, welche in dieser Scene nicht mehr vorkommen, auf eine gehörige Art unkenntlich gemacht hinten untergesteckt werden.

Nöthige Statisten sind also

Handlanger
Sigrist
Ein landenbergischer Reiter
Der Stier von Uri
} diese vier haben einiges allein zu sprechen.
Ein Trommelschläger.
Vier Landenbergische Reiter, nachher Geßlerische, zuletzt Landleute.
Neun Schweitzer erscheinen
im I. Act als Bauleute
im II. als Landleute mit Schwerdtern
im III. als Geßlerische Reiter
im IV. als Hochzeitsgesellschaft
im V. als Landleute wie im IIten.
Sechs Urner erscheinen
im II. Act 1) als Knechte die zur Arbeit gehen
2) als Landleute mit Schwerdtern.
im IV. Act 1) als Knechte.
2) als Mönche.
im V. Act wieder als Landleute wie im II.
Sieben Unterwaldner durchaus als Landleute
Acht Kinder, davon sechs im ersten Act als Bauleute.
Vier Weiber, im vierten Act hochzeitlich gepuzt.

Daran anschließend entwirft Schiller die Besetzung für Weimar, nach der Winkelried, Erster Gesell und Parricida von Unzelmann, Meier, Seppi und Wanderer von Brandt, Frießhardt, Meister Steinmetz und Landenbergischer Reiter von Eilenstein, Ausrufer und Rudolf der Harras von Zimmermann, Kuoni, Reding und Stüssi von Wolf, Werni und Leuthold von Benda, Rösselmann und Frohnvogt von Genast gegeben werden sollten.

69.
Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den April 1804.

Das leidige Chiragra und darauf einige dringende Beschäftigungen hatten mich bisher verhindert, Ihnen, mein verehrtester Freund, eher wieder zu schreiben. Ich freue mich auf Ihren Tell, wie auf alles, was Sie schaffen. Möge Hygiea Ihrem guten Genius immer ihre Schaale reichen.

Recht sehr wünsche ich, daß die Vollendung Wilhelm Tells Ihnen Muße und Ruhe zu kleineren Dichtungen verliehen habe. Recht sehr wünsche ich mir etwas von Ihnen, um mein Taschenbuch damit zu schmücken, das nun bald in die Druckerei wandern muß. Vergessen Sie mich immer nicht.

Das Augusteum werde ich Ihnen mit Meßgelegenheit schicken, da Sie es von mir annehmen wollen. Das Exemplar der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen war schon versandt, ehe ich Ihren Brief erhielt u. ist auch schon bezahlt. Auf meine Kosten werde ich vielleicht nach und nach kommen, aber eigentlichen Gewinn werde ich wenig davon ziehen können. Die Zahl der Pränumeranten erlaubte mir keine große Auflage zu machen, u. die Pränumerationspreise waren zu niedrig gesetzt. Itzt muß ich Wort halten.

Der Frau von Wollzogen bitte ich, außer den Versicherungen meiner Ehrerbietung, zu sagen, daß ich ihrem Herrn Gemahl ein Exemplar des Augusteum durch eine sehr gute Gelegenheit übermacht habe.

Möchten Sie mich bald mit neuen Beweisen Ihres Wohlwollens erfreuen! — Leben Sie glücklich! Mit wärmster Verehrung bin ich immerdar

Ihr
ganz eigner
W. G. Becker.

An den Herrn
Hofrath von Schiller
in
d. E. Weimar.

Der Tag des April ist nicht eingesetzt. Nach dem Kalender ist der Brief am 10. angekommen.

70.

Karl Graß.

1767—1814, Schriftsteller und Landschaftsmaler.

Rom am 1. Ostertage 1804

An Friedrich v. Schiller.

Ich glaube Ihrer Verzeihung gewiß zu seyn, indem ich zwey Worte an Sie schreibe. In meinem letzten Brief an Ihre Gemahlin, den Frau v. Humbold, mitnahm, bedauerte ich nicht früher von der Reise der Frau v. H. gewußt zu haben, weil ich sonst eine Zeichnung mitgesand hätte. — Kurz darauf erfuhr ich daß Herr von Clubner aus Leipzig nach Sachsen zurükkehrt. Er erbot sich ein solches Blatt mitzunehmen, u ich verfertigte beyliegende Composition, freylich aber in solcher Eil, indem ich kaum 8 Tage Zeit hatte, so daß ich fast in Zweifel stand ob ich's verschikken sollte. Der Gedanke daß in jedem Falle der gute Wille doch das beste daben seyn würde, bestimmte mich es einzurollen, wie es ist, wobey mir Reinhard, der sich meiner guten Fortschritte sehr freut, behülflich war. — Ich hatte keine Zeit die Zeichnung auf einen saubern Bogen zu ziehen u dem Rand das nöthige

Relief zu geben. Ich bitte Sie das alles bey Ihrer Gemahlin, der das kleine Andenken aus Rom gewidmet ist, bestens zu entschuldigen.

Ihnen sende ich ein Produkt, das mich selber überraschte — weil ich es in acht Abenden u beynahe ohne alle Veranlassung schrieb. — Wie glüklich wär ich, wenn es einigermaßen Ihres Beyfalls werth seyn könnte. Mir wird es immer ein Erinnerungszeichen an sehr glükliche Tage meines Lebens bleiben, denn selten genoß ich ein froheres u harmonischeres Gefühl aller meiner etwanigen Kräfte als jetzo.

Da ich jetzt nur zwey Wünsche habe nemlich — bestimmten Anlaß zur frohen Thätigkeit u. Aussicht meinen Aufenthalt in Italien oder Deutschland verlängern zu können, zu erhalten, so werden Sie selbst fühlen wie wichtig mir jeder Wink von Ihnen seyn würde. Ich überlasse daher auch ganz Ihrer Disposition welchen Gebrauch Sie von dem beyliegenden Gedicht etwa machen zu können glauben, indem ich voraussezze daß Sie noch immer einige Theilnahme für mich bewahren, wie gering auch meine Ansprüche darauf sind. Aus meinem Brief an Ihre Gemahlin, den Frau v. H. mitnahm werden Sie über dies alles ein mehreres ersehn. — Ich freue mich unbeschreiblich darauf, daß ich von Ihnen selbst oder durch die Güte Ihrer Gemahlin erfahren werde ob Sie einen Funken Geist u Leben in dem beyliegenden entdeckten, u. ist das nicht, so wird mich doch Ihr unverhaltener u. gewiß wohlgemeinter Tadel zu einer tröstlichen Gewißheit führen, denn ich kenne niemand, am wenigsten hier, der mein innres bestimmen könnte, wie Sie es mit wenigen Worten können. — Es ist mir lieb daß ich beyliegendem Gedicht bei der Abschrift, die ich freylich in ein paar Abenden machte soviel Vollendung geben konnte daß ich selbst es für jetzt nicht bedeutend zu verbessern wüste u daß Sie daraus einigermaßen sehen wie weit die Tendenz meiner poetischen Ader u meiner Kritik geht. Hätte ich Zeit

gehabt, so hätte ich ein paar kleinere Stükke beygelegt, wovon eins oder das andere ganz vollendet ist. Doch es ist genug an dem.

Mit diesen Arbeiten u. diesen Zeilen schließ ich meinen bisherigen Winteraufenthalt in Rom, indem ich in ein paar Tagen u. zwar mit Reinhard u einem histor. Maler Abel aus Wien zum zweytenmal nach Neapel gehen will. Kann es seyn, so trenne ich mich von ihnen, u gehe nach Sicilien. Sollte aber die Reise zu kostspielig seyn, so wird's mich doch schon gnug freuen das herrliche Land um Neapel wiederzusehn u. durchs Gebürge von Abruzzo zurükzukehren.

Reinhard grüßt Sie herzlich. Wir sind oft im Geiste bey Ihnen u freuen uns auf die Erscheinung eines großen Schauspiels, das Sie jetzt beschäftigen soll, Wilh. Tell. — Mag es aber heißen wie es will: was Ihren Namen trägt das bringt uns immer große Freude.

Es ist Zeit daß ich schließe. Ich bitte Sie Ihre Gemahlin herzlich von mir zu grüßen u. Sie selbst edle Frau bitte ich kein Wörtchen verlohren gehn zu lassen, wovon Sie glauben können daß es mir wichtig seyn könnte, wenn der Edle Schiller etwas in Beziehung auf meine Arbeiten sagt. — Sie wissen daß es ein sehr reiner u. anspruchloser Grund ist warum mir so viel daran liegt. Dasmal füg ich auch die Bitte hinzu: lassen Sie mich nicht zu lange auf Antwort warten, denn die Monde, die ich in Italien verleben kann, sind mir wichtig u entfliehen — ach! so schnell. — Meine Liebe umfaßt ewig Ihr beyderseitiges Andenken!

Carl Graß.

Schiller erhielt diesen Brief von Graß, der in Jena viel in der Schillerschen Familie verkehrt hatte, am 26. Juli (Kal.). Am 2. April 1805 gab Schiller den nach Italien reisenden Herren v. Herda Briefe an seine römischen Freunde Humboldt, Reinhart und Graß mit. Er bat Humboldt, den Brief an Graß ja recht bald zu besorgen: „Er wartet schon fast ein Jahr auf meinen Brief und wird mich beinahe aufgegeben haben." Graß erhielt Schillers und Charlottens Briefe bei seiner Ankunft in Neapel und gleichzeitig die Nachricht von Schillers Tod; vgl. Charlotte v. Schiller III, 153.

Das Gedicht, das Graß übersendet und über das sich Schiller in seiner Antwort äußert, ist „Fels von Felsenstein".

Die Reise nach Sizilien machte Graß 1804 mit Schinkel und Rehfues, vgl. Archiv für Literaturgeschichte V, 111 ff.

71.

Wilhelm Gottlieb Becker.

Dresden, den 25. Jun. 1804.

Da ich so eben nach Jena schreibe, so eile ich, mein verehrungswürdiger Freund, Ihnen für Ihre gütige Zuschrift und für die Verheißung zu danken, daß Sie mir noch etwas zum Taschenbuche senden wollen, u. schließe diese Zeilen bei. Ein Beitrag von Ihnen ist mir zu wichtig, als daß ich den bereits angefangenen Druck nicht noch aufhalten sollte.

Es würde schmeichelhaft für mich seyn, wenn Sie dem Augusteum, insofern es Ansichten von mir enthält, Ihren Beifall nicht ganz entziehen könnten. Diese Ansichten sind mir wenigstens eigen u. neu. Hie u. da stoßen sie freilich gegen Hergebrachte an, die aber nicht immer strenge Prüfung aushalten.

Daß ich ein ausgezeichnetes Ex. an Herrn Staatsrath von Engel für S. Durchl. den Erbprinzen von Sachsen-Weimar beigelegt habe, glaube ich Ihnen bereits gemeldet zu haben. Es muß längst angekommen seyn.

Mit unveränderlicher Verehrung bin ich imerdar

der Ihrige
W. G. Becker.

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Hofrath von Schiller
in
Weimar.

Schillers Zuschrift, nach dem Kalender vom 28. Mai, fehlt. Am 5. Juli (Kal.) antwortete Schiller (fehlt) und sandte den „Alpenjäger", der in Beckers Taschenbuch für 1805 erschien.

72.
Friederike Unger
geb. v. Rothenburg, 1751—1813.

Hochwohlgeborner Herr!
Höchstzuverehrender Herr Hofrath!

Schmerzlich, ich weiß, wird auch Sie der Todt meines geliebten Mannes berührt haben; den jeder Edle und Rechtschafne betrauert ihn, mit dem viel, viel zu Grabe sank. Öffentlich wirkte er viel und nüzlich; im Verborgenen war sein Gang der eines immer thätigen Menschenfreundes. Der seiner Rechten nicht wissen ließ was die Linke that.

Aus den öffentlichen Nachrichten werden Euer Hochwohlgeboren gesehen haben, daß ich die Erbin seiner Arbeiten und Lasten bin. Mögten die ihm wohl wollten, auch mir die Hand reichen, daß ich würdig bleibe, deß, dessen Streben nach Vollendung in allem was er schuf, ihn Ruhm bei seinen Mitbürgern und allen die ihn zu würdigen verstanden erwarb.

Wohlthätig würde es für meine erste Erscheinung auf der Bahn, die ich nun nach ihm betrete sein, wenn Geister, wie der Ihrige, mir zur Seite ständen. Seiner Kraft, und seines Talentes ermangelnd, werde ich nicht Erfolg wie er, mein Theurer Verstorbner haben, aber an Gradheit und Redlichkeit soll sein Vorbild mir nicht umsonst vorschweben. Mein Streben ist ernst und soll ausharrend sein, erläge ich ihm wie er erlegen hat!

Ich habe die Ehre ehrerbiethigst zu sein
Euer Hochwohlgeborn
gehorsamste Dienerin
Friderike verwittwete Unger

Berlin d 6. Jan: 1805.

Unger war am 26. September 1804 gestorben. Eine Antwort auf diesen Brief seiner Witwe, der Verfasserin von „Julchen Grünthal" und anderer Erzählungen, ist im Kalender nicht vermerkt.

Briefe aus dem Schillerkreise.

Mitgeteilt von

Otto Güntter.

1.

Erster Brief an Christophine Schiller von Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald.

1737—1815, Bibliothekar in Meiningen.

Mademoiſell!

Ein beſondrer Zufall macht mich ſo frei, an die Schweſter meines Freundes dieſe Zeilen zu ſchreiben. Unter etlichen Papieren die H. D. S** nach einem Beſuch bei mir liegen laßen, fand ich einen Brief von Ihnen. Es war wol nicht Sorgloſigkeit allein dran Schuld, ſondern auch Vertrauen, denn ich glaube gänzlich daß er mich liebt.

Ich fand in dieſem Briefe, den ich geleſen, und nochmal geleſen und abgeſchrieben habe, ſoviel reifes Denken und ſoviel herzliche, beſorgte Wolmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gefreut habe, und ſcheue mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu ſeiner Ausbildung oder Glückſeligkeit einfällt, mit Ihnen zu theilen.

Vielleicht kann ich Ihnen oder Ihren lieben Eltern auch manche Unruhe benemen, die ihnen über die Situazion Ihres Herrn Bruders aufſteigt, und ich werde gerade ſeyn und nie ſchmeicheln, weil mich auch die glänzendſte Frucht der Schmeichelei nicht verfüren würde, und weil ich überhaupt nicht ſonderlich viel von der Zukunft hoffe. Warum ſollt ich nicht um recht zu thun, meinen Gang gehn? —

Sie finden unter andern Räthſel in dem Bezeigen der

Fr. v. W. — Ich kenne diese Dame einigermaßen von verschiedenen Jaren her: aber ganz wird man sie nicht leicht faßen, denn sie ist unbeständig in vielen Dingen und schwach; doch auch gut, und hat schon vielen Menschen gedient, viele froh und manche glücklich gemacht. Niemand ist mer geneigt, allen Zwang, um des Vergnügens willen, zu verschmähen: aber nach meiner Einsicht hat sie oft für das Hergebrachte nicht Achtung genug, läßt oft den Wolstand seitwärts liegen, und schilt die, so sich dran ärgern, als bösartig oder schadenfroh, trennt sich von ihnen und flieht aufs Land, wo sie dann von der Neugierde noch ungestümer verfolgt wird. Lebten wir noch das alte Schäferleben, uns würde das ihrige minder anstößig seyn und wir wollten bald hier, bald da, wo gute Weide wäre, unser Zelt aufschlagen. Aber nach unsrer jetzigen Einrichtung gestimmt, kommen uns diese Arkadier wie halbe Wilde vor. Der, den ich liebe, kann zwar Freundschaft, Menschenliebe und Gutthätigkeit bei der Fr. v. W. lernen, aber Ordnung und Beständigkeit lern er woanders!

Mir ist es selbst Räthsel, warum sie so ser Verrathung [1] fürchtet, und daß sie auf die Veränderung von unsers Freundes Aufenthalt dringen soll; viele Umstände scheinen dem Letztern zu widersprechen: es müste denn seyn daß sie aus Beweggründen der Sparsamkeit handelte, die sie oft übertrieben anwandelt. Alle Gefaren des Bekanntseyns wären gleich Anfangs vermieden gewesen, wenn man entweder niemanden auswerts geschrieben hätte daß Ihr H. Bruder da wäre wo er ist, sondern nur Meiningen angegeben, oder, wenn er wirklich, wenigstens in dem traurigsten Theile des Jares, hieher gezogen wäre. Hier residirt ein Herzog, den der Ihrige nicht im geringsten deshalb züchtigen kann, wenn er jemand da wonen läßt, dem der Würtenbergische Hof ungünstig ist. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen?

[1] Streicher irrtümlich „Verachtung".

Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Büne schildern soll, item, er muß sich durch Gespräche über Natur u. Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend wo er sich izt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mer der Gegend, wo Jrions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter Insel; und einen zweiten Winter da zugebracht, wird H. D. S. völlig hypochondrisch machen.

Ich wünschte daher sehnlich, daß er künftigen Herbst in einer großen Stadt, wo ein gutes teutsches Theater ist, z. Ex. in Berlin verweilte, doch unter dem Schutze gelerter und rechtschaffener Männer die ihn vor der Ausgelaßenheit bewar'ten die an diesem Orte herrscht. Wien (wo ich ehedem selbst eine Zeitlang war) hat zwar weniger verderbte Sitten und mer Teutschheit, aber der Feler ist da, daß man mit dem Gelde gut umzugehen verlernt, denn man nimmt meist viel ein, und giebt noch mehr aus.

Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehn inclinirt, er scheint ganz an seine Wolthäterin gefeßelt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Vielleicht sind ihre Furchtsamkeits-Aeußerungen und besonders ihre Wünsche, daß er wo anders hingehen möchte, Verstellungen —

Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nemen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine GesundheitsReise thun werde: ich wollte ihn den dasigen zum Theil wichtigen, Gelerten präsentiren, ich wollte ihn wider an die offne Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewönen, die er beinah scheut, und sich allerhand unangenemes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so ser scheint izt sein Geschmack davon entfernt. Ich werde also das Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm theilen können.

Ob ich gleich selbst unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlaßen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollt ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten, und künftig großen Mannes aufopfern.

Vielleicht neme ich mir die Freiheit, ein andermal meine Gedanken weiter fortzusetzen. Izt bitt ich um Vergebung wegen meines langen Briefes, und ersuche Sie um die Güte, von deßen Empfang mich nur in etlichen Zeilen zu benachrichtigen.

Da deßen Inhalt vielleicht nicht ganz nach unsers Freundes Sinne seyn möchte, so laßen Sie, oder die Ihrigen sich auch von meinen Gedanken nichts gegen ihn merken. Es könnte sein Vertrauen zu mir schwächen, und unsre Freundschaft untergraben deren lebenslängliche Dauer mein Zweck ist, so wie seine Glückseligkeit blos mich veranlaßt, wenn ich seiner Laune entgegen bin.

Leben Sie mit Ihren lieben Eltern wol.

Meiningen
den 24. May
1783.

Ihr gehorsamster
Diener und Verehrer
W F H Reinwald

In seinem prächtigen Büchlein „Schillers Flucht", 1836, hat Streicher S. 150 ff. diesen Brief, den ihm Christophine zur Verfügung gestellt hatte, zum größeren Teil wiedergegeben, mit dem irrtümlichen Datum 27. Mai. Ein Stück aus dem ersten der von Streicher ausgelassenen Abschnitte hat Brahm in seinem „Schiller", I, 248 f., abgedruckt.

Vom 7. Dezember 1782 bis 24. Juli 1783 lebte Schiller in Bauerbach bei Meiningen auf dem Gut von Henriette v. Wolzogen. Bei einem Besuch in Meiningen im Mai 1783 hatte Schiller seinen Fiesco und anderes bei Reinwald zurückgelassen; vgl. Schillers Briefwechsel mit Christophine und Reinwald, S. 46, 48 und 345.

Von Christophinens Hand ist auf dem Brief vermerkt: „1ster Brief von meinem lieben Mann".

2.
Reinwald an Christophine Schiller.

Verehrungswürdige Freundin!

Ich neme mir die Freiheit, Ihnen einige Kupferstiche zu schicken, so gut ich sie izt habe. Die Zeichnung ist ser gut und kann immer Ihre Übung bei Gelegenheit befördern helfen. Der Stich ist freilich nicht auserordentlich. Es sind Kopieen von Gemälden aus der Wiener Bildergallerie.

Ich habe wider in langer Zeit nichts von dem Befinden Ihres Herrn Bruders gehöret, außer daß Frau v. Wolzogen mir ein Stück aus einem Briefe von ihm vorgelesen, woraus ich verschiedene gute Umstände seiner Situazion sehe, auch daß der Fiesko und die Luise Millerin schon in seine zu liefernde 3 Stücke mit eingerechnet sind, welches mir viel Verlegenheit vor ihn erspart.

Unterlaßen Sie nicht, Gute! mir fernerhin Nachrichten von ihm mitzutheilen, zumal da Ihre Briefe in meinen Augen so wesentliche Vorzüge vor andern Frauenzimmer Briefen haben, daß sie mir unendlich Freude machen: denn ich finde darinn nicht nur die Schreibart ser gut sondern auch die Gefüle die sie ausdrücken, rechtschaffen und edel.

Da Frau v. Wolzogen mir auch gesagt, daß Sie Sich eine Zeitlang in Mannheim bei Ihrem H. Bruder aufhalten würden um seine Wirthschaft einzurichten und seine Wäsche durchzusehen, so vermuthe ich, daß dieser Brief Sie, liebste Freundin da antreffen wird.

Könnten Sie mir bei dieser Gelegenheit nicht das Vergnügen verschaffen, Ihren u. Ihres Herrn Bruders Schattenriß zu besitzen. Seine Abreise kam mir zu unerwartet, als daß ich darauf denken können, ihn hier abzeichnen oder malen zu laßen, zumal da mein Lieblingsmaler die ganze Zeit bisher außer Lands gewesen.

Ich arbeite noch immer an dem Projekt künftiges Früjar Ihren Herrn Bruder dort zu besuchen. Er soll es aber

noch nicht wißen. Ich wünsche ser auch alsdann Sie dort zu sehen. Ich werde unterdeß weiter Ihren guten Rath deshalb einholen. Leben Sie wol und behalten mich in freundschaftlichen Andenken! Ich freue mich auf das was Sie mir schreiben werden, im voraus.

Meiningen den 29. Oktobr. 83.

W F H Reinwald

Dieser Brief ging als Einschluß zu dem Brief Reinwalds an Schiller vom 27. Oktober nach Mannheim, da Reinwald gehört hatte, Christophine werde ihren Bruder in Mannheim besuchen. Der Besuch unterblieb aber wegen der Kosten, und Schiller übermittelte seiner Schwester den Brief und die Kupferstiche mit seinem Brief von Neujahr 1784 (Nr. 92 und 93 bei Jonas gehören zusammen). Mit diesem kam er erst am 13. Februar 1784 auf die Solitude; vgl. Schillers Vater an seinen Sohn 13. Februar 1784 in Minor, Aus dem Schillerarchiv, S. 44 ff.

Der Brief Schillers an Henriette v. Wolzogen, den Reinwald erwähnt, ist der vom 11./12. September 1783. In diesem schreibt Schiller von dem bevorstehenden Besuch der Mutter und der Schwester und an einer anderen Stelle: „In einigen Wochen erwarte ich meine Schwestern und werde sie vielleicht 4 Wochen hier behalten. Dafür müssen sie mir aber Hemder machen und Strümpfe stricken.“

Auf dem Brief ist vermerkt: „3ter Brief meines l. Manns“, korrigiert aus „2ter Brief“. Ein zwischen den ersten und diesen fallender Brief ist erwähnt in Schillers Briefwechsel mit Christophine und Reinwald S. 56 Anm.

3.

Reinwald an Christophine Schiller.

Verehrungswürdige Freundin!

Ich habe aus Ihren Briefen soviel Vergnügen geschöpft, daß ich sie vermiße, und ich kann nicht unterlaßen, Sie, liebe Gute, in diesem Jare um die Fortdauer der Freundschaft zu bitten, die Sie mir voriges Jar geschenkt haben, und wodurch letzteres mir vorzüglich schätzbar in der Erinnerung ist.

Von Ihrem Herrn Bruder hätte ich gerne Nachrichten, besonders ob sein Fiesko in Mannheim aufgefüret; worden, und seine Luise Millerin bald gedruckt wird, welches Stück



Christophine Reinwald geb Schiller. Nach dem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz.

ich ser liebe, ob es zwar nur als Fragment mir bekannt ist. Ich habe Ihnen einen Heft von Kupferstichen mit einem Briefe begleitet geschickt und solche nach Mannheim adressirt,

weil ich Sie da glaubte, aber ich erfare durch Fr. v. Wolzogen, daß Sie nicht hinkommen sind. Blos durch den Weg dieser Dame weiß ich etwas weniges von Ihrem Herrn Bruder, der mir auf verschiedene Briefe nie geantwortet hat, und seit er in Mannheim ist hab ich blos ein Billet von 6 Zeilen von ihm. Meine Ahndung ist völlig eingetroffen, daß seine Revenüe noch nicht so fällt, daß er deren froh werden kann. Von dem was er auf Abschlag und zum Theil Vorschußweise dort erhalten, hat er ein beträchtliches an Fr. v. W. zurückzuzalen; und auch das hat mir geahndet. Ich sagte ihm längst, er möchte sich da nicht abhängig machen, aber das wurde nicht wol aufgenommen, und nun erfordert freilich der Wolstand seiner Wolthäterin oft zu schreiben. Ich muß mich faßen, wenn der gute Mann, deßen Herz ich gewiß schätze mißtrauisch gegen mich seyn sollte: ich bebe nicht bei der Erinnerung deßen was ich gesagt oder geschrieben habe, ich habe überlegt gehandelt. Die W— Familie mag denken was sie will, sie wird nun nicht anders, aber Ihr Herr Bruder kann u. muß in die Ordnung kommen. Das beste was er von Fr. v. W. etwa noch erhaschen kann, ist manchmal eine Lere von der Sparsamkeit, aber die Art sie auszufüren, kann sie immer vor sich behalten. Es ist inzwischen auf alle Fälle beßer, daß er in Mannheim ist, vielleicht findet er unter seinen dortigen waren Freunden, auch in diesem Stücke gute Rathgeber; und sein Genie findet die nöthige Narung.

Leben Sie wol, Beste! Empfelen Sie mich Ihrem würdigen Vater und glauben mich Ihren treuen Freund.

Meiningen den 20 Jänner, 1784.

W F H Reinwald

Das „Billet“ Schillers an Reinwald ist vom 7. August 1783. — „Fiesko“ war in Mannheim am 11. Januar 1784 aufgeführt worden.

4.
Reinwald an Christophine Schiller.

Meiningen den 10. Junii 84.

Liebste Freundin! Daß ich Ihren Brief Ihren so schätzbaren, freundschaftlichen Brief erst izt beantworte, machen allerhand Zerstreuungen, unter welchen Zubereitungen auf meine Reise die hauptsächlichsten sind. Ich reise vermuthl. morgen schon ab, aber wenn ich zu Ihnen komme weiß ich noch nicht denn ich mache einen Umweg durch Franken, wo ich überall alte Freunde habe, als in Coburg, Erlang, Nürnberg, Anspach etc. aber ein Freund von mir, der nach Strasburg geht, dürfte vielleicht in 14 Tagen oder 3 Wochen, gegen Anfang Julii bei Ihnen eintreffen und sich einen Aufenthalt von einem Tage ausbitten.

Dieser soll mich anmelden.

Ihr Herr Bruder hat mir vor 3 bis 4 Wochen endlich einmal geschrieben und umständlich, freundschaftlich so daß ich mich völlig damit beruhigen kann. Ich werde Ihnen den Brief mitbringen. Mündlich ein mereres. Empfelen Sie mich Ihren lieben Eltern und leben Sie wol! Liebe, Beste!

Reinwald

An Mademoisell
C. Schillerin
in Solitüde
Fr. Nürnberg. bei Stuttgard

Reinwald kam am 26. Juni auf die Solitude (Schillers Vater an seinen Sohn 30. Juni 1784, Beziehungen S. 59, und Reinwalds Reisebericht in Schillers Briefwechsel mit Christophine S. 265) und besuchte mit Christophine im Juli Schiller in Mannheim. — Der von Reinwald erwähnte Brief Schillers ist der vom 5. Mai 1784.

5.

Ludwig Ferdinand Huber an Göschen.

Leipzig, d. 5. März. 1785.

Endlich ist, liebster Freund, unsre ganze Verlegenheit glücklich gehoben, und diesmal ist der Rechtschaffenheit und dem graden Verfahren die Ehre wiederfahren, über Winkelzüge und Niederträchtigkeit zu siegen. H. M. Dyk hat sich vom Anfang bis zum Ende in dieser Sache als ein schlechter Kerl bewiesen, aber Jünger hat mir dafür Beweise von seiner Redlichkeit und Freundschaft gegeben, und also heben sich meine Erfahrungen. Jünger hat Dyken den Handel ganz aufgesagt, und Ihr Brief, dessen dieser Mensch nicht würdig war, ist unnöthig geworden. Indessen hab' ich Ihren Vorschlag Jüngern geschrieben und erwarte seine Antwort, weswegen Ihr Brief an Dyken noch unzerrissen geblieben ist. Drei Akte vom Figaro sind übersezt; iezt ruh' ich theils wegen andrer Geschäfte, theils in Erwartung der ächten Ausgabe und der Jüngerischen Antwort ein paar Tage aus. Der ganze Titel wird seyn: Der tolle Tag, oder Figaro's Hochzeit, ein Lustspiel in 5 Aufzügen nach dem Französischen des H. von Beaumarchais. Und nun von einer andern ziemlich wichtigen Angelegenheit.

Ich schrieb während Ihres Hierseins an Schillern über seine Absichten wegen der Rhein. Thalia. Vor acht Tagen antwortete er uns allen, und gab uns die erfreuliche Nachricht daß er in Mannheim alles aufgesagt hätte, und in 3—4 Wochen hier zu seyn dächte. Gestern erhielt ich einen Brief an mich insbesondere, aus welchem ich Ihnen die hieher gehörigen Stellen abschreiben werden werde, weil damit mehr gethan ist als mit dem Wiedererzählen. „Noch eine Ursache meiner Leipziger Reise ist diese, theils mich mit dem Herzog von Weimar auf einen gewissen Fus zu arrangiren, theils durch das bestmöglichste Emploi meiner Arbeiten meine Umstände in Ordnung zu bringen. Dieses

leztere trift vorzüglich meine Thalia, welche ich wegen des mir äußerst lästigen Brief- und Krämercommerce ganz an einen Buchhändler zu überlassen entschlossen bin, wenn ich auch einige 100 Thaler jährlich dabei verlieren sollte. — — Aber ich kann Mannheim nicht verlassen, ohne wenigstens 100 Ducaten verschleudern zu müssen, und außer dem 1sten Hefte der Thalia, welches mir schwerlich mehr als 100 Thaler auf den ersten Anlauf abwerfen kann, habe ich bis dahin keine Subsidien zu hoffen. So schnell ich auch meine Sache in Weimar persönlich durchsezen könnte, so mus ich doch dahinreisen und iene Auslagen zuvor gemacht haben. — — Ist es nicht möglich daß Sie mir, auf Ihren oder meinen Namen von Buchhändlern oder von andern ohngefähr 300 Thaler Vorschus verschaffen können? Mein Plan ist dieser — alle 2 Monate bezahle ich von meiner Thalia 50 Thaler zurük, mit landesüblichen Zinsen bis die Schuld getilgt wäre. Die Bezahlung aber dürfte nur mit dem 3ten Hefte anfangen. Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft sich meine jährliche Einnahme von der Thalia auf ohngefähr 800—900 Thaler nach Abzug der Unkosten. Wollte mir ein Buchhändler in Leipzig den ganzen Verlag der Thalia abnehmen, so würde ich schnell aus dem Embarras seyn, aber dieses kann doch eigentlich nur durch meine persönliche Gegenwart bewürkt werden, und diese Gegenwart ist ein Unding wenn ich nicht iene Summe erhalten kann, etc. etc."

Dies ist die Lage der Sache, und dies sind meine Ideen darüber. Aus dem Vorigen sehen Sie, daß er Willens ist seine Thalia an einen Buchhändler zu verkaufen, und daß er sie sogar iezt schon verkaufen würde, wenn er glaubte daß der Handel anders als durch seine persönliche Gegenwart bewürkt werden könnte. Sie sehen wie hoch er sie schäzt, und wenn auch seine Unbekanntschaft mit Handelsgeschäften Schuld ist daß er etwas übertreibt so kann der würkliche Werth doch wenn er hier ist, dokumentirt und an

einem Orte wie Leipzig noch erhöht werden. Also sind hier zweierlei Fälle: entweder er erhält die 300 Thaler, nicht als geborgtes Geld, sondern als Vorschus auf den Handel über die Thalia, oder das Geld wird als Vorschus auf die Ueberlassung des Rests der noch nicht an Subskribenten vergebnen Exemplare von der Thalia, und auf das Vorrecht den Dom Karlos, (das Trauerspiel woran er iezt schreibt das er hier endigen und ausführen will, und durch welches er dem Herzog von Weimar ist bekannt geworden) zu verlegen, gerechnet; und unter diesen zwei Fällen wird Schillern die Wahl gelassen. Nun ist die Frage: können Sie bei Ihren ietzigen Umständen diese Summe schlechterdings entbehren? Ich weis daß Körner bei Ihrem Handel für eine gewisse Summe für sich selbst interessirt ist. Sollen die 300 Thaler von dieser Summe genommen werden, und soll also Körner auch bei diesem VerlagsArtikel mit interessirt seyn? Sie können glauben daß ich aus Begierde Schillern dienlich zu seyn, nicht einen ältern und mir mehr bekannten Freund in Gefahr bringen möchte; aber meinen Ideen nach, ist das hier der Fall nicht. Dieser Artikel und vielleicht andre Sachen die Schiller Ihnen zu verlegen gäbe, würde Ihr Etablissement außerordentlich heben, und diese Verhandlungen würden, so wie ich die Sache einsehe, indem sie Schillern vollkommen hälfen, auch für Sie nicht anders als vortheilhaft seyn können. Als Buchhändler, und da Sie beide zusammen an Einem Orte lebten, würden Sie ihn treiben und in Bewegung sezen können, und Sie hätten das Vorrecht auf alle Früchte seines Talents, eine Sache um die sich mancher hier bewerben wird, denn es sind von allen seinen Werken schon mehrere Auflagen gänzlich erschöpft worden. Ich komme zum Schlus: Schnell mus die Sache betrieben werden, denn es kömmt, wie ich aus seinen Briefen weis, auf seine Ankunft hieher alles an, und er ist, bei der ietzigen Lage seiner Seele, in Mannheim durchaus zu nichts nuze. Was ich Ihnen hier schreibe, hab' ich heute

an Körnern auch geschrieben und ihm Schillers Brief zugleich mitgeschikt. Sie thun mir den Gefallen, und antworten mir mit der allernächsten Post. Zu gleicher Zeit kömmt Körners Antwort an, denn er wird auch nicht säumen. Im Falle also Eure beiderseitigen Antworten auf Annehmung meiner Vorschläge zusammentreffen, halt' ich die Sache für entschieden, und handle darnach. Ferner, da dieser Vorschus von einem ihm unbekannten Buchhändler ihn vielleicht könnte fürchten lassen, daß er dadurch in einen unvortheilhaften Handel verwikelt werden möchte, von dem er nicht zurükgehen dürfte (denn er scheint überhaupt nicht sehr Ursache zu haben, das Betragen der Buchhändler gegen ihn zu rühmen) so ist es gut, wenn er weis, daß Körner dabei interessirt ist, denn diesen kennt und liebt er. Körnern hab' ich also gebeten, wenn er meinen Vorschlag schiklich fände, (das abgerechnet was vielleicht daran zu bessern seyn möchte) mir zugleich mit der nächsten Post einen Brief an Schillern mitzuschiken, von dem ich nur Gebrauch machen würde, wenn Sie derselben Meinung wären. Sie könnten, glaub' ich, auch, auf denselben Fall und mit denselben Restriktionen, mir einen Brief an Schillern über diese Sache beilegen, ich würde alsdann Eure beiden Briefe fortschiken, und es wäre ein Posttag erspart.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und antworten Sie mir schleunig.

Huber.

Hubers Übersetzung von „Figaros Hochzeit" erschien 1785. — Johann Gottfried Dyk, Buchhändler in Leipzig, übersetzte eine Menge französischer Lustspiele (vgl. Xenien Nr. 326); Johann Friedrich Jünger war Schriftsteller in Leipzig, wo er auch mit Schiller verkehrte.

In seinem ersten Brief an Schiller vom 7. Januar 1785 (das Original im Schillermuseum hat irrtümlich 1784) hatte Huber geschrieben: „Erlauben Sie mir nun zum Schlus noch eine kaufmännische Frage. Ein hiesiger Buchhändler, der mein Freund ist, wünschte zu erfahren, ob Sie wegen des nicht an Subskribenten versagten Rests der Auflage Ihrer Thalia schon mit irgend einer

Buchhandlung in Verbindung stünden? Falls dieses nicht wäre, erbietet er sich zur Uebernehmung desselben und überläßt Ihnen die Festsezung der Bedingungen. Der Mann will jezt aus gewissen Ursachen noch nicht genannt seyn: er ist aber brav, und wünschte überhaupt, wenn es irgend sonst eine Gelegenheit gäbe, mit Ihnen in Verbindungen zu treten."

Schiller antwortete seinen neuen Freunden Körner, Huber, Minna und Dora Stock am 10./22. Februar 1785; am 28. Februar schrieb er an Huber allein. Aus diesem Brief Schillers gibt Huber in dem vorliegenden Schreiben einige Abschnitte wieder, wobei er u. a. auch ein Wort ausläßt, das den Verleger Göschen hätte verletzen können. Dieser ist in Schillers ganz allgemein gehaltener Bitte übrigens gar nicht genannt; „Sie sehen wie hoch er Sie schäzt" hat Huber ganz von sich aus beigefügt.

Mit Berufung auf den vorstehenden Brief Hubers schrieb Körner am 6. März an Göschen, an dessen Buchhandlung er finanziell beteiligt war, er wolle die sich bietende Gelegenheit benützen, Schiller einen Freundschaftsdienst zu erweisen. „Mein Entschluß ist, ihm die 300 Thaler vorzuschießen, doch muß es das Ansehen haben, als ob es von Ihnen geschähe, um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen." Schiller konnte damit seine dringendsten Verbindlichkeiten in Mannheim erledigen; im April siedelte er nach Leipzig über.

6.

Friedrich Christian von Schleswig-Holstein an Reinhold in Jena.

Christiansburg d 3 Januar 1793.

Werden Sie es ungütig aufnehmen lieber Herr Hofrath daß ich Sie aufs neu mit einem Auftrag an Hr. W. in Gotha beschwere? Als Freund der guten Sache für welche dieser arme Mann leidet, und als der meinige, (: Sie haben mich berechtigt, Sie dafür anzusehen :) glaube ich keine Indiskretion zu begehen, indem ich einen solchen Auftrag an Sie gelangen lasse, dessen Geheimhaltung Hrn W. sowohl als mir wichtig ist. Der Ueberbringer des beyfolgenden für Hrn W: bestimten Pakets, H. Prof. Pelt, der als Legations-sekret. nach Regensburg geht weis von der eigentlichen Bestimmung desselben nichts, da ich es seiner hiesigen Ver-

bindungen wegen für rathsam gefunden habe meine Verbindung mit H. W vor ihm geheim zu halten.

Ich freue mich zugleich diese Gelegenheit zu finden um mein Andenken bey Ihnen zu erneuern. Ihr Bild ist mir ewig frisch im Gedächtniß, und ich werde nie die Tage vergessen welche ich in Jena verlebt habe.

Empfelen Sie mich H. Wielanden. Baggesen hat mir noch kürzlich gesagt, daß er sich wohlbefindet, und an einer neuen Ausgabe seiner Werke arbeitet auf welche ich sehr begierig bin. Er wird immer einer meiner Lieblingsschriftsteller bleiben obgleich ich zumahl in den lezteren Zeiten nicht immer mit ihm zusammenstimme

Auch Schillern empfelen Sie mich. Auf meine ihn betreffende Fragen weiß Baggesen schon lange nichts mehr zu antworten. Dies Stilschweigen würde mich beunruhigen, wenn nicht seine jüngst erschienenen litterarischen Arbeiten Zeugen seines Fleißes und also seiner wiederkehrenden Gesundheit wären.

Den beyfolgenden Brief soll ich an Sie besorgen. Ich freue mich dieses Auftrages, da er diesen Zeilen eine günstigere Aufnahme verschaffen kann, als sie eigentlich verdienen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft. Es ist mein Ehrgeiz von wahrhaft achtungswürdigen Männern geliebt zu seyn, daher werde ich auf Ihre Gesinnungen gegen mich stets einen hohen Wert legen.

Friedrich Christian.

Prinz Friedrich Christian, der Gönner Schillers (s. o. S. 258), hatte lebhaftes Interesse für den 1776 gestifteten Illuminatenorden. Der Gründer dieser Verbindung der „Erleuchteten", Adam Weishaupt, hatte nach Aufhebung des Ordens durch Karl Theodor von Bayern (1784/5) seine Lehrstelle in Ingolstadt verloren, aber an dem Herzog Ernst von Gotha einen Beschützer gefunden. Hans Schulz („Schiller und Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein", 1905, S. 148) hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß Friedrich Christian den verfehmten Weishaupt heimlich unterstützte; der vorliegende Brief zeigt, daß es durch Reinhold geschah. Den frühesten Beleg für diese Unterstützungen gibt ein noch ungedruckter Brief

Baggesens an Reinhold, Kopenhagen 28. März 1791, der sich wie die hier abgedruckten Briefe aus dem Schillerkreise im Schillermuseum befindet und aus dem folgende Stelle hier angeführt sein möge:

„Bald hätte ich vergessen Ihnen das, was ich Ihnen eigentlich schreiben soll, zu melden. Es betrifft eine Geldsache, und Geld vergesse ich nur gar zu gern. Es müssen nehmlich 100 Ld'or an Ihrer Addresse aus Hamburg angelangt sein für Weishaupt in Gotha — womit es folgende Bewandtniß hat.

Ich weiß nicht, ob Sie diesen interessanten Mann anderswoher kennen, als aus seinem systhematischen Unsinn in den Zweifeln über die K. Begriffe von Z. und R. (welche freilich einen sehr unangenehmen Begrif a posteriori — fast mögte ich lieber a posterioribus sagen — von ihm geben. Doch — Sie müßen nothwendig seine Geschichte kennen genug er ist unglüklich, und (seine metaphysische Sünde abgerechnet, die er leider mit vielen Heiligen theilt) er hat es nicht um die Welt verdient Mangel zu leiden. Er ist ein Opfer unsrer lieben Feinde, und wäre es bloß als Märtyrer der guten Sache, und wegen ein Paar Aufsäze von ihm die mir sehr gefallen haben, verdient er schon darum Theilnehmung, Mitleiden und Unterstüzung. Nun ist die kleinste Tugend meines [1]) vortrefflichen Prinzen Wohlthätigkeit — Er hat erfahren daß Er Not litt, wuste aber nicht, wie Er Ihm auf eine gute Art, ohne daß er für beide unangenehmes Auffehen machen sollte, das Geld zu Händen kommen lassen sollte, befrug mich um Rath darüber und ich schlug ihm vor, es von Hamburg oder Leipzig aus Ihnen zu addressiren, in der Ueberzeugung, daß Sie mit Vergnügen es auf eine gute Art nach Gotha besorgen würden."

Eine Äußerung Schillers über Weishaupt behandelt Jacoby im Euphorion X, 91 ff.

Der Brief, den der Prinz dem seinen beilegte, ist der Baggesens an Reinhold vom 1. Januar 1793 (Baggesens Briefwechsel mit Reinhold I, 242 ff.); die Briefe kamen erst am 6. Februar an (ebenda S. 246, vgl. S. 250).

Reinhold, der Schiller über ein Vierteljahr nicht gesehen (vgl. oben S. 263), ließ diesem durch einen gemeinschaftlichen Freund den Gruß des Prinzen mitteilen und daß man sich in Kopenhagen über sein Stillschweigen wundere. Schiller schrieb sofort (9. Februar) an den Prinzen und bat ihn, seine Ideen über die Philosophie des Schönen in einer Reihe von Briefen an den Prinzen richten und sie stückweise zusenden zu dürfen.

---

[1] Darüber geschrieben: (unseres?).

7.

Karl Wilhelm Ferdinand von Funk an Körner.

Artern d. 4. Oct. 97.

Mein Aufenthalt in Jena war nicht so angenehm, als das lezte Mahl. Sie waren nicht da, Göthe nicht da, Schiller kränklich, und ich taugte auch nichts. Schiller ist seitdem beynahe ernsthaft krank geworden. Wallenstein und der Almanach greifen ihn zu sehr an; u er bedarf eines aufheiternden täglichen Umgangs, der ihm jezt fehlt. Um seinetwillen wünsche ich sehr, daß Göthe bald zurück komme. Er nahm mich mit freundschaftlicher Wärme, aber auch mit noch etwas mehr, mit dem Wesen auf, das man hat, wenn Einem alle Mittheilung fehlt.

Wallenstein hat mir großen Genuß gewährt. Den Prolog u 2 Acte hat mir S. schon fertig vorgelesen, den Rest nur skizzirt. Treflich hat er sich in den Ton der Armeen hinein gedacht, u wenn Wallenstein selbst auftritt, dann sieht man, was ein einzelner Mann vermag, der die Menschen kennt, und sie zu benutzen weiß; die astrologischen Grillen des sonst so kalten, vorurtheilfreien Mannes machen einen schönen Effect, weil sich gewißer Maaßen das Fatum, das ihn niederreißt, daran hängt, und daß der Sterndeuter selbst nicht auftritt, hat mich gefreut, weil der Mensch unmöglich edel hätte erscheinen können. Eine Schwierigkeit wird bey dem Ende des 4ten Acts zu überwinden seyn, der mit dem Fehlschlagen der Verschwöhrung in Pilsen schließt. Freilich bringt der Tod des Helden u des jungen Piccolomini wieder ein großes Interesse in den 5ten, aber S. selbst hatte allerley Ideen darüber, unter andern auch die, das Stück von 4 Acten in Prosa, u den 5ten in Jamben zu schreiben, so wie der Prolog in Knittelversen voraus geht.

Seine Balladen haben mir weniger gefallen, als die Göthischen. G. ist ein wahrer Proteus, was er unternimmt scheint er von jeher getrieben zu haben, S. kann seine Eigen-

heiten viel weniger verläugnen. Der diesjährige Almanach wird großes Aufsehn machen, u die Leute werden den Zorn über die Xenien endlich vergeßen. S. will den Almanach nie aufgeben, wenn auch die Horen dies Jahr zu Ende gehn sollten. Gebe der Himmel, daß er Wort halte. — — —

Sagen Sie den Ihrigen viel Schönes. Dorchen habe ich für ihren Brief in dem inliegenden Billet selbst gedankt. Im vorigen Jahre um diese Zeit war ich oft vergnügt in Ihrem Hause, es waren meine lezten frohen Tage. —

Leben Sie wohl u vergessen Sie mich nicht. Ihre Briefe führen mich immer wieder in die Welt zurück, von der ich jezt so abgesondert lebe.

F.

Funks Besuch bei Schiller im Jahr 1797 wird im Kalender und in den Briefen nicht erwähnt: s. o. S. 304 Nr. 28. Der „Prolog", den ihm Schiller vorgelesen, ist „Wallensteins Lager". Die Einteilung in Akte, die den Äußerungen zu Grunde liegt, ist die ursprüngliche, nach der „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" zusammen ein Trauerspiel von fünf Akten bildeten. Die hier genannten ersten zwei Akte entsprechen Piccolomini I–IV; der vierte Akt umfaßte Akt II und III von Wallensteins Tod. Die Umarbeitung des ursprünglich in Prosa abgefaßten Wallenstein in Jamben begann Schiller am 4. November 1797 (Kal.): am 20. schreibt er an Körner: „Ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können."

In dem weggelassenen, größeren Teil des Briefes äußert sich Funk über Pichegru und Sieyes und über seine persönlichen Verhältnisse.

8.

Charlotte von Schiller an Göschen.

Weimar den 6ten Xber 1804.

Ich muß Ihnen verehrungswürdiger Freund an Schillers statt heut ein Wort sagen: wenn sein angreifender Catharr der ihm die geistigen wie körperlichen Kräfte raubt nicht eben abhielt Ihnen ein Wort zu sagen, so wollte ichs dem Schiksal danken daß es mir eine Gelegenheit giebt, Ihnen selbst

meine Gesinnungen der Achtung u. Freundschaft auszusprechen durch meine eigne Feder. Ich freue mich immer wenn ich Ihnen oder jemand der Ihnen angehört sehe, weil Ihre Freundschaft uns durch unser ganzes Leben begleitete u. der Anfang unsrer Bekanntschaft so alt ist wie mein Zusammenleben mit Schiller. Wir sollten uns je älter wir werden, je öfter sehen, um uns der Gegenwart u. vergangenheit dabey zu erfreuen. Ich hoffe Ihre Geliebte Gattin ist wohl, u. alle Ihre Kinder, damit Sie auch wohl sind. — Wenn unsre Freundin Ihnen begleitet hätte, zu uns, so würde ich der angenehmen Stunden die Sie uns schenkten noch mit mehr Freude denken, denn ich sehe diese liebe Freundin so gern!

Ich soll Ihnen von Schiller mit den herzlichsten Grüßen begleitet die besten Entschuldigungen vortragen, daß er Ihnen jezt für die ersten Hefte des bewußten Journals nichts über die schöne weibliche Erscheinung unsrer Gr. F. sagt, weil er jezt ganz unfähig zur Produktion ist, dann will er sie gern noch beobachten, weil dieser schöne Carakter eine Wirde u. Gehalt hat, dem man je länger je inniger auffassen möchte, und so fein u. zart wie sie selbst dasteht möchte Schiller sie auch [—?] beobachten — Meine Schwester die Ihnen auch sehr viel schönes u. Gutes sagt, ist auch krank, u. hat Gicht im Kopf, da ist auch ihr keine muse noch erschienen. Ich habe in diesen Tagen nur von Schillers Zimmer, mich zu meiner Schwester begeben; weil ich beide gern pflegen möchte, dabey mußte ich mich auch in der Welt im Rahmen meiner Familie zeigen, so ist unsre Lebensweise jezt, [—?] fröhlichen Ankunft, u. ich fürchte wohl Schiller wird noch lange das Zimmer hüten müssen, weil er so empfindlich für Zug u. Luft ist, wenn er einmahl die catharralische disposition hat. Doch hat er kein Fieber dies beruhigt mich, u. ich hoffe es soll keine Folgen haben wenn er sich schont. Ich sehe immer lieber er schont sich zu viel, als daß er sich vergißt im gesellschaftlichen Leben, wo er manches zu leicht nimmt, wenn es ihm gerade wohl ist, u. die bösen Folgen sind doch als=

dann noch unvermeidlich. Empfangen Sie von Schiller u. mir die herzlichsten besten Grüße, u. so ist Ihre liebe Frau gegrüßt. Schiller hoft Ihnen bald selbst zu schreiben. Bleiben Sie gesund mit den Ihrigen u. denken unser mit Freundschaft.

Charlotte Schiller.

Dem Herrn
Goeschen Buchhändler
in
frey. Leipzig.

Schillers Kalender verzeichnet am 13. November 1804: „War Göschen hier.“ Bei diesem Besuch scheint von einem Aufsatz gesprochen worden zu sein über die Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna, zu deren Einzugsfeier (12. November) Schiller „Die Huldigung der Künste“ verfaßt hatte. Göschen wünschte diesen Aufsatz für sein neues „Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben“ (Göschen an Schiller 22. November 1804, Geschäftsbriefe S. 325). Am 3. Dezember schrieb er wieder: „Den Aufsatz über die Erbprinzeß hätte ich gar zu gern. Die ganze Welt ist verliebt in sie, und wir wünschen ihn noch in das erste Stück zu bringen.“ Darauf antwortet der vorstehende Brief Charlottens, aus dem sich ergibt, daß dieser Aufsatz, trotz des Titels der Zeitschrift, von Schiller geschrieben werden sollte; vgl. Schiller an Rochlitz und an Göschen 10. Dezember 1804.

9.

Charlotte von Schiller an Iffland.

Weimar den 20ten Juni. 1805.

Der Antheil welchen Sie, mein verehrter Freund, an meinen Verlust, und an den Schicksal meiner Kinder nehmen, hat mich innigst gerührt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit der Offenheit die die Freundschaft des verstorbnen für Sie heiligt, über den edeln Antheil schreibe den Sie an uns nehmen. Ich bin ohne Wünsche für mich selbst, aber die Existenz meiner Kinder sorgenlos und heiter für die Zukunft zu machen, ist meine heiligste Pflicht. Jede Art wie Sie

selbst das Andenken eines Jugendfreundes feiern würden, würde Seiner und Ihrer werth sein, das fühle ich. Aber dürfte ich Ihnen eine Art angeben wie es nach meiner Meinung für die Existenz meiner Kinder am vortheilhaftesten geschehen könnte?

Sollte es Ihnen nicht möglich sein durch Ihren mächtigen Einfluß vom König die Erlaubniß zu erhalten daß von Schillers Sechs besten Stücken jedes einmal zum Besten meiner Kinder aufgeführt würde? Durch Ihren Einfluß hat Schiller zum ersten mal in Berlin das belohnende Gefühl genoßen, für eine Nation gearbeitet zu haben, und gern würde ich auf diese Weise auch die schöne Existenz meiner Kinder Ihrer warmen edlen Freundschaft verd[anken]. Sie verzeihen diesen Vorschlag, und vergeßen ihn, wenn er nicht ausführbar, oder nicht nach Ihren Sinn wäre.

Die Königinn hat mir ihren rührenden Antheil an meinen Ungl[ück] versichern laßen, doch von Ihnen allein erwarte ich Anleitung ob [ich] vielleicht von dieser Seite etwas für meine Wünsche zu erwarten hätte?

Soll ich Sie verehrter Freund um Verzeihung für dieses grän[zen]lose Zutrauen bitten? Nein, ich fühle daß es Ihr Herz so aufn[immt] wie das lezte Lebewohl eines entschlafenen Freundes, und daß es bey Ihnen allein verborgen bleibt, wenn Sie die Sache unausführbar fänden.

Mit unbegränzter Achtung und Freundschaft

Ihre

Freundin Charlotte von Schiller

gebohrne von Lengefeld.

Der Inhalt des Briefes ergibt, daß er an Iffland gerichtet war. Dieser anwortete am 30. Juni von Leipzig aus, er erwarte nur die Rückkehr des Königs, „um ausführlich Ihnen anzuzeigen, wie ich den heiligen Willen für Sie und Ihn am sichersten werde ausführen können“. Der vorstehende Brief zeigt, daß sich dieses Schreiben Ifflands nicht, wie Urlichs (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, I, 307) vermutete, auf die Anregung Hufelands bezog, ob nicht einer der Söhne Schillers in das preußische Heer eintreten möchte.

Nach „Teichmanns Lit. Nachlaß“ (S. 84) wurde in Berlin am 9. Mai 1806 auf Befehl des Königs zum Besten der Schillerschen Erben „Die Braut von Messina“ gegeben. „Die Kasseneinnahme betrug 2235 Thaler; der König legte dieser Summe noch 100 Stück Friedrichsd'or hinzu und sollen im Ganzen 3003 Thaler eingekommen sein.“ Aus Anlaß dieser Gedächtnisfeier schickten der Kronprinz (Friedrich Wilhelm IV.) und Prinz Wilhelm (Kaiser Wilhelm I.), die „sich lebhaft und gerührt der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten erinnern“, zwei goldene Denkmünzen für die beiden Söhne Schillers, ebenso die Prinzessin Charlotte für eine der Töchter und Prinz Friedrich eine weitere (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, S. 307 ff. und S. 315).

„Die Königin,“ hatte Hufeland am 23. Mai 1805 an Charlotte v. Schiller geschrieben, „die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können.“

Die ersten Darsteller der „Räuber".

Von

Otto Güntter.

Wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen, schrieb Schiller nach der Rückkehr von der ersten Aufführung der „Räuber" an Heribert v. Dalberg, den Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters. Die gewaltige Wirkung, welche die erste Berührung mit der Bühne auf den jungen dramatischen Dichter hervorgebracht hatte, spricht aus diesen Worten. „Wie ein Kind" hatte er sich darauf gefreut, die Gestalten seiner Phantasie durch bedeutende Darsteller verkörpert zu sehen. „Ich glaube, meine ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen, und mir im ganzen einen größern Schwung geben, denn es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde" (an Dalberg, Stuttgart 25. Dezember 1781). Nun hatte er die Wirkung des von ihm Geschaffenen von der Bühne herab erprobt. „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt," schreibt er am 17. Januar 1782 an Dalberg, dem er eine Abhandlung über das Schauspiel und die Schauspieler in Aussicht stellt. Im ersten Stück des von ihm herausgegebenen „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur" veröffentlichte Schiller unter der Chiffre K....r eine scharfe Selbstrezension seiner „Räuber", in der im Grund schon alle Einwürfe erhoben sind, welche die Kritik seitdem geltend gemacht hat. Dieser Abhandlung über das Drama fügte er eine Besprechung der Aufführung bei in einem an-

geblich von einem Korrespondenten eingesandten, in Wirklichkeit von ihm selbst herrührenden Brief:

„Worms, den 15. Jenner —82.

Vorgestern endlich gieng die Vorstellung der Räuber des Hrn. Schillers vor sich. Ich komme so eben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, seze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. — —

Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wir-



Das Hof- und Nationaltheater in Mannheim vor dem Umbau (links).

kung. Hr. Böck als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Thurm hör ich ihn noch, neben dem Vater knieend mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maasgab seines Laufs ein natürliches schröckliches Licht in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß Hr. Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht.

Hr. Iffland der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht seyn) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatt ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den leztern Szenen als Meister gezeigt. Noch hör ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! Ja! — droben einer über den



Heribert v. Dalberg.

Sternen!“ — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen, und bethen, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten Wenn nur Hr. Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Teutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte den Herrmann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet

Die Räuber.

in Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen.

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer.
Karl,	seine Söhne	Herr Boeck.
Franz,		Herr Iland.
Amalia, seine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg,	Libertiner, nachher Banditen.	Herr Pöschel.
Schweizer,		Herr Beil.
Grimm,		Herr Rennschüb.
Schufterle,		Herr Frank.
Roller,		Herr Toscani.
Razmann,		Herr Herter.
Kosinsky,		Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns		Herr Meyer.
Eine Magistratsperson		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Bakhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber.		
Volk.		

Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

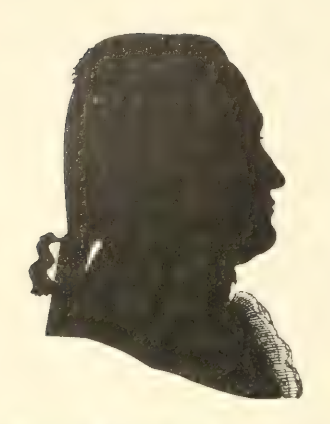
und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist. —“

Schiller hatte das Glück, sein Erstlingswerk auf der hervorragendsten Bühne jener Tage aufgeführt zu sehen. Eine Reihe trefflicher Schauspieler begründeten den Ruhm des jungen Mannheimer Theaters. Unter diesen haben mehrere einen Anspruch auf unser Interesse nicht nur als die ersten Darsteller der „Räuber“ und der anderen Jugenddramen Schillers in Mannheim, sondern auch durch die nahen Be-



Schiller.

ziehungen, die sie in der Folge mit Schiller verknüpften. Die Bildnisse der Mannheimer Schauspieler jener Zeit sind auf uns gekommen in einem Silhouettenalbum aus dem Besitz des Regisseurs Chr. D. Meyer in Mannheim, der mit seiner Frau, einer geb. Stierlin aus Stuttgart, sich Schillers 1782 und 1783 mit Rat und Tat annahm. Der „Verfasser“ dieser Silhouetten, deren Wiedergabe die jetzige Besitzerin des Albums, Fräulein Emilie Stierlin in Stuttgart, freundlichst gestattet hat, ist nach einem Eintrag darin der Schauspieler, Dekorateur und Theatermaler J. G. Kirchhöfer, der erste Darsteller des alten Moor. Leider sind in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl Silhouetten ausgeschnitten worden, was zur Folge hat, daß zu manchen der noch vorhandenen die Namen fehlen. Doch ist es durch die dankenswerte Bei-



Johann Georg Kirchhöfer, kam mit der Seylerschen Gesellschaft nach Mannheim, gest. 1804. — Spielte bei den ersten Aufführungen in Mannheim den alten Moor, in Fiesco den Andreas Doria, in Don Carlos den Raimond.



Johann Michael Boek, geb. 1743 in Wien, kam 1779 von Gotha nach Mannheim, gest. daselbst 1793. — Der erste Karl Moor, in Mannheim der erste Fiesco, der erste Präsident Walter und der erste Posa.

hilfe des Herrn Bruno Hildebrand in Mannheim möglich geworden, auch diese wieder festzustellen und die Silhouette des Schauspielers Pöschel, die von den ersten Darstellern der Räuber allein fehlt, nach einer von dem Hof- und Nationaltheater in Mannheim überlassenen Photographie beizufügen. So können hier sämtliche Schauspieler im Bilde vorgeführt werden, deren Namen mit der denkwürdigen Uraufführung der Räuber verbunden sind.

Ihren Bildnissen und dem des Intendanten, der dem Werk des jungen Dichters den Weg zur Bühne öffnete, reiht sich ein Bild Schillers an, das in den Jahren entstanden ist, da die Räuber im Druck und auf dem Theater erschienen. Es ist von seinem einstigen Akademiefreund Georg Scharffenstein gemalt und stammt aus dem Besitz der Schauspielerin Katharina Baumann (1766—1849), die sich 1787 mit dem



Elisabeth Toscani, Schülerin der Seyler, bis 1784 in Mannheim. — Die erste Darstellerin der Amalia.



August Wilhelm Iffland, geb. 1759 in Hannover, kam 1779 von Gotha nach Mannheim, 1796 Direktor des K. Nationaltheaters in Berlin, Verfasser zahlreicher Bühnenstücke, gest. 1814. — Der erste Franz Moor, in Mannheim der erste Verrina, der erste Sekretär Wurm und der erste König Philipp.

* *

*

Musikus und Komponisten, späteren Kapellmeister Peter Ritter vermählte. Auf sie wird die Stelle in einem burschikosen Briefe Zumsteegs an Schiller (11. Oktober 1783) bezogen, daß man in Stuttgarter Kreisen davon rede, Schiller habe sich „mit einer Komödiantin verheurasselt“. Katharina Baumann hat im Alter erzählt, Schiller habe ihr nach einer Vorstellung von „Kabale und Liebe“ ein kleines Päckchen in die Hand gedrückt. Auf ihre Frage, was sie damit solle, habe er verlegen geantwortet: „Ja sehet Se, i bin a kurioser Kautz, des kann i Ihne net sage.“ Das Päckchen enthielt das Miniaturbild Schillers, das hier nach dem jetzt im Schillermuseum befindlichen Original wiedergegeben ist. Nach dieser Erzählung müßte der Vorgang auf den 18. Januar 1785 fallen, wo die Baumann zum ersten Male die Luise spielte, die bei den beiden früheren Aufführungen von der



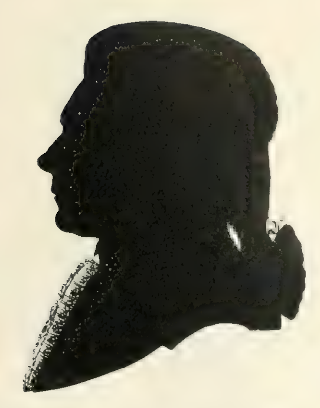
Andreas Friedrich Pöschel, aus Seylers Gesellschaft, bis 1786 in Mannheim. — Spiegelberg: in Kabale und Liebe: Kammerdiener des Fürsten.



Johann David Beil, geb. 1754 in Chemnitz, Schüler Ekhofs in Gotha, von wo er 1779 nach Mannheim kam, Verfasser beliebter Theaterstücke, gest. 1794. — Spielte den Schweizer, in Fiesco den Mohren, in Kabale und Liebe den Musikus Miller, in Don Carlos den Alba.

im Juli 1784 gestorbenen Karoline Beck gegeben worden war. „Demoiselle Baumann spielte die Luise Millerin ganz vortrefflich, und in den letzten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung," berichtete Schiller in der „Rheinischen Thalia" über diese Vorstellung, mit der er sonst höchst unzufrieden war, wie sein Brief an Dalberg vom 19. Januar erkennen läßt.

Schiller hat seine „Räuber" nach der ersten Aufführung erst nach seiner Rückkehr von Bauerbach wieder gesehen, am 31. August 1783. Die Schillerbiographien berichten zwar durchweg, daß bei dem zweiten heimlichen Besuch, den Schiller Ende Mai 1782 in Begleitung von Henriette v. Wolzogen und der Hauptmännin Vischer in Mannheim machte, die Räuber aufgeführt worden seien. Sie folgen dabei Streicher, der in seinem Büchlein „Schillers Flucht" S. 48 erzählt, Schiller habe nach Mannheim geschrieben, „um die Aufführung der



Johann Ludwig Rennschüb, geb. 1754 in Frankfurt, 1781 bis 1791 in Mannheim. — Spielte den Grimm, den Calcagno, den Hofmarschall Kalb (seine Frau die Lady Milford), in Don Carlos den Domingo.



Georg Frank, 1780—1812 in Mannheim. — Schufterle; in Fiesco: Maler Romano.

* * *

Räuber auf einen bestimmten Tag zu erbitten, was ihm auch von der Intendanz sehr leicht gewährt wurde. Aber bei der Anschauung dessen, was er mit seinen ersten, jugendlichen Kräften schon geleistet, war auch der Gedanke unabweislich, wie Vieles, wie Großes er noch würde leisten können, wenn diese Kräfte nicht eingeengt oder gefesselt wären, sondern freien, ungemessenen Spielraum erhalten könnten. Eine Idee, die durch seine enthusiastischen Begleiter umso mehr angefeuert und unterhalten wurde, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten". Und S. 55: „Die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber hatten aufführen sehen, und konnten dem Drange nicht widerstehen, die Wirkung des Trauerspiels, sowie das Verdienst der dortigen Schauspieler, auch andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die



Maximilian Herter, aus der Seylerschen Gesellschaft, bis 1787 in Mannheim. — Razmann.



Joseph Toscani, kam wie seine Frau mit der Seylerschen Gesellschaft nach Mannheim, wo sie bis 1784 blieben. — Roller; in Fiesco: Lomellino.

halbe Stadt, erfuhr es auch der General Augé und endlich — der Herzog selbst." Auch Karoline v. Wolzogen berichtet in ihrem Leben Schillers: „Zur zweiten Vorstellung der Räuber, im Mai 1782 (in Wirklichkeit wäre es die fünfte gewesen), wagte er wiederum eine heimliche Reise." Allein Karoline v. Wolzogen war für die Schilderung dieser Zeit auf die Berichte anderer angewiesen, wie sie selbst eingesteht (Schmidt, Schillers Sohn Ernst, S. 340), und vielleicht geht diese Angabe bei ihr auf Streicher zurück, aus dessen Manuskript sie manches erfahren hatte (vgl. ebenda S. 342 f.). Wenigstens berichtet Charlotte v. Schiller, deren Aufzeichnungen (I, 90 f.) Karoline v. Wolzogen benutzt hat, nichts von Schillers Anwesenheit bei einer zweiten Aufführung der Räuber, sondern sagt nur: „er versuchte mehrere Reisen ohne höhere Erlaubnis."



Christian Dietrich Meyer, geb. 1749 in Hamburg, war bei der Seylerschen Truppe und bei Ekhof in Gotha gewesen, von wo er 1779 nach Mannheim kam, nahm sich mit seiner Frau Schillers aufs freundlichste an, starb 1783 wenige Wochen nach dessen Rückkehr von Bauerbach. — Hermann.



Heinrich Beck, geb. 1760 in Gotha, kam 1779 von dort nach Mannheim, Verfasser von Theaterstücken, stand Schiller am nächsten von den Mannheimer Schauspielern, gest. 1803. — Kosinsky; in Fiesco: Bourgognino, in Kabale und Liebe: Ferdinand (seine Frau die Luise), in Don Carlos: Carlos.

Schillers Wunsch war es freilich gewesen, die Räuber noch einmal zu sehen. Am 24. Mai 1782 bat er Dalberg, ihm „zu dieser Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, uud ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, und versichert bin, daß Sie mir gern dieses Vergnügen machen, so schmeichle ich mir nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deßwegen. Izt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren. — Ich kann nicht länger als biß Dienstag (28.) Nachts zu Mannheim verweilen, werde also im ganzen Zweyen Schauspielen beiwohnen können. Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon seyn könnten!“

Aber Schillers Wunsch blieb unerfüllt. Weder am Sonntag den 26., noch am Dienstag den 28. Mai, den beiden



Georg Gern,
1780—1795 in Mannheim, erster Bassist, gest. 1830 in Berlin. — Magistratsperson (Pater); Sacco in Fiesco, Herzog von Medina in Don Carlos.



Johann Wilhelm Backhaus,
kam 1779 von Gotha nach Mannheim, Bassist. — Daniel; in Kabale und Liebe: Kammerdiener der Lady.

Theaterabenden, die in Schillers Aufenthalt fielen, kamen die Räuber zur Darstellung. Nach der ersten Aufführung am 13. Januar wurden sie 1782 in Mannheim gegeben am 24. Januar, 3. Februar, 10. Februar und dann wieder am 6. August.

Schiller hatte bei seiner Bitte, die vor dem 25. Mai nicht in Dalbergs Händen sein konnte, die Möglichkeit eines raschen Einwerfens der Räuber sich unzweifelhaft zu leicht gedacht. Überdies mußte der Spielplan für den Monat Mai mit Rücksicht darauf entworfen werden, daß Beil und Iffland Urlaub erbeten hatten zu einem Gastspiel in München (Martersteig, Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg, S. 51 f.). Beil ging nicht in Urlaub; ob Iffland in München gewesen ist, erscheint zweifelhaft. In seiner Selbstbiographie „Über meine theatralische Laufbahn" und in seinen von Ludwig Geiger 1904 veröffentlichten Briefen ist von einer Reise nach München in jener Zeit nicht die Rede. Gespielt hat er in Mannheim, nach freundlicher Mitteilung des



Franz Anton Epp,
erster Tenor, wurde auch im Schauspiel verwendet, gest. 1805. —
Ein Bedienter

Herrn Bruno Hildebrand, am 14. Mai, dann aber erst wieder am 28.; am 20. wurde er in der Rolle des Oldenholm, d. i. des Polonius in der Schröderschen Bearbeitung des Hamlet, durch Beil vertreten. Während Schillers Anwesenheit in Mannheim wurden aufgeführt (Walter, Archiv und Bibliothek des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1899, II, 279): am 26. Mai „Der Weltbürger", Lustspiel nach Goldoni von Reichard, und „Die junge Indianerin", Lustspiel aus dem Französischen des Champfort, am 28. Mai „Clavigo" von Goethe und „Zwei Onkels für einen", Lustspiel von Gotter nach dem Französischen. Daß für diesen letzten Abend, den Schiller in Mannheim zubringen konnte und an dem Iffland in den beiden gegebenen Stücken wieder auftrat (in Clavigo als Carlos), nicht eine Aufführung der Räuber angesetzt wurde, hängt vielleicht mit Erkrankungen im Schauspielpersonal zusammen: am 30. Mai, dem nächsten Theaterabend, konnte aus diesem Grunde gar nicht gespielt werden.

Sicher aber ist: Schillers Wunsch, seine Räuber wieder

zu sehen, worauf er sich nicht weniger gefreut hatte als auf die erste Aufführung, ist nicht in Erfüllung gegangen. Schon Martersteig (a. a. O. S. 430) hatte darauf hingewiesen, daß die Räuber im Mai 1782 in Mannheim überhaupt nicht aufgeführt worden seien. Weltrich, der, wie Minor II, 628, in der Anmerkung S. 846 auf Martersteigs Einwand hinweist und hierüber in Mannheim selbst Erkundigung einzog und dieselbe Auskunft erhielt, glaubte doch „bis auf Weiteres" dem so bestimmten Bericht Streichers gegenüber an der bisherigen Darstellung festhalten zu müssen. Es kann jetzt aber keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Streichers Gedächtnis ihn in diesem Punkt im Stich gelassen hat. Eine indirekte Bestätigung liegt übrigens in den Briefen Schillers selbst vor. Es ist zu beachten, daß Schiller in seinem Brief an Dalberg vom 4. Juni 1782, in dem er von dem Vergnügen berichtet, das er „zu Mannheim in vollen Zügen genoß", wie in dem folgenden, in dem er ebenfalls der Reise gedenkt, auf die Räuber mit keinem Wort zu reden kommt. Wären diese ihm zuliebe aufgeführt worden, so hätte er in dem Brief nach seiner Rückkehr von Mannheim ganz gewiß die Erfüllung seiner Bitte noch einmal dankend berührt.

Die Schauspieler, deren Silhouetten hier folgen, haben zum größeren Teil auch die Gestalten der anderen Jugenddramen Schillers bei den Aufführungen in Mannheim zum ersten Male verkörpert. Fiesco, den Großmann nach der Buchausgabe schon im Sommer 1783 auf dem Hoftheater in Bonn aufgeführt hatte, kam in Mannheim am 11. Januar 1784 in Schillers Theaterbearbeitung auf die Bühne. Kabale und Liebe folgte am 15. April, nachdem es zwei Tage früher durch die Großmannsche Truppe in Frankfurt seine erste Aufführung erlebt hatte. Mit Beil (Musikus Miller) und Iffland (Kammerdiener des Fürsten) als Gästen wurde das Stück in Anwesenheit Schillers am 3. Mai in Frankfurt wiederholt. Don Carlos wurde in Mannheim am 6. April 1788 zum erstenmal gegeben.

Verzeichnis der Briefe.

I. Von Schiller an

II. An Schiller von

III.

Abbildungen.

Zu Seite 337 und 339.

Die Aufführung der „Jungfrau von Orleans", der Schiller am 17. September 1801 in Leipzig anwohnte, war die dritte, nicht die erste, wie, den gewöhnlichen Angaben entsprechend, S. 337 und 339 angegeben ist. Die erste hatte am 11., die zweite am 13. September stattgefunden: vgl. „Journal des Luxus und der Moden", herausgegeben von Bertuch und Kraus, 1801, S. 555 ff. und über die Aufführung in Anwesenheit des Dichters S. 669, und W. Widmann „Denkwürdige Schiller-Aufführungen in Leipzig", Leipziger Tageblatt 1905, Nr. 585.

